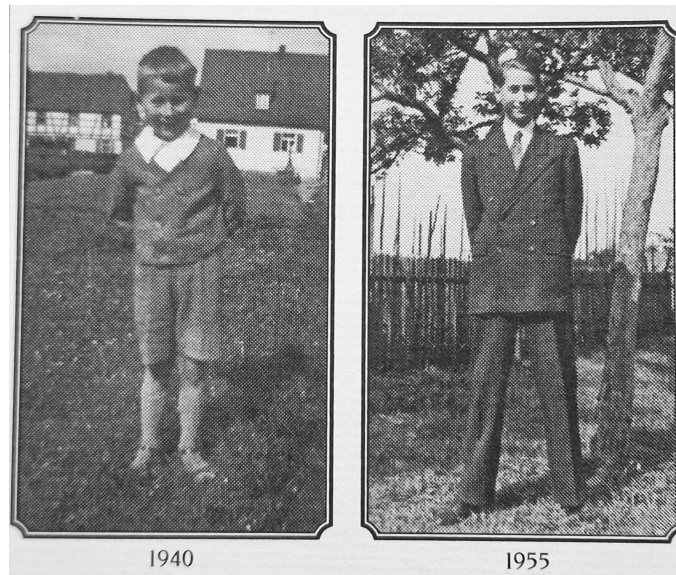


**Erinnerungen
an die Zeit
vor, im und nach
dem Zweiten Weltkrieg**

(1935 bis 1955)



Konrad Holz

Impressum:

Zusammengestellt und für den Inhalt verantwortlich:

Konrad Holz, Jahnstraße 2, 90518 Altdorf b. Nürnberg, ☎ (09187) 28 45.

Bild- und Textbearbeitung: Jonathan Holz.

Alle Beiträge in diesem Buch wurden von mir nach bestem Wissen und eigener Erfahrung sowie anhand meiner persönlichen Unterlagen zusammengestellt.

Dazu fanden auch Veröffentlichungen der "Nürnberger Nachrichten", des "Boten" und aus „Readers Digest“ Verwendung. Etwaige Fehler bitte ich zu entschuldigen.

Download im Internet: <https://juergenholz.de/Der2Weltkrieg-ErinnerungenKonradHolz.pdf>

Stand: September 2025

Inhalt

Widmung	Seite 4
Vorwort	Seite 5
Papas letzter Brief aus Russland	Seite 6
Vom kleinen Dorf Dechendorf in die Stadt Altdorf	Seite 7
Erinnerungen an meine Kinder-, Jugend- und Schulzeit	Seite 15
Der Zweite Weltkrieg beginnt 1939	Seite 69
Unser Alltagsleben in den Kriegsjahren von 1939 bis 1945	Seite 75
Der Zweite Weltkrieg war in Altdorf und im Umland 1945 zu Ende	Seite 107
Die schwierigen Jahre vom Kriegsende 1945 bis zur Währungsreform 1948	Seite 121
Nach der Währungsreform ging es langsam aufwärts (1948 - 1955)	Seite 161
Rückblick: Was haben wir damals alles so gespielt?	Seite 177
Rückblick: Was gab es für uns in Altdorf alles zu entdecken?	Seite 187
Gedanken und Erlebnisse zu Krieg und Frieden	Seite 213
Schreiben des DRK zu Pappas Tod in Russland	Seite 226
NIE WIEDER KRIEG	Seite 228
Nachwort	Seite 229
Der Verfasser	Seite 230

Widmung



Gewidmet
meinen beiden lieben Enkeln Jonathan (hinten) und Julius.

Ich wünsche euch beiden, dass ihr immer in Friedenszeiten leben dürft
und nie die Brutalität und das Leiden eines Krieges bewältigen müsst.

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

wir leben heute in einer Zeit, in der das Leben früherer Generationen keinen allzu großen Stellenwert mehr hat und in der für die Erinnerungen an die Vergangenheit oftmals kein Platz mehr ist. Viele ältere Menschen haben aber eine interessante Lebensgeschichte und sie haben vor allem Zeitgeschichtliches noch selbst erlebt.

„Was du nicht weitergibst, das ist für immer verloren“, mahnt uns der bengalische Dichter Tagore Rabindranath.

So habe ich in diesem Buch über 500 persönliche Geschichten, Lebensübergänge Fakten und Erlebnisse von meinen ersten 20 Lebensjahren zusammengestellt.

Mit eingeschlossen ist auch der Zweite Weltkrieg. (1939 - 1945)

Seine schrecklichen Ereignisse schlugen tiefe Narben in meine Kinderseele.

Es ist kein historisches Fachbuch geworden, sondern ein vielseitiges Mosaik aus Kindheitserinnerungen, Kriegserlebnissen, Trauer, Verlust, Hoffnung und dem Neubeginn in einer zerstörten Welt. Ich hoffe, dass ich damit ein Gesamtbild vermitteln kann, durch das sich unser Leben noch gut nachvollziehen lässt.

Sicher wird auch deutlich, wie schnell doch Normalität in Krieg und Entbehrung umschlagen kann, wie hetzerische Propaganda das Leben, die Sprache, das Denken und Handeln vieler Menschen verändern.

Das Niedergeschriebene soll auch zu den Herzen sprechen, nicht nur zu den Köpfen. Und es soll auch ein wichtiger Mahnruf sein gegen das Vergessen für die, die nicht mehr sprechen können.

Ich bin heute dankbar diese schlimme Kriegszeit bewältigt zu haben, auch wenn ihre Ereignisse, bis heute die Begleiter meiner Lebensgeschichte geblieben sind.

Das sind vor allem die Erinnerungen an unsere Väter, die im Krieg geblieben sind, an unsere Mütter, die mit uns Kindern vollkommen auf sich selbst gestellt waren und an Europa mit seinen über 60 Millionen Toten.

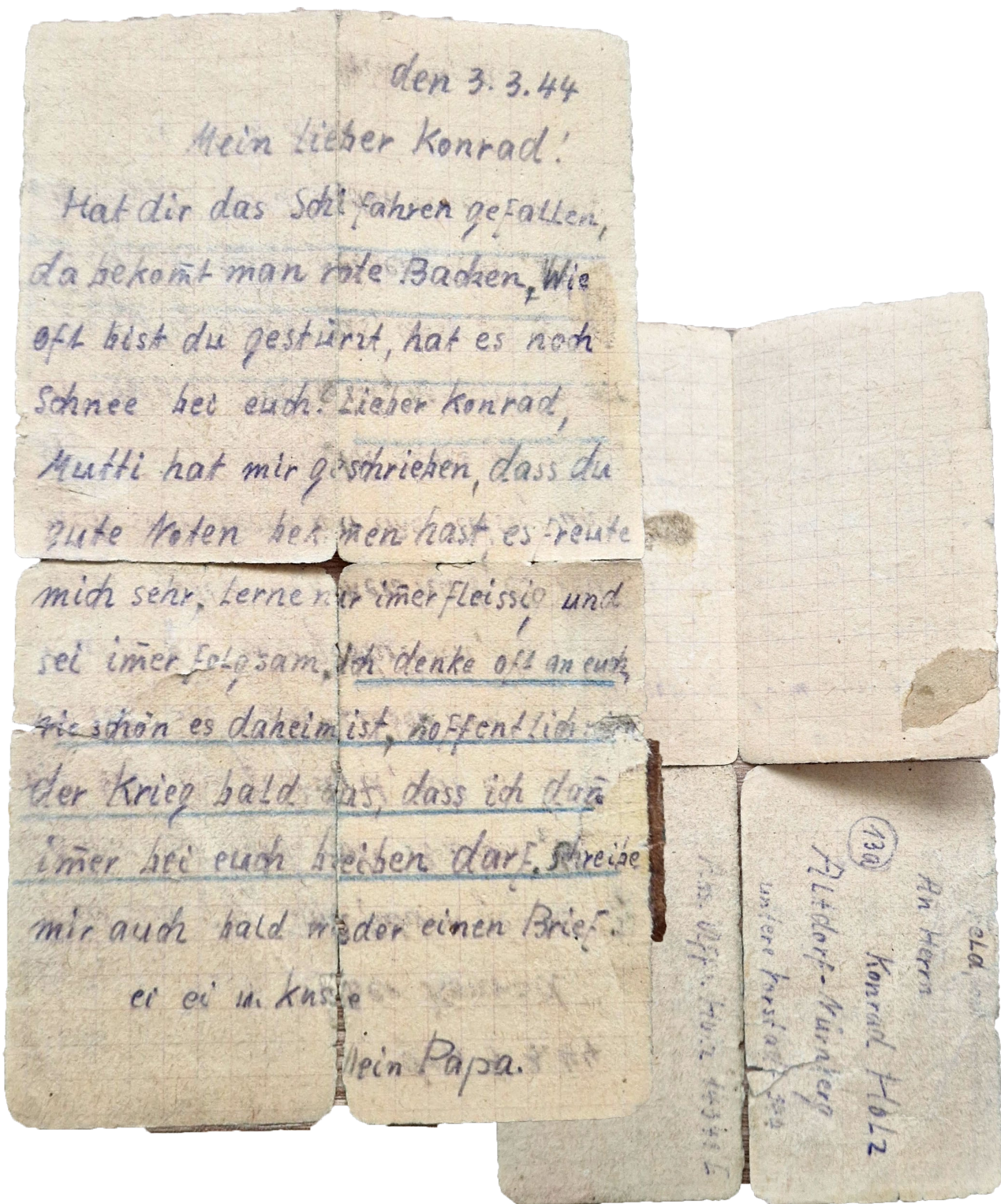
Daher meine Botschaft an alle Menschen:

Frieden, Freiheit und Demokratie sind große Privilegien. Lasst uns alles dafür tun sie weiterhin zu erhalten. Und vor allem: „NIE WIEDER KRIEG!“

Ich wünsche auch allen Lesern, dass sie immer in Frieden leben können und keinen Krieg mit den damit verbundenen schrecklichen Ereignissen bewältigen müssen, ganz besonders meinen beiden lieben Enkeln Jonathan und Julius.

Konrad Holz, im September 2025

Papas letzter Brief aus Russland wurde für mich zum Vermächtnis



Der Tod meines geliebten Papas am 26. Juni 1944 in Russland, war für mich auch ein Grund dieses Buch zu schreiben. Es soll für alle Leser und für die kommenden Generationen eine Mahnung sein: NIE WIEDER KRIEG!

**Vom kleinen Dorf
Dechendorf
in die
Stadt Altdorf**

Sage nicht alles, was du weißt,
aber wisse immer, was du sagst.

Matthias Claudius,
deutscher Dichter, 1740 - 1815

Wichtig ist nicht, dass man im Leben jemand ist,
etwas hat oder nach etwas aussieht.
Wichtig ist, dass man etwas tut,
etwas aufbaut und etwas verändert.

Adolpho Bloch,
Geistlicher und Dichter, Brasilien

Sag ja zu den Überraschungen,
die deine Pläne durchkreuzen, deine Träume zunichte machen,
deinen Tag eine ganz andere Richtung geben,
ja vielleicht deinem Leben.
Sie sind kein Zufall.
Lass dem himmlischen Vater die Freiheit,
selber den Verlauf deiner Tage und Jahre zu bestimmen.

Helder Camara,
Erzbischof, Dichter und Philosoph, Brasilien, 1909 - 1999

„Frieden, Freiheit und Demokratie sind große Privilegien.
Lasst uns alles dafür tun sie zu erhalten.
Und vor allem: „NIE WIEDER KRIEG!“

Konrad Holz, Verfasser

Meine Geburt in Dechendorf bei Schwabach

Mein Leben begann am 30. März 1935 im kleinen Dorf Dechendorf bei Schwabach. Dort lebte meine Mutter mit ihren Geschwistern Tina, Hans und Michael in einem kleinen Bauernhof ihrer Eltern Josef und Margarethe List.

Der kleine Bauernhof mit Scheune, Brunnen, Bauerngarten und einem großen Nussbaum stand auf einer kleinen Anhöhe.

Der Vater meiner Mutter, Josef List, war Landwirt und nebenbei noch beim Forstamt in Schwabach als sogenannter Forsthelfer beschäftigt. Er war vor allem zuständig für die Betreuung des Dechendorfer Waldes.

Ihre Mutter, Margarethe List, geborene Gassner, half mit bei den Arbeiten auf dem Bauernhof und kümmerte sich um die Familie und ihre vier Kinder.

Im Stall, er war in ihr Bauernhaus integriert, standen drei Kühe und zwei Schweine.

In der nahen Scheune waren Geräte, Hühner, Gänse und Enten untergebracht sowie auf dem großen Heuboden das getrocknete Heu und das gedroschene Stroh.

Das WC, ein kleines Holzhäuschen, stand unter einem großen Nussbaum, wenige Meter vom Haus entfernt. Schlimm war das, wenn man es nachts aufsuchen musste.

Dechendorf war ein kleines, idyllisches von Wald und Wiesen umgebenes Dorf mit ca. 18 Häusern und etwa 100 Einwohnern. Die meisten Menschen dort lebten von der Land- und Forstwirtschaft. Schwierigkeiten machten ihnen dabei vor allem die kargen Sandböden rund um das Dorf, die nur zum Kartoffelanbau geeignet waren.

Einige im Dorf bauten darauf auch Tabak an, es war der legendäre „Schwabach Land“. Die meisten Bauern brauchten zum Überleben noch einen Nebenerwerb und arbeiteten deshalb zusätzlich in der neun Kilometer entfernten Stadt Schwabach.

Mein Vater, Konrad Holz, stammte aus dem Altdorfer Ortsteil Rasch und war in Altdorf bei der damaligen Reichspost in verschiedenen Bereichen beschäftigt.

Als Zusteller wurde er 1934 für einige Monate an das Postamt Schwabach abgeordnet. In Ausübung seines Dienstes als Landzusteller, lernte er damals meine Mutter Anna Elisabeth List kennen, und bald danach war ich unterwegs.

Im Hause meiner Großeltern erblickte ich dann am 30. März 1935 das Licht der Welt.

Die Familie zieht nach Altdorf um

Nach der Heirat im November 1935 meiner Eltern, wurde für sie dann Altdorf zu ihrem Lebensmittelpunkt. Sie kauften dort in der Unteren Vorstadt - am heutigen Parkplatz Bleichanger - ein altes Fachwerkhaus und richteten es nach ihren Vorstellungen und Bedürfnissen gemütlich ein.

Nebenan stand das massive Steingebäude der Altdorfer Dreschhalle, in dem jahrzehntelang die Bauern aus Altdorf und den umliegenden Dörfern ihr Getreide zum Dreschen anlieferten. Uns gegenüber befand sich das landwirtschaftliche Anwesen der Nachbarsfamilie Ludwig Reinhold sowie die kleine Gaststätte Zum Schießhaus der Familien Haas/Feuerlein, die heutige Metzgerei Gerstacker.

1939 wurde dann noch neben unserem Haus die moderne Schießanlage der Altdorfer Privilegierten Schützen 1526 gebaut, geschützt von einem zwei Meter hohen und mit Gras bewachsenen Schutzwall. Auf ihm haben wir gerne gespielt.

Die heute gesperrte Hagenhausener Straße von der Schießhausstraße weiter zum Brauhaus und nach Hagenhausen, durfte damals noch in beiden Richtungen mit den Autos und den Fuhrwerken der Altdorfer Landwirte befahren werden.

Mit meinen Eltern fühlte ich mich sehr wohl in unserem alten Haus. In ihm knackten zwar beim Betreten alle Treppen und Fußböden geräuschvoll, aber sonst war es dort sehr gemütlich. Zum Haus gehörten auch noch ein großer Geräteschuppen.

Meine Mama und mein Papa



Meine Mama Elisabeth Holz, geb. List, ist am 11. Januar 1911 in Dechendorf geboren.
Sie starb am 20. August 1999 im Alter von 88 Jahren in Altdorf.



Mein Papa Konrad Holz wurde am 22. März 1906 in Rasch geboren.
Er starb am 26. Juni 1944 mit 38 Jahren im Krankenhaus in Saporischschja (Russland).

Meine Schwester Anneliese wird geboren

Am 25. August 1936 kam dann meine Schwester Anneliese im Nürnberger Klinikum auf die Welt. Sie war ein sogenanntes Sieben-Monats-Kind und hatte in den ersten Wochen nach ihrer Geburt noch intensive ärztliche Hilfe nötig.

Unser Elternhaus brennt ab

1937 brannte es in unserer Stadt Altdorf dreimal:

Am 21. Februar fiel eine Scheune am Plätzlein 3 den Flammen zum Opfer, am 16. April die Bretterhalle der Dampfsägerei Meier in der Rascher Straße und am 1. August 1937 brannten unser Wohnhaus sowie auch die daneben stehende Dreschhalle völlig ab. Teile der benachbarten Gaststätte Zum Schießhaus der Familie Haas/Feuerlein und vom Anwesen Reinhold wurden leicht beschädigt.

Meine Mutter erzählte mir, dass mein Vater damals vom Stammtisch mit seinen Postkollegen im benachbarten Gasthaus Zum Schießhaus nach Hause kam, sich ins Bett legte und eine halbe Stunde später ein knisterndes Geräusch hörte.

Beim Nachsehen entdeckte er die bereits in Flammen stehende Dreschhalle und auch den neben unserem Haus stehenden Holzschuppen.

Es ging dann alles so schnell, dass meine Eltern nur noch das Allernötigste bei der Flucht vor dem brennenden Feuer mitnehmen konnten. Die Altdorfer Feuerwehr war zu dieser Zeit auch noch nicht so gut ausgerüstet wie heute und so brannten die Dreschhalle und unser Haus bis auf die Grundmauern ab. (siehe Seite 12)

Viele helfen beim Weiterleben

Mittel- und wohnungslos standen meine Eltern nun im wahrsten Sinn des Wortes auf der Straße. Meine Mutter musste wegen eines Nervenzusammenbruches mehrere Tage ärztlich im Altdorfer Krankenhaus behandelt werden.

Bis zur Fertigstellung unseres neuen Wohnhauses haben wir dann ein Jahr lang bei Familie Karl und Maria Koch in der Riedener Straße 10 in Altdorf gewohnt.

Im Bekleidungsgeschäft Soldner durften wir uns alle kostenlos neu einkleiden und von der Bevölkerung wurde uns auch noch vieles Lebensnotwendige geschenkt.

Wir ziehen 1938 in unser neues Haus ein

Ein Jahr später, im Oktober 1938, war dann das neue Wohnhaus bezugsfertig.

Es war ein kleines einstöckiges Einfamilienhaus, an der Hagenhausener Straße, erbaut vom Altdorfer Baugeschäft Pühler.

Zum Haus gehörte auch ein großer, schmaler und mit vielen Obstbäumen besetzter Garten, der fast bis zum Altdorfer Brauhaus reichte. In ihm konnten wir Kinder mit unseren Freunden zu jeder Jahreszeit ausgelassen und fröhlich spielen.

Das Gras im hinteren Bereich des Gartens wurde von einigen Altdorfer Landwirten abgemäht und zur Fütterung ihrer Kühe und Schafe verwendet.

Unser Abwasser lief noch in eine Sickergrube

Viele Häuser und Gebäude in Altdorf, auch unser neues Haus, waren damals noch nicht an eine zeitgemäße Kanalisation angeschlossen.

So lief das Abwasser aus der Küche unseres Hauses in eine Sickergrube im Garten, etwa 20 Meter vom Haus entfernt. Die Fäkalien aus der Toilette (auf fränkisch „Abort“) wurden in eine betonierte Grube vor unserem Haus eingeleitet.

Alljährlich kam dann ein Bauer mit einem riesigen Jauchefaß zur Entsorgung.

Da war dann immer ein fürchterlicher Gestank rund um unser Wohnhaus.

1964 wurden wir dann an die städtische Kanalisation angeschlossen.

So wohnten wir in Altdorf

Bilderseite (aus Buch „Jürgen“, Seite 18 und 154 unten)



Ruinen unseres 1937 abgebrannten Hauses.



Unser 1938 erbautes Einfamilienhaus.



Romantischer Blick vom Haus in unseren Garten und zur Hans-Dötsch-Schule.

Die Zeiten werden in Deutschland wieder unruhiger

Nach dem Brand vom 1. August 1937 lebten meine Eltern nun mit meiner Schwester und mir zufrieden in ihrem neuen Domizil am Bleichanger.

Gelegentlich spürten sie aber auch schon, dass sich seit 1935 in Deutschland und in Altdorf Veränderungen anbahnen, die ihnen schon Sorgen bereiteten.

Sie hörten im Radio und lasen in der Zeitung von Verhaftungen, Kirchenkampf und Ausbürgerungen von Menschen. Das machte ihnen schon Angst und Sorgen.

Einiges davon ist auf dieser und den folgenden Seiten niedergeschrieben.

Bertolt Brecht und Karl Barth wurden verurteilt

Das Innen- und Auswärtige Amt in Berlin veröffentlichten am 8. Juni 1935 erstmals eine Ausweisungsliste. Nach ihr wurden 41 Deutschen die Staatsbürgerschaft entzogen. Unter ihnen auch der bekannte Schriftsteller Bertolt Brecht.

Dem in Kirchenkreisen bestens bekannten Schweizer Theologieprofessor Karl Barth wurde seine Lehrtätigkeit entzogen. Er ging zurück nach Basel in der Schweiz.

Die Logen der Freimaurer werden aufgelöst

In Deutschland gab es vor der Machtergreifung Hitlers 1933 internationale Bünde, die sich auf der Basis humanitärer Zielsetzungen, wie Toleranz, Freiheit und Gleichheit, zu Logen organisiert hatten. Nach Meinung der Regierung stehen sie den Juden nahe und seien auch für die Niederlage im Ersten Weltkrieg (1914 – 1918) mit verantwortlich. Trotz Umbenennung der Logen in „Deutscher Christlicher Orden“ und der Anerkennung des „Arierparagraphen“ wurden die 80.000 Anhänger verfolgt, terrorisiert und schließlich am 21. Juli 1935 zur Selbstauflösung gezwungen.

Das „Nürnberger Rassengesetz“ verabschiedet

Auf dem siebten Reichsparteitag der NSDAP am 10. September 1935 in Nürnberg, dem „Reichsparteitag der Freiheit“ verkündet Reichskanzler Adolf Hitler das „Nürnberger Rassengesetz“ („Nürnberger Gesetz“).

Mit ihm wird eine neue Phase der Judendiskriminierung eingeleitet und sie stellten damit auch Antisemitismus und Judenverfolgung auf eine gesetzliche Grundlage.

Weitere Gesetze zur Vernichtung der Juden

Wenig beachtet wurden auch die einige Tage später, am 15. September 1935, in Berlin veröffentlichten Gesetze, das „Reichsbürgergesetz“, das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ sowie das „Reichsflaggengesetz“.

Dadurch wurde die Hakenkreuzfahne zur Reichs- und Nationalfahne erhoben.

Die Reichsfarben sind nun schwarz-weiß-rot.

Diese Gesetze hatten weitreichende Folgen für alle in Deutschland lebenden Juden. Sie sollten auch eine rechtliche Grundlage schaffen, um ein erträgliches Verhältnis zum jüdischen Volk herzustellen. Doch sie degradierten die Juden zu Bürgern zweiter Klasse. Sie schafften auch einen Rahmen für ihre systematische Diskriminierung, an deren Ende ihre Vernichtung in Konzentrationslagern (KZ) stand.

Der Kampf der Nazis mit den Kirchen

Die Verantwortlichen um Adolf Hitler waren nicht zufrieden mit dem Verhältnis zur kath. und evang. Kirche. Auf zwei Synoden in Barmen und Berlin-Dahlem formierte sich 1934 die Bekennende Kirche gegen den Gleichschaltungsdruck des Staates.

Die Gemeindeglieder sollten keine Weisungen mehr von ihrem Pfarrer, sondern von dem zuständigen Reichsminister Hanns Kerrl und den von der Regierung eingesetzten Reichsbischof Ludwig Müller entgegen nehmen.

Eine Trauung unter dem Hakenkreuz ist nun möglich

Auch das war neu: Die NSDAP und ihre Führer wollten der Bevölkerung zeigen, dass man sich auch in einer anderen Form trauen lassen kann. Auf die Frage an die Brautleute, ob sie gewillt seien, die Ehe einzugehen, müssen beide nun antworten „Jawohl, Heil Hitler!“ Bei der Zeremonie hing auch statt des christlichen Kreuzes nun ein NSDAP-Hakenkreuz an der Wand.

Das führte dann wieder zu erneuten Auseinandersetzungen mit den Kirchen.

Der Volksempfänger als Stimmungsmacher

Während die Nationalsozialisten zu Beginn ihrer Herrschaft das Radio vorrangig als Instrument zur Verbreitung ihrer politischen Propaganda sahen, soll es nun auch als Kulturträger eingesetzt werden. Man befürchtete eine Übersättigung der Hörer mit politischen Parolen und legte den Akzent auf unterhaltende Themen. Das waren aktuelle Schlager und klassische Stücke sowie schmissige Militärmusik.

Der preiswerte „Volksempfänger“, er kostete damals unter 100 RM, stand in immer mehr Haushalten und wurde zum wichtigsten Mittel der Massenbeeinflussung durch die NSDAP. Auch in unserem Wohnzimmer stand ein Volksempfänger.

Mit dem Bau der Nürnberger Kongresshalle wird begonnen.

Beim zweiten Tag des Reichsparteitages am 11. September 1935 in Nürnberg, legte Reichskanzler Adolf Hitler auch den Grundstein zum Bau der neuen Kongresshalle.

Das geplante Monumentalwerk mit 60.000 Plätzen sollte nach dem Vorbild des Kolosseum in Rom entstehen. Hitler bei der Grundsteinlegung: „Eine Halle soll sich erheben, die bestimmt ist, die Auslese des Nationalsozialistischen Reiches für Jahrhunderte in ihren Mauern zu versammeln. Wenn aber die Bewegung jemals schweigen sollte, dann wird noch nach Jahrtausenden dieser Zeuge hier reden.“

Sparen: Holzgas statt Benzin

Auch das war neu: Einige Autos mit Holzgas wurde ab 1935 in Betrieb genommen.

Unter dem Motto „Wir fahren nur mit heimischen Stoffen“ wurde ein Auto konstruiert, das statt mit Benzin mit Holzgas fahren kann. Diese Autos waren mit einem Holzgasgenerator ausgerüstet, bei dem 2,5 Kilo Holz einen Liter Benzin ersetzen.

Der im hinteren Teil des Wagens eingebaute Generator musste vor der Fahrt in Brand gesetzt werden, damit das Holz vergasen konnte. Es diente dann zum Antrieb des Motors. Diese Technik hat sich allerdings nicht durchgesetzt. (siehe Seite 184)

Zur Zeit als ich in den vierziger Jahren in die Schule ging, da freuten wir Kinder uns auch immer über den mit einem Holzgasgenerator betriebenen Lastwagen des Altdorfer Geschäftes „Hobermeier“ in der Brauhausstraße. Der hat vielleicht gequalmt.

Parteiversammlungen finden regelmäßig statt

Die NSDAP und ihre Verantwortlichen luden auch immer wieder zu den sogenannten Parteiversammlungen in die Altdorfer Gaststätten ein.

Auffallend war dabei der Hinweis „Erscheinen ist Pflicht“ - „Die Parteiabzeichen sind sichtbar zu tragen - Uniform erwünscht.“

Das waren einige Veränderungen, die meinen Eltern schon große Sorgen bereiteten.

Ein schweres Gewitter über Altdorf

Am 27. März 1935 tobte am Nachmittag ein schweres Gewitter über Altdorf und richtet auf den Fluren und an einigen Häusern in Stadt großen Schaden an.

Es fielen dabei Schnee und Hagel, welche die Stadt für kurze Zeit in eine Winterlandschaft verwandelten.

Erinnerungen an meine Kinder-, Jugend- und Schulzeit

(1935 - 1955)

Weiteres zu meiner Kinder- und Jugendzeit in den Kriegsjahren von 1939 bis 1945 ist auch noch auf den Seiten 75 bis 106 beschrieben.

Unser Wohnviertel ist die Untere Vorstadt

Schauen wir zunächst in der Geschichte unserer 1387 erstmals als Stadt erwähnten Heimatstadt Altdorf zurück auf das 17. und 18. Jahrhundert:

Altdorf war damals von einem mächtigen Mauerring umgeben, mit sechs Türmen, zwei Toren und einem Graben. Eine perfekte und sichere Stadtanlage.

Im frühen 19. Jahrhundert wurde der Altdorfer Stadtgraben zugefüllt, die Mauern und Türme abgebrochen. Dabei sollte auch der Untere Torturm abgerissen werden, doch der Besitzer des Gasthofs Auer nebenan, kaufte ihn für 1000 Goldmark.

Zu dieser Zeit begann dann auch die Besiedelung der Unteren Vorstadt vor der Stadtmauer. Dort standen damals nur ganz wenige Wohnhäuser, darunter auch unseres. Es siedelten hier Menschen an, denen es wirtschaftlich nicht allzu gut ging.

Leben wir wirklich in einem Armenviertel?

Oftmals mussten sich die Bewohner der Unteren Vorstadt den Spruch anhören:

„Ein echter Altdorfer Bürger wohnt in der Stadt und nicht draußen. Vor der Stadtmauer da leben nur die Armen.“ Ebenso kamen die Sticheleien dazu, dass das am Unteren Tor angebaute Toilettenhäusel sich ja auf dem Gebiet der Unteren Vorstadt befinde und nicht „in der Stadt“. „Es stinkt immer in euere Richtung!“

Und wenn man die damals im 19. Jahrhundert an der Schießhausstraße gebauten Häuser betrachtete - bis auf das sehenswerte Fachwerkhaus der Familie Pfeiffer - dann hatten sie ja recht. Alles wirkte in unserem Stadtviertel irgendwie einfach und bescheiden. Wir hatten aber keine Minderwertigkeitsgefühle.

Ja, wir „Untervuurstädter“ waren stolz auf das, was wir in unserem Viertel alles hatten und was in der Stadt nicht angesiedelt war.

Sozial noch schlechter waren damals allerdings die Kinder und Jugendlichen im Westen unserer Stadt, in der Fischbacher Straße, gestellt. Das waren die vom „Spiedel“, eine fränkische Bezeichnung für Armenhaus oder Spital. Sie hatten es noch schwerer als wir, sich in der Schule, oder in der Gesellschaft zu behaupten.

Papa muss leider in den Krieg

Wir lebten als glückliche Familie in unseren Einfamilienhaus am Bleichanger.

Dann begann der Zweite Weltkrieg, der unser Leben so drastisch verändern sollte, denn mein Papa wurde gleich zu Kriegsbeginn als Soldat eingezogen.

Ich war ein Kind mit vier Jahren als am 1. September 1939 mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in unser Nachbarland Polen der Zweite Weltkrieg begann.

Keiner konnte damals ahnen, dass in den folgenden sechs Jahren über 60 Millionen Menschen sterben müssen, darunter 2 Millionen Deutsche. Unter ihnen leider auch mein geliebter Papa und meine beiden Dechendorfer Onkels Hans und Michael List.

Meine mehrmalige Flucht aus dem Kindergarten

Im Frühjahr 1940, ich war fünf Jahre alt, meinte meine Mutter, aus erzieherischen Gründen wäre es für mich gut, den Kindergarten im Altdorfer Löheheim in der Ohmstraße zu besuchen. Ich sah das zwar ganz anders, doch meine lautstarken Proteste halfen nichts. Mama zwang mich trotzdem zum täglichen Besuch.

Ich fühlte mich dort aber einfach nicht wohl und wollte mich auch nicht eingewöhnen. Das einzige Positive war, dass es mittags eine gute Suppe zum Essen gab.

Nachdem ich dann aber Tag für Tag durch ein stets offenstehendes Fenster im Aufenthaltsraum des Löheheims nach draußen flüchtete und nach Hause ging, hatte ich bald gewonnen und brauchte diesen Kindergarten nicht mehr besuchen.

Ich werde in Altdorf eingeschult

Eineinhalb Jahre dauerte schon der Zweite Weltkrieg, als ich an Ostern 1941 als Sechsjähriger in die Altdorfer Volksschule in der Röderstraße eingeschult wurde.

Buben und Mädchen waren damals streng getrennt und eine Klasse zählte meistens 50 bis 60 Schüler oder Schülerinnen.

Trotz dieser Umstellung habe ich mich immer auf die Schule gefreut, konnte ich doch dort täglich meine Freunde und auch andere bekannte Schüler treffen.

Wir hatten eine gute Klassengemeinschaft. In der zwar schon manchmal gestritten wurde, aber es gab kein Mobbing und keine unkameradschaftliches Verhalten.

Das Röderschulhaus wurde 1987 für die Erstellung eines Parkplatzes abgerissen.

Volksschule: Strenge Disziplin bestimmte den Schulunterricht

Der Ablauf unseres Schulunterrichts war geprägt von Lehrkräften, die sehr streng zu uns waren und natürlich auch von den täglichen Ereignissen der Kriegszeit.

Unser Unterricht begann jeden Tag mit einem kräftigen "Guten Morgen, Herr Lehrer!" später „Heil Hitler!“ und endete mit einem lauten „Auf Wiedersehen, Herr Lehrer!“

Mein älterer Onkel erzählte mir, dass sie in ihrer Schulzeit noch den bayerischen König, dessen Bild hinter dem Lehrerpult an der Wand hing, mit einem dreifachen „Hurra, Hurra, Hurra!“ begrüßt haben.

Im Unterricht mussten wir immer mit verschränkten Armen in den engen Holzbänken sitzen, oder die beiden Hände vor uns auf den Tisch legen und vor allem still sein.

Geschrieben wurde mit einem „Griffel“, das war ein Schreibstift, auf eine Schiefertafel. Mit einem nassen Schwamm konnten wir das Geschriebene wieder löschen. Erst später gab es Hefte, Bleistifte, Radiergummi, Tinte und Federhalter.

Volksschule: Ein echter deutscher Junge schreibt rechts

Zum Schreiben mussten wir immer unsere rechte Hand verwenden.

Schreiben mit der linken Hand war streng verboten. Der Lehrer sagte mit ernster Miene: „Ein echter deutscher Junge schreibt rechts!“. Ich war Linkshänder.

Das war für mich nicht einfach und es gab vom Lehrer viele Schläge und lautstarke Ermahnungen bis ich auf rechts „umgewöhnt“ und damit die Vorgaben erfüllt hatte.

Volksschule: Prügelstrafe und Strafarbeiten waren normal

Wer im Unterricht nicht aufmerksam war, oder mit seinem Nachbarn schwätzte, der musste mit schmerzhaften Strafen rechnen.

So wurden die Mädchen mit einem Zeigestock, Bambusrohr oder Lineal auf die Fingerspitzen geschlagen, wir Buben dagegen auf die volle Handfläche.

Manchmal warf der Lehrer auch zornig mit einem Schlüsselbund nach uns, zog uns an den Haaren oder Ohren, oder schlug uns auch ins Gesicht.

Beliebt war auch, dass wir uns manchmal für den Rest der Schulstunde in eine Ecke des Klassenzimmers stellen mussten. Zu unserer Erheiterung haben dann einige Schüler von dort immer lustige Faxen gemacht. Nur durften wir darüber nicht lachen.

Zeitaufwendig waren auch die verordneten schriftlichen Strafarbeiten. Da mussten wir daheim je nach Strafe 50 mal und mehr einen bestimmten Satz schreiben. Zum Beispiel: „Ich darf in der Schule nicht schwätzen!“, oder etwas anderes Sinnloses.

Die Prügelstrafe wurde 1946 durch den damaligen bayerischen Kultusminister Alois Hundhammer (CSU) wieder eingeführt und auch von vielen Altdorfer Lehrkräften leider weiterhin intensiv praktiziert.

Das Röderschulhaus wurde 1987 für die Erstellung einer Parkanlage abgerissen.

Volksschule: Unsere Wünsche an die Lehrer

Oftmals haben wir uns gewünscht, dass unsere Lehrerinnen und Lehrer etwas mehr auf unsere kriegsbedingten, persönlichen Probleme eingehen würden und wir dadurch von ihnen etwas Lebenshilfe bekämen. Unsere Väter waren im Krieg und unsere Mütter waren mit dem Alltagsleben und unserer Erziehung überfordert.

Auch ein gelegentliches Lob oder eine Anerkennung von ihnen waren selten. Unsere Lehrer handelten leider meistens nach dem Motto: „Net g'schimpft, is' gnouch dankt!“ („nicht geschimpft, ist genug gedankt“).

Ich weiss nicht, lag es an ihnen, an uns, oder an der damaligen Zeit?

Wir haben das ausgehalten, uns mit unseren Mitteln dagegen gewehrt, aber unseren Lehrern trotzdem immer den nötigen Respekt erwiesen.

Volksschule: Konrads Geschichte mit den Runkelrüben

Die folgende Geschichte soll das soeben Kritisierte deutlich machen:

Einer unserer Mitschüler hatte große Schwierigkeiten schriftdeutsch zu sprechen. Einmal erzählte er uns vor dem Unterricht voller Stolz, dass er mit seinem Vater am Wochenende einen großen Acker mit „Rangerer“, das waren Futterrüben, vollständig abgeerntet hatte. Er habe von dieser schweren Arbeit heute noch Kreuzschmerzen.

Unser Lehrer fragte an diesem Tag zufällig, was wir denn so am Wochenende gemacht hätten. Auch unser Mitschüler meldete sich schüchtern, um stolz von seinem harten Arbeitstag auf dem Acker zu berichten.

Im schönsten Fränkisch sagte er: „Herr Lehrer, mit unsre Käi (Kühe), simma af unsern Acker g'fohrn und hom dort an aan Dooch (Tag) alle Rangerer - wärkli alle Rangerer - rausgrob'n und hammgfohrn.“ Die Antwort des Lehrers:

„Reinfelder, das heisst Runkelrüben und nicht „Rangerer. Merk Dir das!“

Kein Lob unseres Lehrers über die schwere Arbeit eines Kindes auf dem Acker, kein Schmunzeln über seine spontane Erzählung.

Beim Hinsetzen sagte der Betroffene noch ganz leise: „Der is vielleicht bläid (blöd), des worn doch Rangerer und gor nix anders, der hout doch ka Ahnung!“

Gott sei Dank, hat unser Lehrer diese abfällige Bemerkung nicht gehört.

Volksschule: Der Schulrat kommt

Aufregend für Lehrer und Schüler wurde es auch immer, wenn der Schulrat zu einer Überprüfung des Unterrichts kam. Eine beliebte Frage von ihm war dann oftmals: „Wer kann mir drei der sieben Nürnberger Reichskleinodien sagen?“

Unsere vorher mit dem Lehrer einstudierte Antwort war dann immer: „Die Krona (die Reichskrone), der Säbel (das Reichsschwert) und der Apfel (der Reichsapfel).“

Der Schulrat sagte dann meistens: „Kannst Du das nicht etwas präzisieren sagen?“

Antwort: „Naa, Herr Schulrat!“

Daraufhin waren unsere „Intelligenzler“ in der Klasse gefordert, die dann sogar alle sieben Reichskleinodien aufzählen konnten.

Und wenn unser Rektor Georg Papst mit dabei war und fragte:

„Wer hat sie nach Deutschland wieder zurück gebracht?“, dann musste ich auf seine Aufforderung hin immer laut antworten:

„1938 ließ sie unser Führer wieder von der Hofburg in Wien nach Nürnberg, in die Stadt der Reichsparteitage, zurückbringen. Dort, wo sie auch hingehören.“

Erleichtert und mit einem lauten „Auf Wiedersehen, Herr Schulrat!“ verabschiedeten wir ihn. „Lass de blous su bald nimmer sehgn!“ rief ihm mein Banknachbar nach.

Volksschule: Die Geschichte der Reichskleinodien

In der nächsten Unterrichtsstunde wurden dann die sieben Reichskleinodien wieder ausführlich und eingehend behandelt: Die Reichskrone (10. Jh.), das Reichskreuz (1024/1025), die Heilige Lanze, in die ein Nagel vom Kreuz Christ eingearbeitet sein soll (8./9. Jahrh.), die Kreuzpartikel Christi, das Reichsschwert (11. Jh.), der Reichsapfel (12. Jh.) und der bunte Krönungsmantel (1133/1134). Warum ???

Als Reichskleinodien wurden die Insignien der römisch-deutschen Könige und Kaiser bei ihrer Krönung bezeichnet. Bis zum 15. Jahrhundert waren sie bei den regierenden Herrschern in deren Burgen oder Schlösser sicher gelagert.

Dann ordnete aber Kaiser Sigismund an, dass sie aus Sicherheitsgründen ab sofort in der Reichsstadt Nürnberg „auf ewige Zeiten“ aufbewahrt werden sollten.

Das geschah dann in den Räumen des Nürnberger Heilig-Geist-Spitals.

Durch die Kriegereignisse 1800/1801 veranlasste Kaiser Franz II, dann die Verlegung der Reichskleinodien nach Österreich, in die Hofburg nach Wien.

Dort waren sie dann über 100 Jahre aufbewahrt.

1938 ließ sie Adolf Hitler nach der Eingliederung Österreichs aber wieder nach Nürnberg, in die Stadt der Reichsparteitage, zurückbringen.

Nach der Einnahme Nürnbergs 1945 durch die Amerikaner, gaben sie diese 1946 dann wieder an das Kunsthistorische Museum in Wien zurück. Ein Hin und Her der Lagerung war damit zu Ende, denn dort befinden sie sich heute noch.

Wenn wir Schüler damals so kenntnisreich geantwortet hätten, dann wären Schulrat und unser Lehrer sehr zufrieden mit uns gewesen.

Volksschule: Ehrung für eine sportliche Leistung

Einmal stand auch ich bei einer Unterrichtsstunde im Mittelpunkt.

Nicht wegen einer strengen Bestrafung, nein, ich hatte als Achtjähriger bei einem Sportfest 3,40 m im Weitsprung erreicht. Ich habe mich sehr darüber gefreut.

Viele Nürnberger Kinder leiden an den Folgen der Fliegerangriffe

Ab 1943 wurden auch einige Nürnberger Schüler bei ihren Verwandten in Altdorf einquartiert, die dann den Unterricht in unserer Volksschule besuchten. Viele von ihnen wirkten durch die schrecklichen Flächenbombardements auf ihre Stadt traumatisiert, verstört und seelisch beschädigt. Sie zuckten pausenlos mit den Augen, weinten und waren oft sehr aggressiv. Ihre von Bombenangst geprägten Erzählungen waren für uns immer schrecklich anzuhören. Manchmal weinten wir in der Pause mit ihnen, denn Leid verbindet. (siehe Seite 96 und 97)

Die Gemeinschaft war uns immer wichtig

An einem Ferientag im Sommer war wieder einmal ein Fußballspiel zwischen den Mannschaften der „Stadt“ gegen uns, die „Untervuurstädter“, angesetzt.

Alle Spieler, ein Erwachsener als Schiedsrichter und ein prall aufgepumpter Fußball waren da, ein aufgepumpter Fußball war vorhanden, nur unser „Stürmerstar“ Helmut Müller, der „Kickers“ kam nicht.

Als er endlich anmarschiert kam, da war er aber nicht alleine, sondern in Begleitung von sieben Gänsen. „I ka heit net mit eich spiel'n, i mou unsere Gäns häit'n (hüten)“.

Nach Absprache der beiden Mannschaften, wurde dann das Fußballspiel abgesagt und wir gingen zusammen mit Helmut und seinen Gänsen auf eine Wiese beim Brauhaus und hüteten sie dort. Dabei wurde fröhlich gesungen und viel gelacht.

Ja, die Gemeinschaft hatte damals noch einen hohen Stellenwert.

Volksschule: Die Rache an unserem Herrn Lehrer

Heute hatten wir in der Schule Heimatunterricht. Allerdings nicht so, wie wir uns das vorstellten. Es gab keine Hinweise auf die vielen Sehenswürdigkeiten im Altdorfer Umland, die uns doch so interessiert hätten. Mehrmals hörten wir dabei vom Lehrer auch immer vorwurfsvoll den Satz: „Schämt euch, das muss man doch wissen!“ Da reichte es meinen Mitschülern und mir, da musste nun was geschehen!

In einem ausgeliehenen Buch hatte ich von den sieben Weltwundern gelesen. Das passte, damit zeigen wir unserem Lehrer einmal, dass er auch nicht alles weiß.

Jeder von uns Vier musste sich je nach Schwierigkeit ein oder zwei der sieben Weltwunder einprägen. Im nächsten Heimatkundeunterricht provozierte der Mutigste der Klasse unseren Lehrer mit dem Satz: „Herr Lehrer, Sie wissen doch immer alles?“ Bevor er antworten konnte schob er noch nach: „Können sie uns die sieben Weltwunder aufzählen? Alle sieben, Sie wissen das doch!“ Stille im Klassenzimmer.

Dann antwortete unser Lehrer etwas irritiert: „Drei weiß ich, die Pyramiden von Gizeh, den Koloss von Rhodos und die Hängenden Gärten.“

Darauf war aus der Klasse laut zu hören: „Sichst, der wass doch aa net alles!“

Bevor unser Lehrer darauf reagieren konnte, legten wir vier gleich los, nannten zusammen die sieben Weltwunder und erklärten sie auch noch kurz.

(1) Die 30 Meter hohe Bronzestatue des Koloss von Rhodos auf der gleichnamigen Insel, die an den Sonnen- und Stadtgott Helios erinnert.

(2) Die Pyramiden von Gizeh (Ägypten).

Die drei Pyramiden von Gizeh in Ägypten gehören zu den bekanntesten und ältesten erhaltenen Bauwerken der Menschheit.

(3) Der Tempel der Artemis in Ephesos (Türkei).

Dieser Tempel war damals der griechischen Göttin Artemis gewidmet. Ephesos wurde dann später eine der größten Städte der Antike.

(4) Die Hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon.

Die Hängenden Gärten der Semiramis, sie wurden auch die hängenden Gärten von Babylon genannt, waren eine riesige Gartenanlage in Babylon am Euphrat.

(5) Die Zeus-Statue des Phidias (Griechenland).

Diese 13 Meter hohe und aus Gold und Elfenbein gefertigte Zeusstatue war die sitzende Statue des Gottes Zeus, gefertigt für den Zeustempel von Olympia.

(6) Das Grab des Königs Mausolos II. zu Halikarnassos (Türkei).

Das prachtvolle Grabmal des Königs Mausolos in der antiken griechischen Stadt Halikarnassos (heute Bodrum). Diesen Text konnte nur Martin Becker aufsagen!

(7) Der Leuchtturm auf der Insel Pharos vor Alexandria (Ägypten).

Dieser Turm war der erste historisch überlieferte Leuchtturm und mit seinen 160 Metern auch der höchste, der je gebaut wurde. 1523 haben ihn die Ritter des Johanniterordens abgebrochen, um Baumaterial für ihre Festung S. Peter zu haben.

Tumultartiger Applaus unserer Mitschüler nach unserem Beitrag.

Nur unser Lehrer war nicht begeistert und fühlte sich bloßgestellt. In den kommenden Wochen wurden wir weiterhin mit seinen Fragen bombardiert und hörten dann wieder den uns bestens bekannten Satz „Schämt euch, das muss man doch wissen!“ Mehrmals war danach aus der Klasse von einem Mitschüler leise zu hören:

„Aber Sie wissen ja auch nicht alles, Herr Lehrer!“ „Wer war das?“ Keine Antwort!

Spaß hatten wir alle an dieser Aktion gehabt, die eigentlich für den Besuch des sehr strengen Schulrats geplant war. Doch dann verließ uns der Mut zwei Erwachsene zu blamieren und dafür vielleicht bestraft zu werden.

Volksschule: Fröhlicher Religionsunterricht mit Pfarrer Beck

Geliebt haben wir damals auch unseren Pfarrer Beck.

Er konnte vor allem sehr anschaulich und lebendig erzählen, dadurch waren seine Schilderungen und Erzählungen in den Religionsstunden für uns immer spannend.

Wenn wir im Unterricht diszipliniert waren, dann erzählte er uns ab und zu noch einige interessante Geschichten von seinem geliebten Schäferhund Rex.

Wenn wir wollten, dann durften wir Rex am Nachmittag auch im Pfarrhaus hinter der Kirche besuchen und manchmal auch ausführen.

Mehrmals gingen wir mit Pfarrer Beck auch in die nahe Laurentiuskirche und freuten uns über das, was er uns dort zeigte und erklärte. Gerne erzählte er uns einige Geschichten aus dem Leben des Altdorfer Kirchenpatrons Laurentius.

Laurentius war ein junger Diakon, der während der Verfolgungszeit der Kirche in der Christengemeinde zu Rom für die Armen und Hilfsbedürftigen zu sorgen hatte.

Im Jahr 258 n. Chr. befahl ihm der Kaiser Valerian, weil er in ihm den Verwalter von kirchlichen Reichtümern vermutete, alle Schätze der Kirche an ihn auszuliefern.

Laurentius führte ihm daraufhin die Armen seiner Kirchengemeinde vor:

„Das sind nach dem Wort Christi die Schätze der Kirche!“

Kaiser Valerian war darüber so verärgert, dass er Laurentius deswegen auf einem glühenden Rost hinrichten ließ. Deshalb erscheint auf Darstellungen Laurentius immer mit seinem Marterwerkzeug, dem Rost, in der Hand. (siehe auch Seite 47)

An seinem Todestag, so Pfarrer Beck, ist auch der Kirchweihstag in Altdorf, der immer am 10. August begangen wird.

Diesen Tag prägten wir uns dann ein und konnten mit diesem Wissen auch unsere Eltern und manchen (gescheitern) Altdorfer Erwachsenen überraschen.

Erinnerungen: Gerne gingen wir auch in den Kindergottesdienst

Als Kinder gingen wir auch gerne in den sonntäglichen Kindergottesdienst in der Altdorfer Laurentiuskirche. Er begann für die etwa 150 gekommenen Kinder immer um 11 Uhr nach dem Hauptgottesdienst der Erwachsenen.

Da damals die Predigt von Dekan Nägelsbach, und später auch von Dekan Distler, aber meistens über 50 Minuten dauerte, war der um 9.30 begonnene Gottesdienst für die Erwachsenen deshalb oftmals kurz vor, oder nach 11 Uhr noch nicht zu Ende.

Da waren die Kirchenbesucher dann froh, dass wir Kinder laut lärmend vor der Kirche standen und durch mehrmaliges Öffnen der Kirchentüren dafür sorgten, dass dadurch der Gottesdienst drinnen dann bald ein schnelles Ende fand.

Wie lief dann so ein Kindergottesdienst in der Kirche ab?

Nach der Begrüßung durch den Pfarrer und einem gemeinsam gesungenen Lied, wurden die vielen anwesenden Kinder den sogenannten Kindergottesdienst-Helfern zugeteilt. Die gingen mit uns dann zu den vorher schon festgelegten Plätzen in der Kirche. Das waren das sogenannte Kirchenschiff, der ebenerdige Teil der Kirche, oder sie verteilten sich auch oben auf den zwei Emporen.

Dort wurde uns dann etwa 20 Minuten lang eine Geschichte aus dem Alten oder Neuen Testament erzählt.

Ob das spannend war, das hing immer von dem Erzähltalent der Kindergottesdienst-Helfer ab. Dekan Nägelsbach ging dabei von einer Gruppe zur anderen und hörte kurz zu; nicht immer zur Freude der Erzähler.

Danach wurde noch gemeinsam ein bekanntes Kirchenlied gesungen und gebetet und dann stürmten wir alle wieder fröhlich hinaus auf den Marktplatz.

Kindergottesdienst: Erzähl talent Gretl Pickel

Der Star unter den Kindergottesdienst-Helfern war Gretl Pickel.

Eine für uns zwar ältere Dame, die laut und schön singen konnte, die aber auch ein sehr lebendiges Talent beim Erzählungen der biblischen Geschichten hatte.

So freuten wir uns jeden Sonntag auf den Kindergottesdienst und auf das, was sie uns aus der Bibel erzählte. Wenn sie ab und zu mit ihrer Erzählung etwas früher fertig war, dann folgte meistens noch ein lustiges Gedicht, oder auch eine Geschichte aus ihrem abwechslungsreichen Leben, oder sonst etwas Erbauliches.

An eine Geschichte mit dem Titel "Nie wieder", die sie uns mehrmals erzählt hat, denke ich bis heute noch zurück. Mit ihr hat sie uns Kindern auf eindrückliche Weise deutlich gemacht, dass wir in unserem Leben und Verhalten die Menschen schätzen und sie nicht nach ihrem Stand oder Ansehen beurteilen sollen.

Kindergottesdienst: Die Geschichte "Nie wieder!"

Diese Geschichte "Nie wieder!" berichtet von einem Dorfpfarrer, der einen Mann beerdigen musste, der über 60 Jahre lang seine Dorfkirche nicht mehr betreten hatte. Von seinen Angehörigen erfuhr er beim Trauergespräch eine traurige Geschichte.

Der Verstorbene war eins von vielen Kindern einer sehr armen Familie im Dorf.

Als Zehnjähriger wurde der Junge von den Nachbarskindern zum Kindergottesdienst mitgenommen. Zum ersten Mal in seinem Leben hörte er eine biblische Erzählung und sang begeistert die fröhlichen Glaubenslieder mit.

Nach dem Kindergottesdienst nahm die Helferin ihn beiseite und sagte:

"Junge, komm' bitte am nächsten Sonntag nicht wieder mit diesen zerrissenen Kleidern. Wir sind doch hier im Hause Gottes."

Der Junge blickte verschämt über seine geflickte Hose herunter auf seine nackten, etwas verschmutzten Füße und antwortete leise: "Nie wieder will ich es tun, nie wieder werde ich diese Kirche betreten!" Und das hat er durchgehalten, bis er nun im Sarg aufgebahrt in seiner Dorfkirche lag.

Nach dieser Erzählung fügte dann Gretl Pickel immer ernst hinzu:

"Kinder, wie anders wäre doch sein Leben verlaufen, wenn diese Kindergottesdienst-Helferin den Jungen damals in die Arme genommen und zu ihm gesagt hätte:

Junge, ich freue mich, dass du jeden Sonntag kommst, denn Jesus hat dich ganz lieb. Komm weiterhin, du bist hier in dieser Kirche immer herzlich willkommen!"

Uns ermahnte sie dann an alle Menschen Liebe zu verschenken, das Leben mit ihnen teilen, Freude zu bereiten, Hände zu reichen und die 10 Gebote einzuhalten.

Mich hat Gretl Pickel mit ihren Erzählungen und mit ihrer fröhlichen, christlichen Art so beeindruckt, dass ich von 1948 bis 1953 als Kindergottesdienst-Helfer in unserer Kirchengemeinde mitgearbeitet habe.

Der „Nick-Neger“ im Kindergottesdienst

Wir Kinder erinnerten uns auch an die Zeit im Altdorfer Kindergottesdienst, in der wir von Menschen anderer Hautfarbe ein positives Weltbild vermittelt bekommen hatten.

So wurde die sonntägliche Kollekte in der Laurentiuskirche für die Missionsarbeit in Afrika immer mit einer mechanischen Spendenbox eingesammelt, auf der ein dunkelhäutiger Mann stand, das „Negerle“, der sogenannte „Nick-Neger“.

Beim Hineinwerfen einer Münze nickte er dankbar mit dem Kopf. Das hat uns immer beeindruckt. Und 1945 waren nach der Einnahme Altdorfs durch die Amerikaner echte, dunkelhäutige Menschen bei uns. Ja, sie sprachen und spielten mit uns. Wir waren von ihnen und ihrer herzlichen Art begeistert. (siehe Seite 111 und 133)

Die Kirche bot uns eine gute Freizeitgestaltung

Abwechslung in unser Leben brachte in der Kriegszeit auch das Angebot der evangelischen Kirchengemeinde Altdorf. Von den damaligen Auseinandersetzungen der Kirche gegen die regierenden Nazis um den Herrschaftsanspruch der deutschen Jugendlichen (HJ und BDM) bekamen wir Kinder in Altdorf nichts mit.

Mit ihren wöchentlichen Gruppenstunden für Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts und den beliebten sonntäglichen Kindergottesdiensten, bereicherte die Altdorfer Kirchengemeinde unsere Freizeitgestaltung. Dadurch hatten die Kirche und auch ihre Pfarrer einen großen Stellenwert bei uns Kindern und Jugendlichen.

Diese kirchliche Jugendarbeit geschah damals altersmäßig gestaffelt und streng getrennt nach Buben und Mädchen, in der Jungschar- und Jungenschaftsgruppe.

Es gab Gruppenstunden für die 8- bis 10-Jährigen, für die 10- bis 13-Jährigen, für die 13- bis 16-Jährigen und für die über 16 Jahre alten Jugendlichen.

Die Zusammenkünfte der männlichen Kinder und Jugendlichen fanden in einem Nebenzimmer des Gasthofes Schwarzer Bär am Marktplatz statt (das Gebäude neben der Metzgerei Nißbeck). Sie wurden von Diakon Georg Keil geleitet, der von den Altdorfer Pfarrern Nägelsbach und Beck unterstützt wurde.

Die Mädchen trafen sich in einem kleinen Raum hinter der Kirche.

Wir waren damals gerne in diesen Gruppenstunden, haben dort christliche Werte und Hilfe für unser Leben vermittelt bekommen, haben gemeinsam gesungen und gespielt, gebetet und auch neue Freunde gefunden.

Wenn wir in unserer Kirchengemeinde gebraucht wurden, dann halfen wir gerne mit. Vor allem Diakon Stich und die Mesnerin Tischner unterstützten wir gerne beim Schmücken des Altars und des Kircheninneren bei größeren kirchlichen Feiertagen.

Auch das sei erwähnt: Wegen der fehlenden Räumlichkeiten in Altdorf war der Speisesaal im örtlichen Wichernhaus - nicht der große Betsaal - ein beliebter Veranstaltungsraum für öffentliche Veranstaltungen.

Die strengen Altdorfer Polizisten

Auch die Altdorfer Polizisten mit ihren strengen Kontrollen gehörten zum Stadtbild und zu unserem Leben. So war es damals streng verboten im Winter auf der vom Hutgeschäft Möller abfallenden Brauhausstraße mit dem Schlitten hinabzufahren. Wir taten es trotzdem und versteckten uns halt schnell, wenn die Polizei kam.

Ab und zu kontrollierten die beiden Polizisten auch das Fahrverbot für Radfahrer im Kapellgraben, oder den Zustand unserer nicht immer so verkehrssicheren Fahrräder. Dabei ergaben sich allerdings keine Beanstandungen.

Bei unseren harmlosen Raufereien in der Stadt zwischen uns Jugendlichen waren wir immer froh, dass keine Polizei in der Nähe war und eingriff. Diese Attacken waren nämlich meistens harmlos und nur unserem jugendlichen Übermut geschuldet.

In den Ferien meistens bei den Großeltern auf dem Land

Die Ferien verbrachte ich meistens bei meinen geliebten Großeltern auf ihrem Bauernhof in Dechendorf bei Schwabach. Sie waren stets für meine Schwester und mich sowie für meine beiden Cousins Richard und Albert (List) da.

Opa Josef war beim Forstamt Schwabach an einigen Tagen in der Woche tätig, Oma Margarethe (wir nannten sie alle „Mutter“) war die Chefin des Bauernhofes.

Sie lebte uns mit ihrer fröhlichen und lebensbejahenden Art Nächstenliebe, Respekt, christliche Werte und auch die Freude am Leben vor.

Opa zeigt und vermittelt uns den Wald und die Natur

Und da war noch unser Opa mit seiner naturverbundenen Begeisterung, großen Geduld und vor allem mit seinem handwerklichen Können.

Was hat der doch alles fachgerecht repariert, was man heute wegwerfen würde.

Es war auch immer schön ihn als Kind auf dem Weg in die Kirche nach Rohr, oder bei seinen Kontrollgängen durch den Dechendorfer Wald zu begleiten.

Unser Opa hat dabei gerne erzählt, aus seinem harten Leben als Bauernbub, von den Eigenarten einiger Menschen im Dorf und auch von den vielen sehenswerten Dingen draußen in der Natur.

Er zeigte meinen beiden Cousins Albert, Richard und mir auch im Dechendorfer Wald die besten Plätze, an denen Pilze (Steinpilze, Rotkappen, Pfifferlinge) sowie Preiselbeeren, Schwarzbeeren, Himbeeren und Brombeeren wuchsen.

Auch essbare Kräuter auf den Wiesen hat er uns gezeigt und uns auch vermittelt, dass man aus jungen Brennesselblättern schmackhaften Spinat machen kann.

Oftmals haben wir dadurch auch unsere Oma überrascht, wenn wir mit einer großen Menge selbst gesammelten Pilze für ein reichliches Mittagessen bei ihr ankamen.

Opa erklärte uns im Wald auch die verschiedenen Baumarten und zeigte uns seltene Vögel, Käfer und andere Tiere. Manchmal auch einen riesigen Ameisenhaufen.

Bei seinen Erläuterungen führte er uns immer sehr liebevoll an der Hand.

Meine Opa liebte auch die Berge, obwohl er in seinem Leben noch nie im Gebirge war, dort einen Berggipfel gesehen hat, oder auf einem stand.

Glücklich war er als er einmal mit mir gemeinsam auf dem höchsten Berg im Schwabacher Land stand, dem 451 m hohen Haufbuck und dem nahen etwas niedrigeren 418 m hohen Hinterberg in der Nähe seines Wohnorts Dechendorf.

Allerdings hatten wir uns dabei zeitlich ziemlich überschätzt und konnten erst gegen 15 Uhr mit Oma zu Mittag essen.

Die Lebensmittelkarte ist weiterhin wichtig

Um eine gerechte Verteilung der vorhandenen Lebensmittel in Deutschland zu garantieren, gab es seit 1939 für jede Familie die Lebensmittelkarte, sie wurde auch „Nährmittelkarte“ genannt. Mit ihr konnte man einkaufen.

Diese Lebensmittelkarte bestand aus mehreren Feldern mit den Bezeichnungen für Brot, Butter, Milch und sonstigen Lebensmitteln sowie für die "Sonderzuteilungen".

Ihre Abschnitte wurden beim Kauf abgestempelt, oder abgeschnitten.

Nach der Bezahlung erhielt man dann die gewünschte Ware.

Der gute alte Gemischwarenladen

Was man damals im Laden kaufen konnte, das war in Säcken und Fässern sowie in den Schubladen der Kolonialläden, oder Gemischwarenläden aufbewahrt.

Gewogen und schon abgepackt so wie heute war damals nichts, es gab auch noch keine Selbstbedienung. Die Ladenkasse hatte eine große Kurbel..

Auf der Verkaufstheke stand auch eine große Waage mit einer Kurbel.

Mit ihr wurde das Gewicht der eingekauften Waren ermittelt und diese dann in einer Papiertüte verpackt an den Kunden abgegeben.

Es gab damals beim Einkaufen keinerlei Hektik in den Geschäften, man plauderte angeregt miteinander und erzählte sich die Neuigkeiten aus der Stadt.

Leider lernten wir Kinder dort die Erwachsenen auch manchmal von einer negativen Seite kennen, sie drängten sich vor und verhielten sich uns Kindern gegenüber nicht immer fair und korrekt. Da waren viele kein Vorbild für uns!

Mit Opa zum Kirchenbesuch in Rohr

Ferien bei den Großeltern auf dem Lande, das war im Zweiten Weltkrieg und auch noch die Jahre danach für meine beiden Cousins und mich stets ein Riesenerlebnis. Auch ich freute ich mich immer darauf längere Zeit bei Oma und Opa in ihrem kleinen Bauernhof in Dechendorf bei Schwabach.

In besonderer Erinnerung geblieben ist mir auch der weite Weg mit Opa und den vielen Erwachsenen Sonntag für Sonntag zum Gottesdienstbesuch von Dechendorf in das vier Kilometer entfernte Kirchdorf Rohr.

Besonders an Weihnachten war es in der Rohrer Kirche besonders schön und feierlich. Nachdem die frühe Stallarbeit gemacht war, trafen sich am Sonntag kurz vor 8 Uhr am Ortsausgang die Männer des Dorfes, schwarz gekleidet und mit einem Hut auf dem Kopf, zum gemeinsamen Kirchengang nach Rohr. Die Frauen blieben zu Hause und bereiteten das Mittagessen vor. Für sie gab es vierzehntägig an einem Werktagabend eine Bibelstunde im Hause meiner Großeltern.

Auf dem verschneiten Weg nach Rohr wurde viel gesprochen und auch immer sehr laut diskutiert. Im Nachbardorf Prünst kamen dann noch weitere Männer dazu und die Lautstärke der geführten Unterhaltung steigerte sich nochmals. Wenn wir Kinder das Bedürfnis hatten an der Hand geführt zu werden, dann suchten wir unseren Opa und wenn der beschäftigt war, irgendeinen mitgehenden Bauern. Jeder von ihnen nahm uns immer fürsorglich an der Hand.

Kurz vor Rohr hörten wir dann das Läuten der Glocken von der bereits sichtbaren Kirche. Nun mussten wir uns beeilen, um noch pünktlich im Gotteshaus zu sein.

Nach dem Betreten der weihnachtlich geschmückten Kirche, beeindruckte uns vor allem die im Chorraum aufgestellte Weihnachtskrippe. In der geheizten Kirche saßen wir dann auf den harten Holzbänken inmitten der Erwachsenen und amüsierten uns während der Predigt über die bei ihnen so nach und nach einsetzende Müdigkeit. Ihre Köpfe sanken langsam nach unten, oder zur Seite.

Sah der predigende Pfarrer von seiner Kanzel aus, dass seine von der frühen Stallarbeit müden Bauern immer mehr eingeschlafen waren, dann unterbrach er kurz seine Predigt, gab dem Organisten ein Zeichen und der trat mit aller Gewalt auf die Fußpedale seiner Orgel. Bei diesen Tönen, es hörte sich für uns Kinder wie ein lautes Gewitter an, fuhren die meisten Köpfe der Schläfer erschrocken hoch und lauschten danach hellwach der weiteren Predigt.

Für uns Kinder war daher immer das Spannendste am Gottesdienst, die Reaktionen der eingeschlafenen Bauern nach dem "Weckruf" des Organisten zu beobachten. Darunter war auch mein Opa und wir hatten dann daheim beim Mittagessen unserer Oma immer eine lustige Episode aus der Kirche zu erzählen. Wenn sie uns allerdings nach den gesungenen Liedern fragte, dann hatten wir diese leider meistens vergessen. Die wußte dann aber unser Opa, trotz seines „Kirchenschlafs“.

Unvergesslich war für uns Kinder auch, dass wir am Ende des Gottesdienstes nach vorne in den Chorraum durften, um von dort mit den Erwachsenen gemeinsam das Lied „O, du fröhliche“ zu singen. Wir fühlten uns dabei wie die in der Nähe beheimateten Windsbacher Sängerknaben.

Auf dem Rückweg nach Dechendorf bekamen wir manchmal von einigen Bauern ein „Zehnerle“ (10-Pfennig-Münze) als Weihnachtsgeschenk. Im Haus freuten wir uns dann auf die von unserer Oma zubereitete Weihnachtsgans und am Nachmittag auf den Rundgang durch das Dorf. Dabei konnten wir unsere Weihnachtswünsche aussprechen, mit den bettlägerigen, alten Menschen einige Weihnachtslieder singen, ihnen Gedichte vortragen und die bescheidenen Geschenke der Kinder anschauen.

Es gibt seit 1933 auch einen Muttertag

1933 wurde der Muttertag zum öffentlichen Feiertag erklärt und erstmals am 3. Mai 1934 als „Gedenk- und Ehrentag der deutschen Mütter“ begangen.

1938 wurde zusätzlich das Ehrenkreuz der Deutschen Mutter eingeführt, das am Muttertag am 21. Mai 1939 erstmals verliehen wurde.

Das Ehrenzeichen gab es in Gold, Silber und Bronze mit dem Hakenzeichen und der Aufschrift „DER DEUTSCHEN MUTTER“.

Es war in folgende Kategorien eingeteilt:

Erste Stufe (Gold) wenn eine Frau acht oder mehr Kinder hatte.

Zweite Stufe (Silber) wenn sie sechs oder sieben Kindern hatte.

Dritte Stufe (Bronze) wenn sie vier oder fünf Kinder hatte.

Wegen der vielen für die Auszeichnung notwendigen Kinder wurde der Orden im Volksmund auch abfällig „Karnickelkreuz“ genannt.

Für meine Schwester und mich war es aber selbstverständlich an diesem Tag unserer lieben Mama einen schönen Blumenstrauß aus Wiesenblumen zu schenken.

Schwierig war der Umgang mit den Mädchen

Nähere Kontakte mit Altdorfer Mädchen waren in der Nachkriegszeit schwierig.

Es war in unserer Jugendzeit schon ein sehr heikles Thema und auch ein ebenso hartes Stück Arbeit ihnen näher zu kommen. Fast alles war so geregelt, dass Begegnungen mit dem anderen Geschlecht schwierig oder unmöglich waren.

Das begann in der Schule mit getrennten Klassen und setzte sich auch fort in der Jugendarbeit der evang. Kirche mit getrennten Gruppen für Mädchen und Buben.

Und damit das so blieb, da halfen viele dazu: Mütter, Lehrer, Nachbarn, Pfarrer u.a. (Siehe auch Seite 156 „Altdorfer Fenstergucker“)

Zu einer wichtigen Begegnungsstätte wurden dann für uns jungen Männern die Gottesdienste in unserer Laurentiuskirche. Dort saßen wir Buben auf der ersten Empore (Marktplatzseite). Gegenüber, genau in unserer Blickrichtung, die Mädchen von der weiblichen Gemeindejugend, zu denen ja kein Kontakt erwünscht war.

Dazwischen die Predigtkanzel auf welcher der Geistliche predigend und mit einem strengen Kontrollblick stand.

Was kann man dagegen tun und etwas ändern? So haben wir im CVJM Altdorf dann angeregt bei öffentlichen Veranstaltungen immer ein Theaterstück aufzuführen, das von Mädchen und Buben zusammen eingeübt und aufgeführt wird.

Ein Volltreffer! Es gab bei den Proben, die konnten für uns nicht oft und lange sein, lustige Dialoge und auch ein näheres Kennenlernen und fröhliches Miteinander.

Die Einstudierung hatte Lehrer Alfred Wiebauer vom Wichernhaus übernommen.

Das gab uns dann den Mut die Rollen zusammen auswendig zu lernen und zu proben. Das geschah meistens bei einer langen Wanderung am Sonntagnachmittag.

Nach der immer gleichen Wanderung durch die Schlucht der Teufelskirche nach Prackenfels (Einkehr im Jugendheim Prackenfels) und durch das Pfaffental wieder zurück nach Altdorf. Dabei gab es im schwierigen Gelände immer die Möglichkeit den Mädchen gelegentlich auch Hilfestellungen per Hand zu leisten.

Diese gemeinsamen Wanderungen und das Theaterspielen brachten dann den Durchbruch und herzliche Freundschaften zu den Mädels entstanden.

Eine von ihnen, ein blondes, fröhliches Mädels mit Namen Erika Heindel, hat mir besonders gut gefallen. Aber sie wollte von mir halt lange Zeit gar nichts wissen.

1960 haben wir beide dann geheiratet und waren über 63 Jahre verheiratet.

Opa und seine beliebten Wettervorhersagen

Begeistert waren wir Kinder immer, wenn wir mit Opa über das Wetter und seine genaue Wettervorhersage für die kommenden Tage redeten.

Er und die anderen Bauern in Dechendorf waren wahre Wetterexperten.

Sie beobachteten den Himmel, die Sonne, den Mond, den Morgentau und auch das Verhalten verschiedener Tiere und zogen daraus ihre Schlüsse.

So erklärte Opa uns Kindern, dass ein Hof um den Mond, oder die nach einem Regenguss plötzlich scheinende Sonne, oder eine eigenartige weiße Dämmerung am Abend immer für Schlechtwetter Sorge.

Bei Abendrot dagegen gibt es immer schönes Wetter, bei Morgenrot allerdings Schlechtes. Ein hellblauer Himmel verspricht meistens Schönwetter.

Auch verschiedene Tiere und Insekten waren zuverlässige Wetterboten.

So bleibt es schön, wenn die Spinnen an ihren Netzen weben und Mückenschwärme in der Abendsonne herumtanzen. Krabbeln die Ameisen im Wald dagegen hektisch auf ihrem Bau herum, dann gibt es bald Regen, oder ein Gewitter.

Allerdings wurden wir im Sommer beim Heimfahren des Heus - entgegen ihrer Wettervorhersage - oftmals von einem plötzlich aufziehenden Gewitter mit starken Regenfällen überrascht. Das nahmen die Bauern aber meistens sehr gelassen hin. Nur der "Wetterprophet", der sich so geirrt hatte, musste sich danach von seinen Dorfbewohnern schon Unwissenheit vorwerfen lassen.

Opa erzählt auch vom Geld ohne Wert

Wenn bei meinen Großeltern manchmal kein Geld mehr zum Leben vorhanden war, dann sagte mein Opa oftmals zu Oma: „Erinnerst du dich noch daran, dass wir einmal Milliardäre waren und jetzt ist unser Geldbeutel leer!“

Da haben meine Cousins Albert, Richard und ich schon gestaunt und neugierig nachgefragt, warum sie es heute nicht mehr sind. Opa nahm sich dann die Zeit und erzählte uns von den Jahren nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg (1914 - 1918), von der Weimarer Republik und von der schrecklichen Inflation 1923.

Als Deutschland den Ersten Weltkrieg verloren hatte, stellten die Siegermächte gewaltige Reparationsforderungen. Außerdem mussten die 1914 von der deutschen Bevölkerung für die Kriegsführung an den Staat geliehenen Kriegsanleihen zurück gezahlt werden. Auch die seit dem Ersten Weltkrieg voranschreitende Inflation stieg immer mehr an. Der deutsche Staat ließ daraufhin tonnenweise ungedeckte Banknoten drucken. 30 Papierfabriken und 130 Druckereien sollen rund um die Uhr mit der Herstellung von Papiergeld beschäftigt gewesen sein.

Opa erzählte auch, dass das Geld oftmals innerhalb weniger Stunden an Wert verlor. So verkauften sie im Sommer 1923 auf ihrem Bauernhof 1 Liter Milch für 1.400 Mark, kurz vor Weihnachten dann für 360 Milliarden Mark. Der Preis für ein Hühnerei stieg im gleichen Zeitraum von 800 auf 320 Milliarden Mark.

So wurden nach und nach alle Rücklagen der deutschen Bürger wertlos und es kam zu einer rasenden Geldentwertung.

Im November 1923 wurde dann eine neue Währung, die Rentenmark, eingeführt.

Ihr Kurs war: 1 Billion Mark = 1 Rentenmark. Im Oktober 1924 folgte dann die Reichsmark und der deutsche Staat war wieder zahlungsfähig.

Wir hörten immer mit offenem Mund zu, wenn Opa aus dieser Zeit erzählte und uns auch noch einen aus dem Jahr 1923 aufbewahrte Geldschein (eine Reichsbanknote) über 20 Milliarden Mark zeigte und wir hatten damals höchstens 20 Pfennige in unserer Hosentasche.

Der „Warneck“ in Dechendorf war der Held unserer Kinderzeit

Ich war in den Schulferien während des Krieges gerne bei meinen Großeltern in meinem Geburtsort Dechendorf. Dort gab es immer genügend zu essen und mit meinen beiden Vettern Albert und Richard List und den dortigen Dorfkindern war stets für Abwechslung gesorgt. Wir mussten zwar gelegentlich auf den Wiesen und Äckern bei der Feldarbeit mithelfen, hatten aber immer genügend Freizeit zum gemeinsamen Spielen und wir waren eine verschworene Gemeinschaft.

Auch viele Menschen im Dorf lernten wir kennen. Einen, er wurde von allen nur der "Warneck" genannt, hatten wir besonders ins Herz geschlossen. Er bewohnte ein kleines, ebenerdiges Haus neben dem Milchhäuschen, nahe am Dorfbach.

"Warneck" brachte uns bei, wie man mit den Händen Forellen fängt, zeigte uns, wie man mit einem Spiegel einen Reisighaufen entzünden kann, erklärte uns Pflanzen, Tiere, Vögel, Frösche und alles, was Kinder eben so interessierte. Er war immer da, hatte Zeit, arbeitete wenig und besaß trotzdem alles was er zum Leben brauchte.

Als wir eines Tages am Bach spielten, da kam der Landpolizist aus dem Nachbardorf Rohr und ging schnurstracks und ohne uns zu beachten auf das Haus von unserem Freund "Warneck" zu. Der hatte ihn aber schon kommen sehen, verschwand schnell ins Haus und sperrte die Haustüre ab.

Der Polizist klopfte mehrmals kräftig an die Tür. Keine Reaktion.

Dann sahen wir Kinder, wie "Warneck" aus dem Fenster der Rückseite seines Hauses herauskletterte, ruhig auf der Dorfstraße zu einer nahen Haselnushecke ging und sich dahinter versteckte. Fröhlich winkte er dabei uns Kindern zu.

Wir lachten darüber laut. Der Dorfpolizist schimpfte, denn er meinte, das gelte seinem ergebnislosen Klopfen an der Haustür.

"Ich habe ihn doch noch vor dem Haus stehen sehen!" schimpfte er.

"Wir auch!" riefen wir ihm zu und suchten dann schnell das Weite, denn ein Polizist war damals noch eine echte Respektsperson. Kopfschüttelnd und unverrichteter Dinge marschierte der Polizist dann wieder ab.

Am Abend erzählte dann unser Opa, dass einer der reichen Bauern im Dorf die Hälfte von seinem Holzstoß vermisste. Sie war auf wundersame Weise bei einer kinderreichen Bauernfamilie im Dorf abgeladen worden.

Diesen Vorfall hätte der Polizist protokollarisch bearbeiten sollen.

Ob dieser Holzdiebstahl später noch aufgeklärt und der Täter bestraft wurde, weiß ich nicht. Für uns Kinder war der "Warneck" jedenfalls ein echter Held. (Seite 96)

Oma warf nichts weg, sie konnte alles gebrauchen

In Dechendorf, auch in Altdorf, gab es nach dem Kriege noch keine Müllabfuhr.

Es wurde damals auch nichts weggeworfen, sondern alles aufgehoben, irgendwann konnte man davon ja vielleicht wieder etwas gebrauchen.

So standen in einer Ecke in Omas geräumiger Küche ein großes Regal mit offenen Fächern und eine große Holzkiste, in denen alles aufbewahrt wurde, was man heute sicher wegwerfen würde.

Omas Regal und Kiste waren damals gut gefüllt mit verbeulten Töpfen, kurzen Seil- und Schnurstücken, zerbrochenen Flaschen und Blumenvasen, abgerissenen Schnürsenkeln, einzelnen Kettengliedern, krummen Nägeln, abgebrochenen Holzlöffeln, Stoff- und Papierresten und noch vielen anderen Gegenständen.

Für uns Kinder war Omas „Rumpelecke“ eine echte Schatzkammer und Fundgrube. Größere nicht mehr intakte landwirtschaftliche Gegenstände hat Opa auf dem Dachboden der Scheune gelagert. Ersatzteile davon konnte man immer gebrauchen.

Die öffentliche Fernsprechstelle in Dechendorf

Ich war in den Sommerferien 1944 wieder bei meinen Großeltern, als die Post bei ihnen - allerdings zum Schrecken meiner Oma - eine "Öffentliche Fernsprechstelle" einrichtete. Damit war es nun künftig möglich, über die Telefonzentrale in Nürnberg abgehende und ankommende Telefongespräche zu führen.

Am Tag des Einbaus ging meine Oma zum Arbeiten auf ihren Kartoffelacker, um ja nicht dabei sein zu müssen, wenn dieses "schreckliche und neumodische Zeug" in ihrem Hause eingebaut wird.

Als die beiden Fernmeldetechniker mit ihrer Arbeit fertig waren, hing an der Wand im Schlafzimmer meiner Großeltern ein hellbrauner, stabiler Holzkasten, an dem ein Hörrohr, eine Kurbel, ein Sprechmikrofon und zwei Klingeln befestigt waren.

Wir Kinder waren mächtig stolz über diese moderne Errungenschaft, nur unsere Oma teilte uns mit, dass sie nie etwas mit diesem Gerät zu tun haben wolle und es auch nie bedienen werde. Dieses Versprechen hat sie bis zu ihrem Tode gehalten.

Wenn es dann läutete, lief Oma anfangs immer vor das Haus und rief uns Kindern laut seufzend zu "Telefon, Telefon!"

Wir haben uns über jeden Anruf gefreut, haben schnell den schweren Telefonhörer abgenommen, uns immer freundlich gemeldet, die entsprechende Nachricht entgegengenommen, oder den zu einem Gespräch verlangten Teilnehmer aus dem Dorf herbeigeholt. Und wir haben dieses "moderne Zeug" gerne und vor allem, wenn hilflose Dorfbewohner wegtelefonieren wollten, auch richtig bedient: die Kurbel gedreht, mit der Telefonzentrale gesprochen und alles weitere veranlasst.

Die Telekom wäre heute stolz auf unseren damaligen Kundenservice.

Oftmals haben wir von den danebenstehenden Erwachsenen den Ausruf gehört: "Kinder, in was für einer Zeit leben wir denn?" Was würden sie und meine Oma wohl heute ausrufen, wenn sie ein modernes Telefon oder ein Handy sehen würden?

Wir Kinder lernen Opa das Radfahren

Mein Opa war in Schwabach als Forstgehilfe beim dortigen Forstamt beschäftigt. Wenn er am Morgen nicht mit dem Milchauto nach Schwabach fahren konnte, dann musste er zu Fuß zu seiner Arbeitsstelle gehen. Das waren immerhin einfach neun Kilometer und am Abend die gleiche Strecke müde von der Arbeit nochmals zurück.

Als er älter war, da wurde der Weg zu Fuß nach Schwabach für ihn doch sehr beschwerlich. So beschloss er das Radfahren zu lernen, um mit dem Fahrrad etwas bequemer nach Schwabach zu kommen. Das war im Alter von 55 Jahren schon ein Problem. Wir durften ihm dabei helfen, doch es war Schwerstarbeit, einem Erwachsenen das Fahrradfahren beizubringen. Wir übten und übten mit ihm.

Nach zwei Wochen meinten wir, Opa würde es nun beherrschen.

Von seinem Haus aus schob er jeden Tag sein Fahrrad den leicht abfallenden Hang hinunter, dann weiter durch das gesamte Dorf. Am Dorfende wagte er es dann endlich aufzusteigen und von dort schlecht und recht nach Schwabach zu fahren.

Wir wussten auch, wann Opa in etwa von seiner Arbeitsstelle zurück ins Dorf kommen würden und standen am Wiesenweg zwischen Volkersgau und Dechendorf - gut versteckt hinter einer dichten Hecke - und warteten. Es war kein schöner Anblick, als er kam und manchmal auf dem schmalen Wiesenweg auch stürzte.

Opa fand dann eine praktikable Lösung: er schob stellenweise sein Fahrrad nach Schwabach und am Abend wieder zurück und stützte sich dabei beim Gehen ab.

Aus gesundheitlichen Gründen durfte er bald darauf in Rente gehen.

Trotzdem waren wir Kinder stolz, dass wir ihm das Radfahren beigebracht hatten.

Ostern und das Suchen der Ostereier

Neben Weihnachten und Silvester hatte auch das Osterfest einen großen Stellenwert bei uns Kindern in Altdorf. Vor allem das Suchen des Osternestes.

Wenn schönes Wetter war mussten wir in unserem Garten suchen, bei schlechtem Wetter hatte der Osterhase alles im Hause versteckt.

In unserem großen Garten und dem Holzgebäude mit Hühnerstall, gab es sehr viele Plätze, an denen der Osterhase das Osternest verstecken konnte: unter der Hecke, unter Bäumen und Sträuchern, hinter den Blumen oder im Kellerabgang.

Manchmal war die Suche ganz schön anstrengend.

Einmal bekam ich nichts vom Osterhasen, weil ich Tage zuvor mit meinen Freunden wieder einmal etwas Dummes angestellt hatte.

War ich in den Osterferien bei meinen Großeltern, dann konnte ich mich immer auf Ostern freuen. Wir Kinder glaubten noch an den Osterhasen, den Pelzmärtl, den Weihnachtsmann, an den Storch, der die kleinen Kinder bringt sowie an den „Nachtgieger“, der dafür sorgt, dass man am Abend rechtzeitig daheim ist.

Kamen wir vom Kirchgang mit Opa von Rohr zurück, dann machten wir uns gleich auf die Suche nach dem von unserer Oma liebevoll gestalteten und gut versteckten Körbchen mit den bunt bemalten Ostereiern und einem gebackenen Osterlamm.

Sie hatte die Körbchen meistens rund um die Scheune im Gras versteckt, damit wir nicht so lange suchen mussten. Groß war unsere Freude dann immer, wenn wir die Osterkörbchen fanden und sie vor allem gut gefüllt waren.

So färbten Mama und Oma damals die Ostereier

Färbemittel für die Ostereier hatten die Menschen im Krieg keine.

Die hart gekochten Eiern wurden von ihnen mit Rote-Bete-Saft (für rote), mit Preiselbeersaft (für rosa), mit Spinat oder Gras (für grüne) und mit Blaukrautblätter (für blaue) gefärbt. Damit sie schön glänzten wurden sie nach dem Färben noch mit einer Speckschwarte kräftig eingerieben.

Am Nachmittag trafen sich dann in Dechendorf alle Dorfkinder, um ihre Ostereier zu zeigen und gemeinsam mit ihnen zu spielen. Beliebte Spiele unter uns Kindern waren vor allem das Eierrollen und das Eierpicken. Wer sein Ei am weitesten rollte, oder am höchsten warf, ohne dass es beschädigt wurde, der hatte gewonnen.

Beim Eierpicken wurden zwei Eier so lange aneinandergestoßen bis eines knackte.

In der Not von Oma lernen

Meine Oma Margarethe List war eine sehr gläubige Frau und praktizierte auch ihren Glauben. Eines Morgens gab es für uns Kinder nur noch gekochte Milch zum Frühstück, weil das Brot aus war und erst in zwei Tagen wieder gebacken werden konnte. Nur zwei Scheiben Brot lagen noch für Opa zum Mittagessen im Brotkasten.

Da kam der Briefträger und sagte: „List'n Mutter, ich habe heute noch nichts gegessen, hast Du nicht ein Stück Brot für mich?“

Oma kämpfte eine Minute mit sich, dann öffnete sie die Schublade und gab - zum Schrecken von uns Kindern - dem Briefträger die letzten zwei Scheiben Brot.

Als er weg war, da mussten wir in den Wald gehen und für das Mittagessen „Gelberla“ (Pflifferlinge) sammeln. Wir hatten Glück und fanden an den uns bekannten Plätzen im Dechendorfer Wald reichlich von diesen essbaren Pilzen.

Als Opa nach Haus kam freute er sich, dass es heute ein Festessen gab.

Oma sagte uns Kinder nach dem Essen: „Merkt euch, wer mit offenen Händen und Herzen gibt, den beschenkt Gott reichlich!“

Oma zeigt uns das Dörren von Obst

Rund um das Bauernhaus meiner Großeltern in Dechendorf standen viele Obstbäume. Sie trugen reichlich Früchte, die wir Kinder gerne aßen und die unsere Oma mit uns in den Herbstwochen auf vielfältige Art haltbar machte.

Das geschah durch das „Dörren“. Obst zu dörren, das heißt es zu trocknen und dadurch für längere Zeit haltbar zu machen.

Oma schürte dazu den Kachelofen an und wir legten die blauen Zwetschgen zum Trocknen auf ein Bratblech und schoben das dann in die Backröhre. Das Türchen vor der Backröhre, darauf wies uns Oma immer hin, muss leicht geöffnet bleiben, damit die Feuchtigkeit der Zwetschgen entweichen kann. Auch Äpfel und Birnen haben wir geschält, in Ringe geschnitten und wenn sie gedörrt waren an einer Schnur aufgefädelt. Da hatten wir Kinder dann immer eine essbare Halskette.

Das Brotbacken im eigenen Backofen war immer ein Fest

Am Rande des Bauerngartens meiner Großeltern in Dechendorf stand ein gemauerter Backofen, in dem mehrmals im Jahr Brot gebacken wurde.

Dieses kleine, weiß getünchte Steingebäude mit seinem roten Ziegeldach übte stets eine große Faszination auf uns Kinder aus.

So war auch der Backtag für uns immer ein sehr aufregender Tag.

In der Küche wurde in einem riesigen Backtrog der Brotteig zusammengemengt. Oma vermischte dazu große Mengen von Weizen, Sauerteig, lauwarmes Wasser und Salz zu einem Teig. Bei dieser anstrengenden Knetarbeit durften wir Kinder, nachdem wir unsere Hände gründlich gewaschen hatten, auch mitarbeiten.

Nach dem Gärprozess wurden aus dem Teig dann von den Großeltern etwa acht Laib Brot geformt und in der Küche auf ein langes Brett gelegt.

Stunden zuvor hatte Opa den Backofen mit großen Holzscheiten gefüllt und alles angezündet. Weitere Holzscheite durften wir Kinder von Zeit zu Zeit nachlegen.

War dann alles niedergebrannt, dann wurde die Glut im Ofen gleichmäßig verteilt und eine Stunde später entfernt. Mit einem nassen Sack, der auf einen Stab gewickelt war, hat Opa dann den Ofenboden gründlich gereinigt.

Dann durften wir Kinder die Kontrolle der Ofentemperatur machen.

Dazu legten wir mehrere Kornähren in den Backofen. Verbrannten sie, dann war der Ofen zu heiß. Wurden die Ähren aber nach und nach schön braun, so war die Temperatur für das Backen des Brotteiges gerade richtig.

Dann kam Opa mit dem riesigen Brett, auf dem die geformten Brotlaibe lagen, ritzte mit einem großen Messer noch ein Kreuz auf jeden Brotlaib und schob sie dann mit dem Backschießer in den Ofen. Nach dem Brotbacken haben wir oftmals noch Äpfel, Birnen und Zwetschgen in den warmen Backofen zum Trocknen gelegt, oder aus den Brotteigresten auch einen Brotkuchen gebacken. Nach dem zweitägigen Lagern des Brotes wurde es dann angeschnitten und genüsslich verspeist.

Wir haben als Kinder und Jugendliche viel gesungen

Auch das Singen hatte bei uns Kindern einen großen Stellenwert.

Wenn wir uns im Freundeskreis zum Spielen oder zum Sport trafen, mit dem Fahrrad fahren, oder wanderten, dann wurde dabei gemeinsam immer laut gesungen.

Manchmal haben wir uns dabei auch kurze Sing- und Theaterspiele ausgedacht.

Gerne sangen wir auch unsere Volks- und Wanderlieder mit Gitarrenbegleitung in den Gruppenstunden der Kirchengemeinde, am abendlichen Lagerfeuer bei unseren Zeltlagern, oder auch im Zug bei der Fahrt nach Nürnberg zum Gymnasium.

Das Tabak „aufhängen“ war immer eine fröhliche Angelegenheit

Der Tabakanbau hatte im Schwabacher Land und auch bei einigen Bauern in meinem Geburtsort Dechendorf eine lange Tradition.

Für uns Kinder wurde es immer spannend, wenn die Tabakernte vorbei war und die vielen Tabakblätter zum Trocknen aufgehängt werden mussten.

Dazu war auch unsere tatkräftige Mithilfe erwünscht.

So saßen wir an vielen Tagen mit den Erwachsenen im Freien beisammen und „fädelten“ die kräftigen Stiele der Tabakblätter mit einer großen Nadel auf und schoben sie dann auf die daran befestigte etwa einen Meter lange Schnur weiter.

Danach wurde dieses grüne „Tabakband“ einige Tage am Scheunentor zum Trocknen in der Sonne aufgehängt und dann anschließend mehrere Wochen abgedunkelt in der Scheune aufbewahrt.

Dadurch verfärbten sich die grünen Tabakblätter und wurden nach und nach braun.

Bei dieser Arbeit ging es immer sehr fröhlich und ausgelassen zu und es wurde dabei auch gemeinsam viel gesungen und lustige Geschichten erzählt.

Nach der Trocknung hatte dann jeder Bauer in Dechendorf seine spezielle Technik für die Weiterverarbeitung des Tabaks.

Meistens wurde der getrocknete Tabak fein geschnitten („Feinschnitt“) und an die Selbstversorger in Schwabach und seinem Umland verkauft.

Sie drehten sich dann mit Hilfe von Zigaretten- oder auch dünnem Zeitungspapier ihre Zigaretten. Unser Opa stopfte den Tabak gelegentlich in seine Pfeife.

Das Heuen wurde zu einem fröhlichen Gemeinschaftserlebnis

In den Sommerferien mussten wir auch bei der Heuernte in Altdorf, oder bei den Großeltern in Dechendorf mithelfen.

Das geschah mehrmals mit dem Heu-Umschlagen, dem Wenden („Heiwend'n“) des Grases mit einem Rechen. Dazu musste das getrocknete Heu vor dem Abtransport erst zu schnurgeraden Reihen auf der Wiese zusammengereicht werden.

Manchmal mussten wir auch nur das Essen für die Mittagspause der Beschäftigten zur Wiese bringen. Dafür war in großen Krügen mit Essig gemischtes Wasser abgefüllt, Brot, geräuchertes Fleisch und gekochte Eier lagen in einem Tragekorb.

Das Essen auf der Wiese wurde dann zu einem echten Gemeinschaftserlebnis.

Dazu kamen auch noch die auf den benachbarten Wiesen arbeitenden Menschen.

Danach machten die Männer einen kurzen Mittagsschlaf, die Frauen unterhielten sich, wir Kinder spielten oder tollten umher.

Nur das aus Polen von den Nazis für die Arbeit in der deutschen Landwirtschaft gewaltsam entführte Mädchen Eva saß meistens traurig mit dabei. (siehe Seite 95)

Auch wir Kinder konnten sie oft nicht aufheitern.

Aufregend war dann immer das Aufladen und Heimfahren des Heus.

Meterhoch wurde der von zwei Kühen gezogenen Wagen gemeinsam beladen und oben drauf dann der riesige Heubaum gelegt und mit Seilen befestigt.

Das Schwierigste war aber immer das Herausfahren des hoch beladenen Wagens von der Wiese auf die befestigte Schotterstraße. Links und rechts wurde dabei während der Fahrt von allen mit den Gabeln und Rechen gegen die Ladung gedrückt, damit das Fahrzeug nicht kippte.

Alle atmeten auch immer auf, wenn wir glücklich den kurzen Anstieg hinauf zum Bauernhof unseres Opas bewältigt hatten. Dann wurde in der Scheune das Heu noch abgeladen und durch eine Luke nach oben auf den Heuboden befördert.

Damit war nun die Versorgung des Viehs im Winter gesichert.

Das mühsame Krautstampfen

Im Herbst war es auf dem Bauernhof meiner Großeltern üblich das im Garten angebaute Weißkraut zu verarbeiten und für den Winter einzulagern. Dazu war auch die Mitarbeit von uns Kindern gefragt.

Zuerst wurde das benötigte Holzfass gründlich mit Wasser gereinigt. Einen Wasserschlauch hatten wir nicht und so mussten meine beiden Cousins Albert und Richard mit mir das dazu benötigte Wasser mühsam mit einem Eimer aus dem Brunnen hoch ziehen. Nach der Fassreinigung legte Opa einige vorgeheizte Backsteine in das Faß und deckte es mit einer dicken Wolldecke ab (Desinfektion).

Im Haus wurde mittlerweile von Oma und Tante Babette das Kraut gehobelt.

Dazu verwendeten sie einen hölzernen Krauthobel. Das war ein dickes Brett, auf dem mehrere Messerklingen angeschraubt waren, über die dann ein kleiner Holzkasten mit dem halbierten Krautskopf hin- und hergeschoben wurde.

Vorher wurde aus den Krautsköpfen noch der Strunk herausgeschnitten.

Wenn dann das Fass mit einer Lage des gehobelten Krauts gefüllt war, begann unsere Stampfarbeit. Dafür mussten wir unsere Füße gründlich waschen und weiße Socken anziehen. Dann wurde auf das im Fass eingelagerte Kraut unermüdlich getreten, bis sich Saft bildete. Zwischendurch streute Oma noch Salz und auch einige Gewürze darüber, legte die nächste Schicht Weißkraut darauf und unsere Arbeit begann von neuem. Danach wurde das gefüllte Faß in den Keller transportiert, Opa legte noch einige Bretter und schwere Steine darauf. Fertig!

Ängstlich waren wir allerdings immer im Sommer, wenn wir barfuß aus dem nicht beleuchteten Keller einen Topf Kraut aus dem Faß holen sollten. Dort lebte nämlich eine Kröte und wir hatten immer Angst mit unseren nackten Füßen auf sie zu treten.

Das Läuten der Kirchenglocken war eine Herausforderung

Neben meinen Großeltern in Dechendorf hatte in meiner Kinderzeit auch meine Tante Anni (Schmidt) in Buchschwabach, ihr Haus stand direkt an der Bundesstraße zwischen Nürnberg und Ansbach, einen wichtigen Stellenwert.

Obwohl auch sie ihren Ehemann in Russland verloren hatte, war sie trotzdem eine liebenswerte und aufgeschlossene Frau geblieben.

Durch ihren Garten und Anwesen floss ein kleiner Bach, auf dem ihre Enten und Gänse schwammen und an dem wir Kinder mit ihrer Tochter Frieda spielen konnten. Außerdem durften wir immer barfuß laufen, hatten auch Zeit den Bauern dort bei ihrer Arbeit im Stall und auf dem Feld zuzuschauen und manchmal auch zu helfen.

Meine Tante Anni war auch die Mesnerin an der dortigen kleinen Dorfkirche und ich durfte ihr sehr oft das Glockenläuten per Hand abnehmen.

Das tägliche Glockenläuten in der Kirche war immer ein schönes Ferienerlebnis.

Außerdem probte in ihrem Hause der Buchschwabacher Posaunenchor unter der Leitung des Nürnberger Posaunenwartes Georg Grosch.

Ich wurde beim Zuhören so inspiriert, dass ich später beim Altdorfer Posaunenchor das Spielen einer Posaune erlernte und dann auch freudig mitspielte.

Wie man eine Posaune spielt, das hatte mir dann Fritz Krasser beigebracht.

Im Haus meiner Tante wohnte auch ihr taubstummer Bruder Heinrich.

Er hatte in der Nürnberger Taubstummenanstalt das Schuhmacherhandwerk gelernt und betrieb im Haus eine kleine Werkstatt. Wir Kinder durften ihm dort bei der Arbeit zuschauen und ab und zu auch eine Schuhsohle aufleimen, oder sonstige leichte Arbeiten machen. Wir waren gerne in seiner Werkstatt, denn es roch dort immer so angenehm nach Leder.

Papas letzter Fronturlaub bei uns

An Weihnachten 1943 bekam Papa zwei Wochen Urlaub von der Front.

Ich war acht Jahre und erinnere mich nur noch sehr vage an ihn und an diese Zeit. Ich erinnere mich nur, dass wir zusammen im Garten noch einen Schneemann gebaut haben, der dort mehrere Wochen stand. Papa hat ihm damals noch eine alte Postmütze auf den Kopf gesetzt. Bis zum Abtauen und Wegschmelzen war dieser von uns gebaute Schneemann dann unser „Altdorfer Postbote“.

Mama war in dieser Zeit fröhlich und ausgeglichen. Sie lachte viel und war glücklich.

Bei Papas Abschied zum Jahresende 1943 spürte sie vielleicht aber auch schon, dass es ihr letztes Beisammensein gewesen sein könnte.

Sie weinte beim Abschied von Papa wie ich es von ihr noch nicht erlebt hatte und war sehr traurig als er ging. Und es war auch das letzte Zusammensein der beiden!

Drei Monate später, am 12. März 1944, wurde Papa als vermisst gemeldet.

Wir haben uns im Leben leider nie mehr gesehen. Verdammter Krieg.

Papas letzter Brief aus Russland

Ich war 1939 vier Jahre alt, als mein Papa in den Krieg ziehen musste.

An dieses Ereignis und auch daran, dass er bis 1944 einige Male von der Kriegsfront auf Heimaturlaub nach Hause kam, habe ich aber fast keine Erinnerungen mehr.

Nur daran, dass ich meinen Papa in meiner Kinder- und Jugendzeit, und auch später noch, sehr vermisste. Und meine Mutter weinte immer viel.

Sie waren beide kaum verheiratet und dann doch schon wieder getrennt.

Am 3. März 1944 hatte mir mein Papa (Unteroffizier, Feldpostnummer 14341 E) aus Russland noch den einen letzten Brief geschrieben:

„Mein lieber Konrad, hat dir das Skifahren gefallen, da bekommt man rote Backen? Wie oft bist du gestürzt, hat es noch Schnee bei euch? Mutti hat mir geschrieben, dass du gute Noten bekommen hast, das freute mich sehr. Lerne immer fleißig und sei immer folgsam. Ich denke oft an euch, wie schön es daheim ist. Hoffentlich ist dieser Krieg bald aus, dass ich dann immer bei euch bleiben darf. Schreibe mir auch bald wieder einen Brief. Ei, Ei und Kussle. Dein Papa“.

Dieser Brief (siehe Seite 6) aus Russland war Papas letztes Lebenszeichen.

Mein Papa 1944 in Russland vermisst

Einige Tage nach Ostern 1944 kehrten wir von einem Besuch meiner Großeltern aus Dechendorf bei Schwabach heim nach Altdorf.

An der TV-Turnhalle kam uns eine Altdorfer Frau entgegen und sprach meine Mutter mit dem Satz an: "Frau Holz, wissen Sie schon, ihr Mann ist in Russland gefallen, oder vermisst, genau weiß ich es nicht!" Brutaler geht's nicht mehr!

Meine Mutter brach auf der Straße schreiend und weinend zusammen.

Ich stand als Neunjähriger daneben und versuchte sie und meine siebenjährige Schwester zu trösten. Und verstand doch selbst nicht, was diese furchtbare Nachricht für uns bedeutet.

Ich sah nur meine Mutter auf dem Boden liegen und herzerreißend weinen.

Daheim im Briefkasten lag dann ein Brief der Deutschen Wehrmachtskommandantur, mit dem uns offiziell mitgeteilt wurde, dass unser Papa seit dem 12. März 1944 bei schweren Kampfhandlungen nahe der russischen Stadt Cherson am Fluss Ingoletz in Russland (heutige Ukraine) vermisst sei. Nicht gefallen, sondern vermisst.

Dieser furchtbare Schicksalsschlag veränderte unser Familienleben grundlegend.

Die Adventszeit im Zweiten Weltkrieg

Die Ereignisse des Zweite Weltkriegs bestimmten auch den Ablauf der wichtigsten Feiertage. Mit einfachen Mitteln wurden sie aber alle trotzdem gefeiert.

So lag bei uns am 1. Adventssonntag auf dem Tisch im Wohnzimmer immer ein von unserer Mutter liebevoll gebastelter Adventskranz mit vier großen, roten Kerzen.

Die Kerzen wurden fast jeden Abend für eine kurze Zeit angezündet und wir sangen dazu gemeinsam einige Adventslieder.

Ende der Adventszeit begann dann die Backzeit, es wurden einige Sorten Plätzchen gebacken und später noch zwei Christstollen. Die Plätzchen im eigenen Herd, die Stollen in einer Bäckerei. Die Christstollen trugen wir Kinder im Wäschekorb und gut zugedeckt zum Backen in die Altdorfer Bäckerei Hassfurther in der Brauhausstraße (die heutige Bäckerei Guggenberger). Einen Tag später konnten wir die gebackenen und reichlich mit Puderzucker bestreuten Stollen dann wieder abholen.

Gegessen durften sie allerdings erst an Weihnachten werden. Bis dahin wurden sie vor uns Kindern sicher versteckt und aufbewahrt.

Wir hatten Angst, wenn der Pelzmärtl kam

Wir Kinder glaubten auch noch an den Osterhasen, den Pelzmärtl, den Nikolaus und an das Christkind. Der Pelzmärtl („Putzamärtl“) kam im Dezember immer ins Haus. Seine Rolle wurde meistens von einem Nachbarn, oder Onkel übernommen.

Nach dem Vorsingen des Liedes vom Nikolaus, las er mir mein meistens sehr umfangreiches Sündenregister vor und manchmal wurde ich von ihm dafür auch mit der Rute geschlagen. Meine brave Schwester blieb davon immer verschont.

Unsere vor der Haustüre abgestellten Hausschuhe waren aber zur gleichen Zeit auf seltsame Art und Weise mit einigen Süßigkeiten gefüllt worden.

Opa kommt, Weihnachten kündigt sich an.

In der Woche vor dem Heiligen Abend gab es in der Kriegszeit für meine Schwester und mich immer das gleiche Ritual. Wir warteten zwei Tage vor dem Heiligen Abend sehnsüchtig auf das Kommen unseres geliebten Großvaters aus Dechendorf. Den genauen Tag seiner Ankunft hatte er uns mit einer Postkarte angekündigt.

Die Anfahrt zu uns nach Altdorf war für ihn allerdings eine sehr anstrengende Angelegenheit. Bereits am frühen Morgen musste er aufstehen und zu Fuß die neun Kilometer von Dechendorf zum Bahnhof in Schwabach gehen, um von da mit dem Zug von Schwabach über Nürnberg nach Altdorf zu fahren.

Auf dem Rücken hatte er einen schweren Rucksack, der mit Esswaren für das Weihnachtsfest und mit der Puppenküche für meine Schwester gefüllt war.

In der Hand trug er noch mein alljährliches Weihnachtsgeschenk, ein hölzernes Schaukelpferd. Wir Kinder standen nach dem Mittagessen sehr erwartungsvoll am Fenster und hielten gespannt nach ihm Ausschau.

Und dann kam er mit seinem prall gefüllten Rucksack und dem Schaukelpferd in der Hand über den Platz an der Dreschhalle, heute der Parkplatz am Bleichanger.

Meine Schwester und ich jubelten laut. Unsere Mutter freute sich dann später beim Ausbacken des Rucksacks über die mitgebrachte Ente, die Eier, das Mehl und das selbst gebackene Brot. Weihnachten konnte nun kommen.

Am anderen Tag fuhr Opa dann mit dem Zug wieder zurück nach Dechendorf.

Vier Wochen nach Weihnachten hatte unser Großvater dann das Schaukelpferd und die Puppenküche wieder abgeholt und alles bis zum nächsten Weihnachtsfest auf dem Dachboden der Scheune seines Bauernhofes aufbewahrt.

Der Besuch des festlichen Gottesdienstes am Heiligen Abend

Am Heiligen Abend besuchten wir immer zusammen den abendlichen Gottesdienst in der Altdorfer Laurentiuskirche. Wir Kinder staunten jedesmal beim Betreten der Kirche über das festliche Ambiente. Vor dem Hauptaltar standen zwei große mit vielen Kerzen, Kugeln und Lametta geschmückte Tannenbäume, die auf uns einen großen Eindruck machten.

Nach der für uns Kinder immer zu langen Weihnachtspredigt von Dekan Nägelsbach kam dann der Höhepunkt: Zum Abschluss des Weihnachtsgottesdienstes wurde von den Kirchenbesuchern in der leicht abgedunkelten Kirche im Stehen und begleitet von kräftiger Orgelmusik und Glockengeläut unser geliebtes Weihnachtslied „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ gesungen.

Unsere Mama hielt uns dabei an der Hand und wir sangen beide laut und fröhlich mit. Auf dem Heimweg bewunderten wir die großen und von vielen elektrischen Kerzen beleuchteten Christbäume auf dem Altdorfer Marktplatz.

Die weihnachtliche Bescherung nach dem Gottesdienst

Nach dem Gottesdienst gingen wir dann immer sehr erwartungsvoll nach Hause. Obwohl wir wussten, dass es daheim keine großen Geschenke gab, freuten wir uns doch auf die weihnachtliche Bescherung.

Bevor wir jedoch das abgesperrte Wohnzimmer betreten durften, mussten meine Schwester und ich noch ein Weihnachtslied singen. Danach stürmten wir ins Zimmer. Die brennenden Wachskerzen am Weihnachtsbaum erleuchteten den Raum und unsere beiden auf dem Boden stehenden Geschenke, das vom Opa mitgebrachte Schaukelpferd und die Puppenküche.

Auf dem Tisch stand noch ein mit den selbst gebackenen Plätzchen gefüllter Teller.

Das war für meine Schwester und mich ein reich gedeckter Gabentisch.

Für unsere Mutter hatten wir zwei Bilder gemalt und einige Strohsterne gebastelt.

Dankbar waren wir auch, dass wir genügend Brennholz und auch Kohlen hatten, um unseren Ofen im Wohnzimmer heizen zu können und nicht, wie so oft an vielen Wintertagen, frieren mussten. Ein weiteres Geschenk war für uns Kinder auch, dass wir am Heiligen Abend so lange aufbleiben durften, wie wir wollten.

Wir genossen die Zeit in unserem wohligen warmen Zimmer. Meine Schwester spielte mit ihrer Puppenküche und ich schaukelte auf meinem Holzpferd.

Mama war an Weihnachten immer sehr traurig

Bei unserem intensiven Spielen merkten wir Kinder meistens nicht, dass unsere Mutter nicht mehr im Wohnzimmer war. Sie saß in der Küche und weinte.

In der Hand hielt sie das Bild unseres Papas und dachte sicher voller Sehnsucht an ihn und an das letzte Beisammensein an Weihnachten 1943.

Unsere fröhliche Weihnachtsstimmung war dann bei ihrem Anblick schlagartig verflogen. Mama weinte, das war für uns Kinder das Schlimmste.

Das Fehlen unseres Papas wurde meiner Schwester und mir in diesem Augenblick dann auch bewusst, denn auch wir hätten ihn jetzt gerne in unserer Mitte gehabt.

Wir kuschelten uns an unsere Mutter und weinten mit.

Etwa eine halbe Stunde später gingen wir dann gemeinsam zurück ins Wohnzimmer, zündeten dort die Wachskerzen an unserem Weihnachtsbaum an und stellten das Bild unseres Papas auf den Tisch. Wir fühlten uns dadurch mit ihm auf eine seltsame Weise verbunden und auch getröstet. Er war jetzt in unserer Mitte.

Weihnachten wurde trotzdem noch ein fröhliches Fest

Nach und nach verschwanden bei unserer Mama die Traurigkeit und der Schmerz über das Fehlen unseres Papas.

Sie holte unsere Bibel, schlug die Weihnachtsgeschichte auf und ich durfte die Geschichte von der Geburt Jesu aus Lukas 2, die Verse 1 bis 20, laut vorlesen.

Auf dem Sofa eng aneinander gekuschelt, sangen wir dann anschließend zusammen noch einige bekannte Weihnachtslieder. Die Traurigkeit über das Fehlen unseres Papas war verflogen, die Weihnachtsbotschaft, das Singen der Lieder und das Licht der Kerzen am Weihnachtsbaum verbreiteten eine wohltuende Stimmung. Weihnachten war in unsere Herzen zurückgekehrt.

Meine Schwester und ich saßen danach wieder unbeschwert auf dem Boden und spielten mit der Puppenküche und dem Schaukelpferd bis es Zeit zum Schlafen wurde. Der Heilige Abend war für uns Kinder somit nicht ausgefallen.

Vier Wochen nach Weihnachten kam unser geliebter Großvater wieder nach Altdorf und holte mein Schaukelpferd und die Puppenküche meiner Schwester ab.

Es wurde dann daheim in Dechendorf bis zum nächsten Weihnachtsfest auf dem Dachboden seines Bauernhofes in Dechendorf aufbewahrt.

Im folgenden Jahr gab es dann wieder das gleiche Ritual. Nur dass Jahre später mein hölzernes Schaukelpferd durch eine Dampfmaschine ersetzt wurde.

Erinnerungen an den Altdorfer Dekan Georg Distler

Wichtig für unsere Entwicklung und Freizeitgestaltung war damals auch die Jugendarbeit der beiden Altdorfer Kirchengemeinden und damit auch ihre Pfarrer. Ihr reichhaltiges Angebot war vielseitig und wir haben es gerne angenommen.

Für den in den Ruhestand versetzten beliebten Dekan Nägelsbach kam 1947 dann Pfarrer Georg Distler nach Altdorf.

Der neue, etwas kleingewachsene Geistliche, war ein sehr wortgewaltiger Prediger. Seine Predigten dauerten damals, wie bei seinem Vorgänger, auch meistens bis zu 50 Minuten, aber er hatte ein großes Herz für uns Jugendliche, wir mochten ihn.

Als er 1951 den Titel Kirchenrat bei einem Gottesdienst in der Laurentiuskirche verliehen bekam, da nannten wir ihn fortan den "KiDi", das war die Kurzform von "**Kirchenrat Distler**".

Er war auch stolz mit einem kircheneigenen Moped ein schnelles Dienstfahrzeug zu haben. Das durften dann später auch ab und zu einige CVJM-Mitarbeiter benutzen.

Der CVJM bestimmte die Altdorfer Jugendarbeit

Die Jugendarbeit in unserer Stadt, nicht nur die Kirchliche, wurde ab 1947 dann durch den CVJM (Christlicher Verein jungen Männer; heute junger Menschen) Altdorf bestimmt. Er löste ohne größere Probleme die bisherige erfolgreiche Jugendarbeit der örtlichen Evangelischen Kirchengemeinde ab.

Viele Jugendliche waren damals gerne im CVJM Altdorf und haben an seinem Freizeitangebot und an den Gruppenstunden teilgenommen.

Wir hatten ja kein Geld und waren glücklich dabei sein zu können.

Trotz beschränkter finanzieller Mittel waren wir aber mit unseren Pfarrern und Jugendleitern viel unterwegs.

Zu Fuß, oder mit Zelt und Fahrrad, entdeckten wir auch die nahe Oberpfalz, den Bayerischen Wald, die Fränkische Schweiz, den Frankenwald, das Fichtelgebirge und natürlich auch unser so schönes Altdorfer Umland.

CVJM: Vikar Heinrich Wolter war unser großes Vorbild

Mit Vikar Heinrich Wolter war am 1. August 1948 ein sehr junger Geistlicher in die evangelische Altdorfer Kirchengemeinde gekommen, der vor allem ein Herz für uns vaterlosen Jugendlichen hatte.

Mit seiner begeisterungsfähigen Art bereicherte er die Arbeit im hiesigen CVJM und fand auch zu uns immer den rechten Umgangston. Er hat uns Jugendliche nicht nur menschlich, sondern auch seelsorgerisch bestens betreut.

So waren wir auch mit ihm viel unterwegs, zu Fuß und mit unseren alten Fahrrädern und haben mit ihm auch einige Zeltlager und Freizeiten durchgeführt.

Neben dem fröhlichen Spiel, den Wanderungen und der sportlichen Betätigung stand aber bei ihm immer die intensive Beschäftigung mit der Bibel im Mittelpunkt.

Was unsere Lehrer damals in der Volksschule versäumt hatten, uns zu zeigen und zu vermitteln, wie schön unsere Heimat ist, das zeigte und erklärte uns Vikar Heinrich Wolter. Wir Kinder staunten immer über sein reichhaltiges Wissen, kam er doch aus einer deutschen Region in Polen („Wolgadeutsche“).

Mit Ihm verband mich bis zu seinem Tode eine lebenslange Freundschaft. Er starb am 24. Dezember 2012 im Alter von 96 Jahren in Kirchlinteln bei Verden an der Aller.

Viele Aktivitäten in unserer fränkischen Heimat

Später als Jugendliche waren unsere Ziele im CVJM Altdorf mit unseren alten Fahrrädern, gepackt mit Zelt, Schlafsack und Kochtopf, schon etwas weiter gesteckt.

So war es für uns nichts Außergewöhnliches, mit dem Fahrrad und einem erfahrenen Jugendleiter die Region Mittelfranken und das Altdorfer Umland zu entdecken.

Wir lernten dabei unsere Heimat näher kennen und taten dadurch auch etwas für unsere Fitness. Eine Fahrradglocke brauchten wir bei unseren Aktivitäten auch nicht, denn beim Fahren haben wir immer so laut und fröhlich gesungen, dass man uns einen Kilometer entfernt schon hörte.

Unsere wichtigsten Ziele, die wir mit dem Fahrrad ansteuerten waren:

Das nahe Happurg mit den Felswänden des Hohlen Fels und seinem Stausee,
der Große Hansgörgl bei Reichenschwand und der Glatzenstein bei Kainsbach,
die Ruine Rothenberg bei Schnaittach,
die Haimburg in der Nähe von Neumarkt,
der Grafenbacher Forst mit seinem alten Forsthaus,
der beliebte Ludwigs-Donau-Main-Kanal
und das Hirschbachtal mit dem Schwarzen Brand, dem Noris- und Höhenglücksteig,

Pannen waren für uns immer ein großes Problem

Pannen bei unseren Radtouren waren durch unsere schlechte Bereifung („Einfach lumperte Kriegsware“) immer ein großes Problem. Fast bei jeder unserer längeren Fahrten waren sie aber nicht zu vermeiden. Einen neuen Ersatzschlauch und Flickzeug für die Schadensbehebung gab es damals nicht zu kaufen. Nur unser Nachbar Georg Pühler, er betrieb nahe unseres Hauses in der heutigen Jahnstraße eine Fahrradhandlung mit Reparaturwerkstatt, konnte uns gelegentlich aushelfen.

Doch wir hatten für solche Fälle immer einen aus Getreidehalmen selbst gebundenen langen „Zopf“ dabei, den wir bei einer Panne auf die Fahrradfelge legten und mit Schnüren oder dünnen Drähten befestigten. So kamen wir langsam fahrend weiter und auch wohlbehalten wieder nach Altdorf zurück.

Bei unseren späteren mehrtägigen Fahrten ins Ausland, waren diese Pannen aber ein Riesenproblem, doch da gab es dann schon ausreichend Flickzeug.

Unterwegs mit Fahrrad und Zelt



1949: Wanderung im Fichtelgebirge.
(v.l.): Heiko Wiech, Erich Roth, Heinz Müller, Konrad,
Werner Möller, Fritz Wittmann, Wolf-Gunter Linti.



1951: Radtour Burg Veldenstein.
(v.l.): Konrad, Hans Weißkopf, Heinz Müller



1952: Tagung auf der Burg Wernfels.
(v.l.): Konrad, Eugen Baltzer, unbekannt.



1952: An der Donau bei Weltenburg.
(v.l.): Fährmann, Karl Pöllot, Hans Kellermann,
Konrad, Hermann Breiningen, Hans Schlerf.

Unterwegs in den Bergen



1948: Jugendherberge in Miltenberg.
Konrad und Hans Weißkopf



1949: In der Partnachklamm bei Garmisch
(v.l.): 2 Freizeiteilnehmer, Konrad, Willi Distler.



1954: Im schweizerischen Zermatt.
Konrad Fürst, Konrad, Dieter van Eesbeek



1957: Auf dem Gipfel der Ötztaler Wildspitze.
(v.l.): Konrad, Dieter van Eesbeek, Ole aus Hamburg.

Erinnerungen an das „Hagelläuten“ in Altdorf

Als am 4. Juli 1947 um 14 Uhr die Glocken der Altdorfer Laurentiuskirche und der St. Michaeliskirche in Rasch sehr lange läuteten, da konnten wir Kinder das nicht so recht einordnen. Unser Nachbar Ludwig Reinhold erzählte uns dann, dass sich am 4. Juli 1929 ein furchtbares Unwetter über Altdorf und seinem Umland entladen hatte.

Gegen 14 Uhr waren damals dunkle Wolken aufgezogen, die sich dann mit Blitz und Donner und mit tennisballgroßen Hagelkörner über Altdorf und seinem Umland heftig entluden. Dadurch wurde auf den Feldern die gesamte Ernte vernichtet.

Mehrere auf den Wiesen weidende Kühe und Schafe erlitten durch die Hagelkörner schwerste Verletzungen, einige Tiere starben noch auf der Weide.

Im Stadtgebiet von Altdorf wurden Dächer und Fenster beschädigt, Straßen waren überschwemmt und viele Keller liefen mit Wasser voll.

Als die Sonne wieder schien, da sah es in Altdorf und seiner Umgebung aus wie im tiefsten Winter. Die Altdorfer Feuerwehr hatte damals eine Menge zu tun. „Dös war su schlimm, wöi die Fliegerangriff“ aff Nürnberg!“

Deshalb läuten heute noch am 4. Juli um 14 Uhr die Glocken der Laurentiuskirche und der St. Michaeliskirche in Rasch und erinnern mit ihrem „Hagelläuten“ an dieses schwere Hagelunwetter am 4. Juli 1929.

Ein Altdorfer Soldat erzählt in der Schule über den „Wüstenkrieg“

Der in Altdorf wohnende Hans Schwemmer war Soldat beim Afrikakorps (später Panzerarmee Afrika) unter Führung von General Erwin Rommel (1891 bis 1943 Freitod). Bei seinem Fronturlaub 1943 hat er in Uniform unsere Schule in der Röderstraße besucht, um dort einigen Schulklassen vom Krieg in der afrikanischen Wüste und den schweren Kämpfen dort zu erzählen.

Hans („Hanne“) wusste sicher, dass uns Kinder die Kampfhandlungen und Siege der deutschen Soldaten in Afrika nicht so sehr interessierten und erzählte uns deshalb begeistert von der so einmaligen Wüstenlandschaft, mit ihren fruchtbaren Oasen und den Palmen sowie von den dort lebenden Beduinen mit ihren Kamelherden.

Der siegreiche deutsche Afrikafeldzug

Aufgefordert von unserem Lehrer musste „Hanne“ dann aber doch noch einige „Heldentaten“ aus dem Afrikafeldzug zum Besten geben.

Wir Kinder sollten ja durch seine Erzählungen für den Krieg motiviert werden und vielleicht später auch an der Front als Soldaten für Volk und Vaterland kämpfen.

Anfang 1941, so erzählte Hans, verlagerte sich der Zweite Weltkrieg gegen die englischen Streitkräfte in die Wüste Nordafrikas. Eine wichtige Rolle spielte dabei das deutsche Afrikakorps unter General Erwin Rommel, dem auch Hans Schwemmer angehörte. Die Soldaten trotzten der großen Hitze (Temperaturen bis 40 Grad), den Gefahren der Wüste und kämpften sehr erfolgreich. Vor allem die Festung Tobruk, die Orte El-Alamein, Bir Hakeim, Alam el-Halfa und Sidi Barrani wurden eingenommen. Einmal legten sie bei einem Marsch mit schwerem Gepäck in 17 Tagen über 500 Kilometer zurück. Diese Leistung hat uns schon beeindruckt.

Am 23. Oktober 1942 begann dann die Schlacht von El Alamein, in der die Panzerarmee Afrika nach 10 Tagen entscheidend besiegt war. Bei ihrem Rückzug ließen sie mehr als 500 Panzer, 1.200 Geschütze und 40.000 Gefangene zurück.

Erwin Rommel, so kann man nachlesen, war weiterhin Hitlers Lieblingsgeneral.

Durch seine Erfolge in Afrika bekam er auch den Spitznamen „Wüstenfuchs“.

Dieser Name sorgte in der Klasse für lautes Lachen und Fröhlichkeit.

General Erwin Rommel wird zum Freitod gezwungen

Einige Monate später wurden wir von unserem Lehrer informiert, dass Erwin Rommel verstorben sei und noch mit einem Staatsbegräbnis in Ulm gewürdigt wurde.

Rommel wurde verdächtigt der Widerstandsbewegung gegen Hitler nahe zu stehen und auch am Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 beteiligt gewesen zu sein. Hitler und sein nahes Umfeld zwangen ihn dazu Selbstmord zu begehen.

So standen am 14. Oktober 1944 zwei Generäle aus dem Führerhauptquartier vor Rommels Haus in Herrlingen, in dem er nach einer schweren Verletzung durch einen Bombenangriff einen Erholungsurlaub verbrachte.

Sie stellten ihn vor die Wahl zwischen Gift und Volksgerichtshof.

Die Giftampulle hatten sie bereits mitgebracht.

Wenige Minuten später war die Unterredung beendet.

Nachdem Rommel sich noch von seiner Frau verabschiedet hatte, nahm er das Gift (eine Zyankaliampulle) und starb. Es war der 14. Oktober 1944.

Noch am gleichen Tag fand in Ulm ein scheinheiliges Staatsbegräbnis statt.

Eine Welle der Verfolgung fegte dann über Deutschland hinweg.

Der Volksgerichtshof tagte sechs Monate lang ununterbrochen.

Fast 5.000 Personen wurden in dieser Zeit hingerichtet.

Wir waren damals alle sehr traurig, dass unser Held, der legendäre „Wüstenfuchs“ Erwin Rommel, nun nicht mehr am Leben ist.

Meine ehrenamtliche Mitarbeit im CVJM Altdorf

Mein Leben als Jugendlicher wurde nach und nach auch von der ehrenamtlichen Arbeit im CVJM Altdorf bestimmt:

Nachdem wir als Kinder gerne zu den CVJM-Gruppenstunden kamen, war ich dann selbst von 1948 bis 1964 Leiter mehrerer Jungschargruppen, von 1958 bis 1964 an der Seite von Oswald Baltzer 2. Vorsitzender sowie Organisator von Freizeiten, die uns bereits 1952 und 1954 in die Schweiz führten und später überall dorthin, wo es schön war.

In dieser Zeit nach dem Kriegsende konnten wir vieles für die meistens vaterlosen Altdorfer Kinder und Jugendlichen, beiderlei Geschlechts, erfolgreich und auch mit großen Teilnehmerzahlen organisieren. Es wurde dankbar angenommen.

CVJM: Mein Freund Pfarrer Georg Kugler

Dankbar denke ich dabei auch an den damaligen Theologiestudenten Georg Kugler zurück, der auf vielen bayerischen CVJM-Freizeiten nach dem Kriege für uns immer ein beliebter Ansprechpartner war, der unsere Glaubens- und Lebensprobleme ernst nahm und auf unsere Fragen auch immer eine zufriedenstellende Antwort hatte.

Georg ("Schorsch") Kugler hatte damals schon - und auch später als Jugendpfarrer - ein gutes, christliches Fundament bei vielen jungen Menschen gelegt, auch bei mir. Ein Fundament, das geprägt war von den christlichen Werten des Glaubens.

Vieles davon konnten wir alle später in unserem Beruf und Alltag sowie auch in der ehrenamtlichen Vereinsarbeit in Altdorf und im Umgang mit Menschen umsetzen.

Ich habe mich sehr gefreut, dass „Schorsch“ nach seinem Eintritt in den Ruhestand 2006 von Lindau am Bodensee nach Altdorf gezogen ist und wir wieder freundschaftliche Kontakte hatten. Auch das Leben der Altdorfer Kirchengemeinde wurde durch ihn bereichert (u.a. Einführung der Zumutungsgottesdienste).

Am 18. September 2019 ist er im Alter von 89 Jahren in Altdorf verstorben.

CVJM: Zeltlager erfreuten sich eines großen Zuspruchs

Begeistert waren wir auch von den in den Nachkriegsjahren von Vikar Heinrich Wolter und Diakon Wilhelm Zink organisierten Zeltlagern auf dem Weißenbrunner Anger (bei Altdorf) und in Schareben im Bayerischen Wald.

An ihnen nahmen bis zu 60 Altdorfer Jugendliche teil.

Durch das Evangelische Jungmännerwerk in Nürnberg und den Kreisjugendring Nürnberg bekamen wir leihweise mehrere große amerikanische Armeezelte, in denen 25 Jugendliche Platz hatten.

Nach dem Motto "Lustig ist das Zigeunerleben" wurde auf Stroh, oder auf dem blanken Boden geschlafen, Gummimatratten und Schlafsäcke gab es erst später. Das Essen haben wir zusammen auf offenem Feuer gekocht und uns an einer nahen Quelle gewaschen. Für einige war der Weg dorthin allerdings meistens zu weit.

Tagsüber und abends wurden spannende Spiele und Bibelstunden angeboten.

Nach Einbruch der Dunkelheit saßen wir am brennenden Lagerfeuer und sangen zum Klang mehrerer Gitarren unsere Wander- und Fahrtenlieder. Es wurden Andachten gehalten, auch lustige Geschichten erzählt und Gedichte vorgetragen.

Zur Sicherheit wurden damals auch Zeltwachen aufgestellt und ab und zu ein Nachbarzeltlager friedlich "überfallen" und der Wimpel entführt.

Der war damals das höchste Symbol einer jeden Jugendgruppe.

Hunger musste keiner der Teilnehmer leiden, denn Kartoffeln und Erbswurstsuppe hatten wir genügend dabei und beides gab es daher reichlich.

So wurde der täglich servierte Kartoffelsalat für die Teilnehmer in einer großen Blechwanne angerichtet und jeder der einigermaßen saubere Hände hatte musste beim Durchmischen mithelfen. Eine Epidemie ist damals nicht ausgebrochen.

CVJM: Die fröhlichen Sommersonnwendfeiern

Am Johannistag im Juni trafen wir uns alljährlich zur Durchführung einer Sommersonwendfeier auf dem Hagenhausener-, Pühlheimer- oder Röthenbacher Anger.

Dort wurde am Spätnachmittag gemeinsam ein großer Holzstoß aufgebaut, bei Einbruch der Dunkelheit entzündet, viel gesungen und lustige Spiele gemacht.

Zur Feuerstelle gingen wir immer zu Fuß, oder fuhren mit dem Fahrrad dorthin.

Ein Höhepunkt war auch, mutig über das brennende Feuer zu springen.

Manche taten das (später) mit ihrem geliebten Mädchen an der Hand.

Die Sommersonwendfeier klang dann aus mit dem Singen bekannter Volks- und Wanderlieder, die von unserem Gitarrenspieler Helmut Meindel begleitet wurden und dem gemeinsamen nächtlichen Heimweg zurück nach Altdorf.

CVJM: Die festliche Waldweihnacht

Mit der gleichen Begeisterung wurde einige Tage vor dem Heiligen Abend, im Röthenbacher- oder Riedener Wald eine immer sehr stimmungsvolle Waldweihnacht durchgeführt. Meistens lag Schnee und der Weg in den Wald zu einem mit Kerzen geschmückten großen Tannenbaum war immer sehr eindrucksvoll.

Im Mittelpunkt der Waldweihnacht standen die vorgelesene Weihnachtsgeschichte, der Vortrag einiger Gedichte und eine kurze Andacht.

Trotz der winterlichen Verhältnisse wurde danach auch wieder fröhlich und lange mit Gitarrenbegleitung gemeinsam gesungen. Auch der gemeinsame Rückweg in die spärlich erleuchtete Stadt war sehr eindrucksvoll.

Wir haben uns auch immer gefreut, wenn unser Dekan Georg Distler sich die Zeit nahm und mit dabei war. Er hat dann immer eine sehr besinnliche Andacht gehalten.

CVJM: Mit dabei bei den Eichenkreuz-Sportfesten

Da wir nach dem Kriegsende 1945 längere Zeit keine Schule hatten, bekam die sportliche Betätigung - vor allem auch die Leichtathletik - wieder einen größeren Stellenwert bei den Altdorfer Kindern und Jugendlichen.

Vor allem als wir im CVJM Altdorf auch mit der Leichtathletik intensiv begannen.

Bei den beliebten Eichenkreuz-Sportfesten im Nürnberger Stadion und auf anderen mittelfränkischen Sportstätten, zählten wir zwar nicht zu den erfolgreichsten, aber fast immer zu den stärksten Gruppen, die daran teilnahmen.

Mit der Zeit stellten sich aber auch die Erfolge ein und mancher Altdorfer CVJM-ler kehrte stolz als mittelfränkischer oder bayerischer Eichenkreuzmeister heim.

So am 1. und 2. Juni 1957 bei den mittelfränkischen Eichenkreuz-Meisterschaften im Nürnberger Stadion. Dabei gewannen Dieter van Eesbeck (Erwachsene) und K. Lindner (Junioren) den Lauf über 5000 m.

Im Hochsprung holte ich wieder den mittelfränkischen Titel, Rainer Tallner wurde 3.

Auch der Name des Speerwerfers Klaus Wolfermann - Olympiasieger 1972 - soll als Beispiel für viele erfolgreiche Altdorfer CVJM-ler stehen.

CVJM: Auch Tischtennis haben wir erfolgreich gespielt

Das Tisch-Tennis-Spiel hatte ebenfalls einen wichtigen Stellenwert.

Für eine gebrauchte Tischtennis-Platte mussten wir damals allerdings schon sehr sparen. Auf ihr haben wir dann in unserem CVJM-Jugenraum - hinter der Kirche am Treppenabgang - jahrelang sehr intensiv gespielt.

Ein Höhepunkt war im August 1952 ein Tisch-Tennis-Spiel in Luzern (Schweiz) gegen die Mannschaft des dortigen CVJM Luzern.

Wir verloren ganz knapp, gewannen aber 1954 die Revanche dann sehr deutlich.

CVJM: Handball wurde zu unserer liebsten Sportart

Auch Handball war damals im CVJM Altdorf ein sehr beliebtes Mannschaftsspiel und bereicherte unsere Freizeitgestaltung.

Auf dem kleinen Handballplatz beim Wichernhaus - diesen Sportplatz gibt es heute nicht mehr - sowie auf dem Spielfeld des TV 1881 an der Hagenhausener Straße und auf dem Sportplatz am Röthenbacher Anger, waren wir viele Jahre lang aktiv

Gespielt wurde meistens gegen Mannschaften der Nachbar-CVJMs aus Lauf, Hersbruck und Nürnberg-Eibach sowie gegen die Rummelsberger Diakone.

Unsere auf dem Sandsportplatz in Rummelsberg erkämpften Handballsiege gegen „die Rummelsberger“, gehörten mit zu unseren sportlichen Höhepunkten.

Manchmal mussten wir allerdings unter dem Schutz couragierter Menschen den Sportplatz verlassen, denn verlieren konnten sie nicht, die Rummelsberger Diakone.

Stammspieler in unserer Altdorfer CVJM-Handball-Mannschaft war auch mein Freund Hans Weißkopf, der spätere CVJM-Vorsitzende (1973 - 1993).

Er war ein hervorragender, knallharter Abwehrspieler, aber leider kein Stürmer. Hans konnte nämlich nicht aufs Tor werfen. So hat er mehrmals im Spiel, wenn er den Ball hatte, seinen Mitspielern verzweifelt zugerufen: "Lauft euch halt frei, dass ich abspielen kann, ich kann doch net aufs Tor werfen!"

Deshalb wurde Hans von der gegnerischen Abwehr fast nie gedeckt.

Fußball spielten wir im CVJM Altdorf nur zum Spaß miteinander, nicht gegen andere Mannschaften. Außerdem hätten wir dabei immer barfuß spielen müssen, denn fast keiner von uns hatte geeignete Fußballschuhe. Und das war nicht sehr angenehm!

CVJM: Viele Gelände- und Stadtspiele

Wenn das Wetter passte, wurden unsere Gruppenstunden im Freien abgehalten. So waren der Röthenbacher Anger, die Weißenbrunner und Hagenhausener Sandgrube, die Löwengrube und das Altdorfer Stadtgebiet die Austragungsorte für viele aufregende Geländespiele. Auch in der Stadt wurde auf Entdeckungsjagd gegangen und wir freuten uns, wenn wir bei unseren beliebten „Stadtspielen“ wieder eine bisher unbekannte Altdorfer Sehenswürdigkeit entdeckt hatten.

CVJM: 200 Jugendliche beim alljährlichen Jugendsonntag

Einmal im Jahr wurde uns Jugendlichen vom CVJM Altdorf von der evangelischen Kirchengemeinde ein Gottesdienst zur eigenen Gestaltung zur Verfügung gestellt, der sogenannte Jugendsonntag.

Bis zu 200 Jugendliche beiderlei Geschlechts zogen an diesem Sonntag gemeinsam vom Altdorfer Schloßplatz in die Laurentiuskirche zum Gottesdienst ein.

Mit musikalischen Darbietungen setzten wir dann anschließend noch das Programm auf verschiedenen Plätzen in unserer Heimatstadt fort.

Der Jugendsonntag endete immer mit einem Gemeindeabend in der TV-Turnhalle (der späteren Stadthalle), bei dem meistens die Aufführung eines Laienspieles im Mittelpunkt stand. Die Halle war jedesmal mit bis zu 400 Personen voll besetzt.

CVJM: Die Oster- und Pfingsttagungen des CVJM Bayern

Auch bei den Oster- und Pfingsttagungen des CVJM Bayern waren wir Altdorfer meistens mit 50 bis 60 Teilnehmern stark vertreten.

Die Anfahrt dorthin und zurück nach Altdorf erfolgte - das ist heute sicher nicht mehr vorstellbar - meistens mit dem Fahrrad. Die Burg Wernfels, Erkersheim, Ansbach und Nürnberg waren Tagungsorte, an die wir heute noch gerne zurückdenken.

Unser Präparanten- und Konfirmandenunterricht

Die Altdorfer Kirchengemeinde hatte bei uns Jugendliche einen großen Stellenwert und so freuten wir uns auch auf die Feier unserer Konfirmation. Gab es dabei doch ein großes Familienfest mit gutem Essen und vielen Verwandten sowie einigen Geschenken, darunter natürlich auch etwas Bargeld.

Dafür mussten wir allerdings zuerst den einjährigen Präparantenunterricht und anschließend noch den einjährigen Konfirmandenunterricht besuchen.

In diesen zwei Jahren lernten wir viele Liederverse aus dem Gesangbuch sowie Bibelsprüche, Psalme und Glaubenssätze aus dem Katechismus auswendig.

Nach der Konfirmation gab es dann noch ein Jahr lang die sogenannte Christenlehre. Auch die besuchten wir gerne, obwohl dadurch unser sonntägliches Freizeitprogramm oftmals zeitlich ganz schön durcheinander kam.

Meine Konfirmation in der Altdorfer Laurentiuskirche

Am 21. März 1948 feierte ich dann mit fast 13 Jahren, 9 Tage vor meinem Geburtstag, in der Laurentiuskirche mit noch 120 anderen Altdorfer Konfirmandinnen und Konfirmanden meine Konfirmation.

Die Konfirmation ist in der evangelischen Kirche die Erneuerung des Taufgelübdes und die feierliche Aufnahme als vollwertiges Mitglied der Kirche.

Angeführt und begleitet von den Klängen des Altdorfer Posaunenchores, dahinter Dekan Georg Distler mit seinen Pfarrern und kirchlichen Mitarbeitern und dem Läuten der Kirchenglocken, zogen wir Mädchen und Buben in Dreierreihen feierlich vom Schlossplatz zum Festgottesdienst in die Laurentiuskirche ein.

Mein Konfirmationsspruch hat mit meinen geliebten Bergen zu tun

Spannend war damals auch für uns, was erhalte ich für einen Konfirmationsspruch? Den hat der jeweilige Pfarrer für die Konfirmanden ausgewählt, nicht wir.

Ich erhielt damals von Dekan Distler, der meine Begeisterung für die Berge und das Bergsteigen kannte, den von ihm ausgewählten Spruch aus Jesaja 54, Vers 10:

„Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen“. Dieser Bibelvers hat mich ein Leben lang hilfreich begleitet.

Nach dem fast dreistündigen Festgottesdienst wurde dann meine Konfirmation daheim mit einem für die damaligen Verhältnisse deftigen Mittagessen - Nudelsuppe sowie Schweinebraten mit Klößen und Salat - im Hause noch weitergefeiert.

Für die Essenszubereitung war extra meine Altdorfer Tante Anni Ruprecht - eine sogenannte „Hausköchin“ - aus der Silbergasse zu uns ins Haus gekommen.

Als Geschenk brachte jeder eingeladene Gast einen Geldschein mit, für den man sich aber nichts mehr kaufen konnte, denn wenige Monate später, am 20. Juni 1948, gab es eine Währungsreform und das bisherige Geld war nichts mehr wert.

Über 600 RM (Reichsmark) hatte ich als Konfirmationsgeld bekommen, doch es war fast wertlos und reichte auch nicht für den Kauf eines gewünschten neuen Fahrrads.

Vor der Konfirmandenprüfung noch auf der Polizeiwache

Vor der Konfirmationsfeier wurde eine Woche vorher, am 14. März 1948, unser vorhandenes theologisches Wissen vom Pfarrer in der Kirche geprüft.

Davor mussten allerdings einige meiner Freunde und ich noch ein aufregendes Ereignis mit der Altdorfer Polizei überstehen.

Wir standen vor der Laurentiuskirche und diskutierten noch intensiv darüber, was der doch sehr strenge Dekan Georg Distler uns wohl alles abfragen würde.

Während dieser Diskussion begannen bereits die Glocken zu läuten und uns befiel aus Angst vor der bevorstehenden Prüfung, ein menschliches Bedürfnis.

Fünf mussten austreten, doch in der Nähe der Kirche gab es keine öffentliche Toilette. Unser notwendiger Toilettengang musste also sehr schnell gehen, denn die Kirchenglocken läuteten ja bereits seit einigen Minuten.

So stellten wir uns alle brav nebeneinander an die Kirchenmauer, hatten aber übersehen, dass zwei Polizisten von der gegenüberliegenden Polizeiwache aus unser "nasses Treiben" mit großem Unwillen beobachteten.

Ein Pfiff aus einer Trillerpfeife ertönte und dann standen die zwei Polizisten laut schimpfend vor uns. Da wir uns leider dabei etwas aggressiv verhielten, wurden wir zur Aufnahme unserer Personalien und zur Anordnung weiterer Strafmaßnahmen auf die nahe Polizeiwache im Rathaus mitgenommen.

Zum Glück läuteten die Glocken damals immer gut zehn Minuten lang und in dieser Zeit hatten die Polizisten jedem von uns eine kräftige Ohrfeige gegeben und uns eine Geldstrafe wegen "Verunreinigung der Kirche" angedroht.

Schnell liefen wir nach diesem unvorhergesehenen Polizeiakt hinüber in die nahe Kirche und nahmen mit hochroten Köpfen unsere Plätze ein.

Kaum saßen wir in alphabetischer Reihenfolge in den Bankreihen, da begann auch schon Dekan Distler uns nach und nach abzufragen. Doch wir konnten ihm ruhig und problemlos Liedverse, Abschnitte aus den Psalmen und aus dem Katechismus aufsagen. Er war zufrieden. Auch zur Freude der anwesenden Mütter und Väter hatten wir alle Fragen richtig beantwortet. Nur nicht die Frage, warum wir so spät in die Kirche gekommen waren. Das blieb lange unser Geheimnis.

Entschuldigung bei der Altdorfer Polizei

Alle Beteiligten gingen dann am anderen Tag freiwillig zur Polizei und wir entschuldigden uns kleinlaut bei den beiden Polizeibeamten für unser Verhalten. Damit war diese unangenehme Angelegenheit für beide Seiten erledigt und vergessen und wir brauchten uns bei den kommenden Begegnungen mit den beiden Altdorfer Polizisten auf dem Marktplatz nicht zu verstecken, oder ein schlechtes Gewissen zu haben. Die beiden Altdorfer Stadtpolizisten waren damit wieder unser „Freund und Helfer“.

Die bunten Fenster in der Laurentiuskirche

Die Laurentiuskirche liebten wir Kinder wegen ihrer Ausstattung und besuchten sie deshalb gerne. Durch Dekan Distler, Pfarrer Beck, unserem Lehrer, Mesner Stich und Mesnerin Kräußel wurden uns immer wieder Details erklärt und gezeigt.

Vor allem von den vier großen und bunten neugotischen Glasfenster von 1895 im Chorraum waren wir immer beeindruckt. Wir waren auch sehr traurig als sie 1955 entfernt und durch weiße Fenster ersetzt wurden und 1985 glücklich als sie wieder eingesetzt wurden. Danach freuten wir uns wieder ihre Motive Schöpfung, Geburt, Jesu Kreuzigung und Pfingsten in der Kirche zu sehen. (siehe auch Seite 21)

Meine Knieoperation im Altdorfer Wichernhaus

Im Juni 1948 wurde ich in der Orthopädischen Klinik im Altdorfer Wichernhaus am Knie operiert, es waren die Folgen eines Sturzes beim Skifahren im Pfaffental.

Am Abend vor der Operation schärfte mir der Arzt ein wegen der Äthernarkose - die gab es damals noch - morgen früh ja nichts mehr zu essen und nüchtern zu bleiben.

Am folgenden Morgen servierte mir die Schwester aber versehentlich mein Frühstück. Mir "krachte" der Magen vor Hunger und vor mir stand ein Frühstück, wie ich es zu Hause seit Jahren nie bekam. Ich konnte mich nicht beherrschen und verzehrte in wenigen Minuten alles, was auf meinem Teller lag: Brote, Butter, Marmelade, Wurst und Käse. Es hat gut geschmeckt.

Mein Bettnachbar prophezeite mir, ich werde beim Aufwachen nach der Operation und der damit verbundenen Äthernarkose "Kotzen wie ein Reiher".

Bald darauf wurde ich in den Operationssaal gefahren, es folgten die Narkose, dabei musste man laut zählen, bis man einschlief, dann die Operation. Einige Stunden später wachte ich in meinem Bett wieder auf, hatte Schmerzen im operierten Knie, aber keinerlei Probleme mit meinem Magen und gekotzt habe ich auch nicht.

Am anderen Tag habe ich dann mein Vergehen dem Narkosearzt gebeichtet.

Er hat nur gelacht, "Hauptsache, es hat dir geschmeckt."

Die Gesundung zog sich über ein halbes Jahr hin - eine Reha gab es damals nicht - und so mußte ich eine Klasse im Nürnberger Gymnasium wiederholen.

Das Altdorfer Wichernhaus und seine Klinik

Das Altdorfer Wichernhaus war seit 1925 voll in das Leben unserer Heimatstadt integriert. Bekannt waren vor allem die Orthopädische Klinik mit ihrem tüchtigen Chef Professor Dr. Franz Becker und die Ausbildungsstätten für Körperbehinderte.

Während des Zweiten Weltkrieges war hier ein großes Reservelazarett eingerichtet. Dadurch blieb für die Bevölkerung nur noch eine kleine Abteilung übrig. Zum Schutz vor Fliegerangriffen, war auf dem Dach ein riesiges weißes Kreuz aufgemalt.

Nach dem Kriegsende 1945 entstand dann in den Räumen des Wichernhauses eine moderne Klinik, die nach und nach durch ihre Behandlungsmöglichkeiten und Fortschritten in der Orthopädie Weltruhm erlangte.

Die behinderten Jugendlichen gehörten zu Altdorf

Was für uns Kinder in Altdorf damals auch schon selbstverständlich war, das war die Integration behinderter Jugendlicher aus dem Wichernhaus in unsere Gruppenarbeit. So weit es möglich und von den Erziehern erlaubt war, hatten wir immer wieder einmal Kontakte zu ihnen. Einige kamen immer gerne zu den Treffen in den CVJM-Jugendraum. Sie sangen mit uns, hörten die Andachten und die vorgelesenen Geschichten und waren auch bei den Aktivitäten im Freien mit dabei, soweit es ihre körperliche Verfassung zuließ. Zusammen mit ihnen wurden im Sommer auch mehrmals im Garten des Wichernhauses sogenannte Sommerfeste gefeiert.

Die behinderten Jugendlichen hatten im Wichernhaus auch die Möglichkeit in den dortigen Werkstätten für Körperbehinderte einen Beruf zu erlernen und dadurch auch selbständig zu werden. Das anfangs noch verwendete Wort „die Krüppel aus dem Wichernhaus“ verschwand und wurde durch das Wort Körperbehinderte ersetzt.

Bei einer Konfirmandenfreizeit sehe ich erstmals die Berge

Bei der von der evang. Kirchengemeinde und dem CVJM Altdorf finanzierten Konfirmandenfreizeit im August 1949 im Freizeithaus Schloß Kranzbach bei Mittenwald, sah ich dann erstmals die Berge.

Es waren die mächtigen Gipfel, Wände und Grate des Wettersteingebirges. Das war ein Anblick, der mich begeisterte und beeindruckte. Majestätisch standen sie da die formschönen Berggipfel und steilen Felswände des Wettersteins.

Da wusste ich, in den kommenden Jahren werden meine Freunde und ich dort und auch in anderen Gebirgsgruppen aktiv sein.

Viele Freizeiten im Gebirge besuchten wir dann noch in den nachfolgenden Jahren. Mehrmals traf ich dabei auch wieder Vikar Georg Kugler, den späteren Jugendpfarrer im Nürnberger Jungmännerwerk in der Hummelsteiner Straße, mit dem mich dann eine lebenslange Freundschaft verband.

Der Kranzberg wird mein erster Berggipfel

Bei der CVJM-Freizeit auf Schloss Kranzbach im August 1949 stand auch eine Bergwanderung zum Kranzberg bei Mittenwald auf unserem Tourenprogramm.

Vom Freizeithaus wanderten wir auf der Talstraße, fröhlich singend, bis zum kleinen, romantischen Lautersee. Von dort konnten wir auf die sich über dem See erhebenden hellen Kalksteinwände der Karwendelgipfel Wörner, Viererspitze und Westliche Karwendelspitze schauen. Ich musste immer wieder stehenbleiben und schauen und schauen. Einfach einmalig dieser Blick zu den Bergen.

Dann stiegen wir auf vielen gut begehbaren Serpentinaugen durch den dichten Bergwald des Kranzberges hoch zu seinem 1392 m hohen Gipfel. Unsere Gespräche und auch das Singen verstummten dabei nach und nach. Still stiegen wir alle nach oben.

Und dann, was für eine Aussicht vom Gipfel des Kranzberges: Tief unten lagen der Gerold- und Barmsee, wo wir gestern noch gebadet hatten, die vorbeifließende Isar, das Estergebirge und auch die vielen Berge des Karwendelgebirges gegenüber.

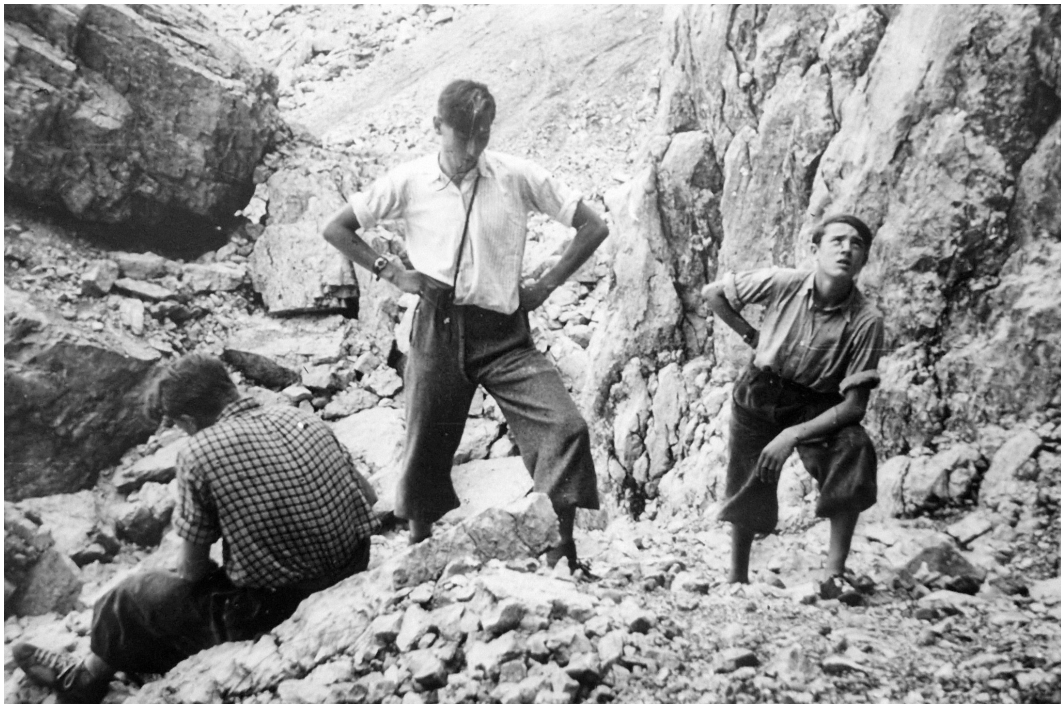
Nachdem unser Freizeitleiter, CVJM-Jugendwart Karl Schmid, am Gipfel ein Bibelwort vorlas und kurz auslegte, sangen wir noch gemeinsam das Lied „Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte, die du geschaffen durch den Allmachtwort, dann ruft mein Herz dir großer Herrscher zu, wie groß bist du!“

Nach dem gemütlichen Abstieg in das Geigenbaurdorf Mittenwald, brachte uns der Bus zurück ins Freizeithaus. Die Besteigung des Kranzberges war meine erste Bergbesteigung und der Anfang meiner lebenslangen Begeisterung für die Bergwelt.

Auf dem Kranzberg und dem Feuerstein



1949: Mit Willi Distler (Mitte), Werner Semmelrock (links)
auf dem 1392 m hohen Kranzberg (Karwendel).



1952: Aufstieg zur Schratzenfluh (2040 m) im Berner Oberland (Schweiz).
(v.l.: Helmut Meindel, Konrad, Fritz Wittmann).

Sportlichen Aktivitäten gehörten zu meinem Leben

So weit es meine Zeit erlaubte, habe ich mit meinen Freunden weiterhin und mit großer Begeisterung Sport betrieben und auch andere Sportarten ausgeübt.

Dazu gehörten Fußball, Handball, Faustball, Leichtathletik, Tischtennis, Skifahren und Bergsteigen. In der Handballmannschaft des TV 1881 Altdorf konnte ich aber leider nicht mehr mitspielen, weil ich das Geld für den Vereinsbeitrag nicht hatte.

In der Leichtathletik waren es vor allem meine Freunde Hans Weißkopf, Erich Roth, Helmut Müller und Dieter van Eesbeeck, mit denen ich auf vielen Sportfesten aktiv dabei war. Dieter hatten die Kriegswirren vom ausgebombten Fürth zu uns nach Altdorf verschlagen.

Er und Hans waren hervorragende Langstreckenläufer, vor allem auf den Strecken über 5.000 m und 10.000 m.

Bei vielen CVJM-Sportfesten gehörten sie immer zu den Besten.

Wir entdecken nach und nach die herrliche Bergwelt

Diese große Begeisterung für die Bergwelt und auch noch für die vielen Sehenswürdigkeiten unserer fränkischen Heimat, teilten mit mir meine Freunde Dieter van Eesbeeck, Konrad Fürst, Heinz Müller, Helmut Müller, Erich Roth, Werner Schmidt, Heinrich Wack, Hans Weißkopf und Fritz Wittmann.

Sie alle kannte ich vom CVJM her und sie waren später auf vielen Bergtouren in den Ost- und Westalpen verlässliche Bergkameraden und Begleiter. Was wir dann zusammen im Gebirge alles erlebten war immer erlebnisreich und aufregend.

Wir schliefen zusammen in unseren ausgeliehenen Zelten, bestiegen viele Berggipfel in der Schweiz, in Österreich, Italien und Deutschland und waren immer neugierig etwas Interessantes zu entdecken.

Dabei erlebten wir viele Städte im In- und Ausland bei Nacht, weil wir kein Geld zum Übernachten in einer Jugendherberge oder in einem Gasthaus mehr hatten.

Wir schoben den alten VW von Fritz - nicht unsere Fahrräder - mehrmals den Zirler Berg, den Fern-Pass und Arlberg-Pass sowie noch andere Bergstraßen hinauf, weil er meistens mit fünf Personen und dem vielen Gepäck überladen war.

Wir erlebten zusammen eine tolle Zeit in den Bergen. Echte Bergkameradschaft.

Berghütten waren auch oft lohnende Ziele

Gerne stiegen wir auch zu vielen Berghütten in den Ost- und Westalpen auf.

Damals fuhren an den Wochenenden von Nürnberg aus noch sehr preiswerte Sonderzüge nach Berchtesgaden, Oberstdorf, Garmisch-Partenkirchen und nach Innsbruck.

Viele der von uns in der Jugendzeit besuchten Berghütten standen auf großartigen Plätzen in den Ost- und Westalpen, mit einer weitreichender Sicht, oder inmitten einer wilden Szenerie hoher Berge und steiler Wände.

Manche Hütten waren leicht zu erreichen, bei anderen mussten wir uns schon sehr anstrengen. Doch sie waren immer für uns ein lohnenswertes Ziel.

Berghütten waren für uns auch Zufluchtsstätten vor Regen, Sturm und Gewitter.

Es war nach dem Ankommen dort immer ein gutes Gefühl geschützt in der Hütte zu sitzen, während draußen ein Unwetter tobte.

Sie waren auch wichtige Station auf dem Weg zu vielen Gipfeln, konnten wir doch nach der Übernachtung immer ausgeruht aufsteigen. Es gab auch oft einen regen Gedankenaustausch mit Gleichgesinnten, vor allem mit den erfahrenen, älteren Bergkameraden und am Abend wurde immer gemeinsam gesungen und erzählt.

Kostengünstige Vorbereitung einer Berg- oder Radtour

Wie wichtig Geld zur Gestaltung unseres Freizeitens war, das mussten wir leider immer wieder sehr schmerzhaft bei der Vorbereitung unserer Radtouren und bei der Planung unserer späteren Unternehmungen im Gebirge erfahren.

Zum Glück gab es nach dem Krieg in Nürnberg in der Pillenreuther Straße die in einer Holzbaracke untergebrachte Buchhandlung Pickel. In ihr waren alle die für uns Bergsteiger wichtigen Wander- und Landkarten vorrätig.

Nur hatten wir für den Kauf dieser für unsere Aktivitäten notwendigen Literatur kein Geld. Herr Pickel, der Inhaber der Buchhandlung, war aber ein hilfsbereiter Mensch, der sich immer für unsere Probleme aufgeschlossen zeigte und uns Jugendlichen half so weit es ging. Mehrmals verkaufte er uns einige alte Landkarten zu einem günstigen Preis von 50 Pfennig, oder einen Gebirgsführer für nur 1 DM.

Wir konnten sie immer sehr gut verwenden.

Wenn bei uns wieder einmal gar kein Geld vorhanden war, dann hatten wir uns für die Planung unserer nächsten Aktivitäten immer ein besonderes System ausgedacht. Wenn fest stand, welches Gebirge wir im Sommer durchwandern, oder welche Region in Franken wir mit dem Fahrrad abfahren wollten, dann besuchten wir Herrn Pickel und baten ihn, uns doch das bei ihm dafür vorhandene Karten- und Führermaterial vorzulegen.

Dann war jeder von uns mental gefordert.

Wir schlugen in den Führern sowie in den vorgelegten Unterlagen die dort abgedruckten Angaben zu den von uns geplanten Auf- und Abstiegswegen der Hütten und Gipfel auf, lasen konzentriert diese Hinweise, studierten die Landkarten und prägten uns die abgedruckten Texte ein.

Wenn wir dann die Buchhandlung Pickel verließen, hatten wir alles Wissenswerte in unseren Köpfen abgespeichert und waren nun theoretisch in der Lage unser ausgearbeitetes Fahrten- und Aktivprogramm wenige Wochen später an Ort und Stelle, ohne in einem Führer oder einer Landkarte nachzuschauen, auswendig in die Praxis umzusetzen. Und das hat fast immer bestens funktioniert!

Wir hatten dadurch ein großes, theoretisches Wissen.

Ja selbst, wenn wir im Gebirge auf dem Weg, oder in der Berghütte gefragt wurden, wie man auf einen bestimmten Berg, oder von einer Hütte zur anderen kommt, wie viele Höhenmeter dabei zu bewältigen sind und welche Zeit dafür erforderlich ist, dann konnten wir immer die richtige Auskunft geben, auch wenn wir dieses Gebiet noch gar nicht kannten.

Einmal schenkte uns Herr Pickel zwei ganz alte Gebietsführer des SAC (Schweizer Alpenclub) über das schweizerische Engadin und das Berner Oberland mit seinen uns gut bekannten Traumbergen Eiger, Mönch und Jungfrau.

Wir waren darüber glücklich und vor allem nach dem Durchlesen so begeistert, dass wir damit im Sommer 1956 gleich in die für unsere Verhältnisse teure Schweiz, ins Oberengadin, gefahren sind.

Die vom Buchhändler Pickel gekauften und ausrangierten Landkarten und Wanderführer haben wir jahrelang genutzt und sie hatten, trotz ihres Alters, für uns immer einen wichtigen Stellenwert. Mehrmals haben wir ihm aus Dankbarkeit von verschiedenen Berghütten eine Ansichtskarte geschrieben.

Im Zuge der Sanierung der Nürnberger Südstadt musste die von uns so geschätzte Buchhandlung Pickel dann einem Hausneubau weichen. Doch Herr Pickel blieb uns zeitlebens dankbar in bester Erinnerung.

Eine unvergessliche Radtour zum Main und durch den Spessart

Die einwöchige Radtour mit Hans Weißkopf, Heinz Müller und Helmut Müller im August 1949 - ein Jahr nach meiner Knieoperation - in die Umgebung von Würzburg und in den Spessart ist mir bis heute noch in guter Erinnerung geblieben.

Unsere Strecke: Altdorf - Schwabach - Ansbach - Uffenheim - Ochsenfurt - Würzburg - Marktheidenfeld - Schloss Mespelbrunn im Spessart - Würzburg - Ochsenfurt - Creglingen - Rothenburg o. d. Tauber - Ansbach - Schwabach - Altdorf.

Die Währungsreform lag ein Jahr hinter uns. Jeder von uns hatte noch sein altes Fahrrad und sehr wenig Geld. Mit zwei ausgeliehenen amerikanischen Zelten, 30 Deutsche Mark für vier Personen, einem Kochtopf, die Fahrradtaschen gefüllt mit Erbstwürsten, einem Laib Brot, und amerikanischen Cheddar-Käse, starteten wir. Dieser harte Käse hatte bei uns den Beinamen "Bremsgummi", denn man konnte ihn sowohl essen, als auch als Beilagscheibe in die Fahrradbremsten einbauen.

Bei unserer Übernachtung bei Uffenheim standen unsere Zelte sicher und verborgen hinter einer Hecke in einer riesigen Apfelplantage. Am Morgen wurden wir allerdings durch das Schimpfen eines Bauern geweckt, der uns verdächtige Äpfel von seinen Bäumen gestohlen zu haben. Als wir ihm aber unsere Unschuld beweisen konnten, wurde er friedlich und schenkte uns zum Frühstück einige Äpfel. Diese Begegnung war allerdings für uns schon ein aufregender Auftakt unserer Radtour.

Am Abend des dritten Tages zelteten wir im Wald nahe beim Schloss Mespelbrunn und wir hatten Hunger. Um nicht schon wieder Erbswurstsuppe essen zu müssen, bettelten wir bei einem Bauern zwei Liter Most und kauften in einer Bäckerei noch mehrere Brötchen vom Vortag. Daraus kochte unser Chefkoch Hans Weißkopf eine Mostsuppe. Es wurde ein Festessen, selten hatten wir so eine gute Suppe gegessen. Die alkoholische Wirkung danach verschaffte uns allen einen festen Schlaf.

Den Rest der Suppe gab es am anderen Morgen aufgewärmt zum Frühstück.

Aus uns unerklärlichen Gründen landeten wir aber bald alle nach und nach mit unseren Fahrrädern im Straßengraben. Erst nach einer längeren Rast, konnten wir wieder sicher weiterfahren. Wir schworen uns, nie mehr im Leben eine Mostsuppe. Beeindruckt waren wir allerdings von dem malerischen Wasserschloß Mespelbrunn.

In einem Dorf bei Würzburg war gerade der Markt zu Ende.

Ein Händler hatte noch einige Salzheringe in seinem Fass und wollte sie unbedingt los werden. Für 20 Pfennig haben wir sie ihm alle abgekauft. Sie waren aber noch so mit Salz überzogen, dass wir sie wässern mussten. Am Bach banden wir eine Schnur um jeden Fisch, befestigten diese an einem Strauch am Ufer und setzten die "Salz-Fische" zum Entwässern ins Wasser. Als wir vom Kartoffelbetteln bei einem Bauern an das Bachufer zurückkamen, saßen dort mehrere Katzen sitzen. Die Fische waren weg, Schnüre mit den Fischschwänzen daran, schwammen noch im Wasser hin und her. So gab es zum Abendessen, wie die anderen Tage vorher auch, halt wieder nur warme Kartoffeln und am anderen Morgen zum Frühstück kalte.

In Würzburg übernachteten wir im Garten von Pfarrer Wilhelm Schwinn, der ja viele Jahre in Rohr Pfarrer war (siehe Seite 54). Wir wurden bestens versorgt.

Mit knurrenden Mägen fuhren wir am letzten Tag von Rothenburg ob der Tauber in Richtung Altdorf. Da fiel mir ein, dass in Buchschwabach meine Tante Anni (Schmidt) wohnte, bei der vielleicht etwas Essbares aufzutreiben wäre.

Dort war gerade Kirchweih und sie hatte deshalb viele Küchle gebacken. Sie sagte: "Geht auf den Dachboden und esst dort davon so viele ihr nur wollt!" Wir taten das dann auch, und hörten erst auf zu essen, als fast nichts mehr da war.

Uns war schlecht, sehr schlecht, aber wir hatten keinen Hunger mehr. Satt und reich an Erlebnissen kehrten wir dann am Abend wieder nach Altdorf zurück.

Verletzungen beim Radfahren waren kein großes Problem

Ein echter sportlicher Bub hatte damals immer sichtbare Verletzungen am Körper. Das waren meistens durch die Fahrradstürze verursachte größere Wunden an den beiden Knien. Auch die auf der Straße herumliegenden Glasscherben sorgten oftmals für Verletzungen an unseren nackten Fußsohlen.

Die angelegten Verbände aus Breit- und Spitzwegerich waren zwar beim Laufen hinderlich, unterstützten aber unsere Wundheilung.

Waren wir irgendwie noch traurig über die Verletzung, dann wurden wir von unserer Mutter oder Oma noch singend mit dem schlichten Kinderlied getröstet: „Heile, heile Segen, morgen gibt es Regen, übermorgen Sonnenschein, dann wird alles heile sein“, oder: „übermorgen Schnee, dann tut es nimmer weh.“

Große sportliche Begeisterung am Reichelsdorfer Keller

Man kann es heute nicht mehr nachvollziehen welchen Anziehungspunkt nach dem Kriegsende die Radrennbahn am Reichelsdorfer Keller bei Schwabach hatte.

Dort befand sich ein Radstadion, in das ovalförmig eine betonierte Rennpiste eingebaut war. Auf ihr fanden spannende Sprints und vor allem die traditionellen Steher-Rennen statt, die „Rennen hinter großen Motoren“. Dabei fuhr ein Spezialmotorrad voraus, nach dessen Hinterrad sich eine angebaute Rolle befand. Mit ihr musste der Radsportler beim Fahren Kontakt zum Motorrad halten.

Diese Rennen gingen über 50 Runden, manchmal sogar über 100 und es wurden dabei Geschwindigkeiten bis zu 70 Km erreicht.

Wir jubelten den Legenden des Nürnberger Radsports der damaligen Zeit, Georg Voggenreither (der „Vogges“), Jakobi und Karl Kittsteiner begeistert zu und freuten uns immer wenn sie gewannen.

Vergebliches Anstellen beim Bäcker nach einem Laib Brot

Heute hatten wir unsere Lebensmittelkarten bekommen und freuten uns darauf, dass wir uns damit wieder einen so dringend benötigten Laib Brot kaufen können.

Mit viele Erwachsenen und anderen Kindern stand ich am späten Vormittag vor der Bäckerei Steber am Marktplatz. Es war eine Schlange von vielen hungrigen Menschen, von Frauen und größere Kindern, die erwartungsvoll hier standen.

Wir wussten aber aus Erfahrung, dass es nicht für alle Anstehenden reichen würde. Je weiter wir aber in der Schlange nach vorne kamen, desto mehr hofften wir.

Aus der Bäckerei roch es auch so gut nach Brot und wir sahen glückliche Menschen mit einem Laib Brot aus der Bäckerei herauskommen. Noch 10 Personen vor mir, dann bin ich an der Reihe. Und dann kam der laute Ruf: „Ausverkauft!“

Traurig, und hungrig ging ich heim. Heute wird es somit wieder nur geröstete Kartoffel zum Abendessen geben. Doch morgen gibt es einen ein neuen Versuch!

Ich werde Posaunist im Altdorfer Posaunenchor

In Altdorf gab es seit 1947 auch wieder einen Posaunenchor der evangelischen Kirchengemeinde, der vom Altdorfer Diakon Max Klaus geleitet wurde.

"Du hast lange Arme, du kannst eine Zugposaune spielen", sprach er mich eines Tages nach einem Gottesdienst in unserer Laurentiuskirche an.

Ich war sofort begeistert und Fritz Krasser, ein älteres Mitglied des Altdorfer Posaunenchores, brachte mir das Spiele der Posaune in unserem Keller bei.

33 Jahre lang, von 1950 bis 1982, habe ich dann im Altdorfer Posaunenchor aktiv und mit großer Begeisterung mitgespielt.

Das Blasen im Posaunenchor verbindet Generationen

Dieses gemeinsame Musizieren hat das Leben von uns Jugendlichen nach dem Kriegsende sehr bereichert. Denn es gab im Posaunenchor eine gut funktionierende Gemeinschaft zwischen den älteren und jüngeren Bläsern, die uns vaterlosen Jugendlichen sehr gut tat.

Der Posaunenchor bestand allerdings nur aus männlichen Mitgliedern, weibliche Bläserinnen, so wie heute, waren damals nicht erwünscht. Oder die Mädels hatten keine Lust ein Instrument zu lernen.

Verboten war es auch, sogenannte "weltliche Weisen" zu spielen. Darunter fielen leider auch viele von uns so gern gesungene Volks-, Wander- und Berglieder.

Diese Entscheidung ging sicher noch darauf zurück, dass dieses Liedgut in der Nazizeit viel gesungen und gespielt wurde und dadurch negativ belastet war.

Später war ich dann noch von 1965 bis 1982 Posaunist in der Altdorfer Stadtkapelle, und da konnten wir nach Herzenslust weltliches Musikgut spielen.

Unser Würzburger Dekan Schwinn und der Konfessionsstreit 1953

Vier Jahre nach unserer Radtour 1949 durch den Spessart, stand der von uns damals in Würzburg besuchte Dekan Wilhelm Schwinn im Mittelpunkt des damaligen Zeitgeschehens. Was war in Unterfranken geschehen?

Am 28. Juni 1953 sollte in Ochsenfurt eine Zuckerfabrik eingeweiht werden.

Geplant waren dazu zwei Weihehandlungen: eine durch den kath. Würzburger Bischof Julius Döpfner und die andere durch den evang. Dekan Wilhelm Schwinn.

Gemeinsame Weihehandlungen waren damals für Katholiken undenkbar. Döpfner forderte deshalb die Chefs der Zuckerfabrik auf, den Würzburger Dekan auszuladen.

Es kam zu vermittelnden Vorschlägen, dass der evang. Pfarrer „ohne Ornat“ erscheinen und nur ein weltliches Grußwort sprechen sollte. Dies lehnte er ab und reiste zurück nach Würzburg. Schnell machte der Grund für seine Abreise unter den Mitgliedern des unterfränkischen Reitervereins Gnodstadt, welche die Kutsche des Dekans begleiten sollten, die Runde. Sie handelten spontan, stürmten zum Festplatz in Ochsenfurt und stoppten die anfahrende Kutsche des Bischofs Julius Döpfner.

Die Polizei verhindert Schlimmeres. Diese Eskalation war dann wochenlang ein Thema, auch in der Politik. Selbst Bundeskanzler Konrad Adenauer war verstimmt über diesen theologischen Bruderzwist. Sein Ministerialdirektor Hans Globke bewegte dann Döpfner zum Nachgeben. Durch seine Standfestigkeit wurde Dekan Wilhelm Schwinn damals zum Helden unserer Jugendzeit. (siehe auch Seite 52)

Wir bauen zusammen die größte Sandburg in Altdorf

Zum täglichen Spielen brauchten wir Kinder damals nur sehr viel Phantasie und unseren TV-Sportplatz. Im Wettstreit mit den Buben aus der Altdorfer Innenstadt („däi vom Marktplatz“) kam es immer wieder zu großen Herausforderungen.

So war es jahrelang ein Ziel, wer die größte Sandburg in Altdorf baut. Dafür gab es die immer reichlich mit Sand gefüllte Weitsprunggrube auf dem TV-Sportplatz.

Da die Erwachsenen dort nur am Abend trainierten hatten wir sie tagsüber für uns und nutzten das auch. Nachdem die „Marktplätzler“ den letzten Wettbewerb klar mit einer Höhe von 1.60 Meter gewonnen hatten, kam heute die Revanche.

Beide Teams arbeiteten in der vorgegebenen einen Stunden eifrig und schnell und nur mit den Händen, um eine große Sandburg zu bauen. Dabei zählte nur die Höhe.

Wir, „die „Untervuurstädter“ schafften aber diesmal eine Höhe von 1.65 Meter.

Nach dreimaligen Nachmessen war das nun ein neuer Rekord!, Aber wie lange?

Eine Radtour zur Wallfahrtskirche in Gössweinstein

In den Pfingstferien 1951 hatten wir wieder einmal eine Wochenendtour mit dem Fahrrad in die Fränkische Schweiz geplant. Unser Ziel war die Burg in Gössweinstein und die nähere Umgebung dort. Mein Freund Xaver Luther hatte eine sehr besorgte Mutter, die ihn zu dieser „weiten“ Fahrradtour nicht mit lassen wollte. Was tun?

Sie war katholisch und eine regelmäßige Kirchgängerin.

Uns erzählte sie immer sehnsüchtig von der Wallfahrt nach Habsberg bei Neumarkt i.d. Oberpfalz, an der sie immer so gerne teilgenommen hätte. Da machten wir ihr den Vorschlag: wenn Xaver mit uns „Lutherischen“ in die Fränkische Schweiz darf, dann wird er ihr eine geweihte Kerze aus der berühmten Wallfahrtskirche Gössweinstein mitbringen. Sie war einverstanden.

Unter der Führung von Hans Weißkopf fuhren wir dann von Altdorf über Lauf, Forth, Gräfenberg, Betzenstein (die kleinste Stadt Bayerns) Thuisbrunn zur Marktgemeinde Gössweinstein. Neben der fast 1000-jährigen mächtigen Burg prägten dort die beiden mächtigen Kirchtürme mit ihrer barocken Fassade der Wallfahrtskirche das Ortsbild. Bei der Fahrt durch den Ort sahen wir viele blumengeschmückte Häuser und den vielen einladenden Gasthöfen, dann stiegen wir auf den vielen Stufen hinauf zum Kreuzfelsen und sahen von dort oben, dass das Ortsbild von Gößweinstein geprägt wird von der Basilika und der 1000-jährigen Burganlage gegenüber.

Nachdem wir in der Scheune eines Landwirts eine Übernachtungsmöglichkeit bekommen hatten, gingen wir zur nahen Wallfahrtskirche zur Heiligen Dreifaltigkeit.

Die Basilika zieht jährlich etwa 15.000 Pilger an, von denen rund zwei Drittel zu Fuß kommen. Als die Wallfahrtsbewegung im 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland ihren enormen Aufschwung erlebte, machten die Pilgermassen den Bau einer wesentlich größeren Kirche notwendig.

Frankens bekanntester Barockbaumeister, Balthasar Neumann, er lebte von 1687 bis 1753, erbaute dann zwischen 1730 und 1739 im Auftrag des Bamberger Fürstbischofs Friedrich von Schönborn die heutige Wallfahrtsbasilika.

Auch wir waren beim Besuch dieses Gotteshauses beeindruckt von seiner Größe und Farbenpracht. Und wir fanden auch eine passende Kerze für Xavers Mama mit einem Aufkleber dieser berühmten Wallfahrtskirche. Danach fuhren wir noch in das nahe Wiesenttal und schoben unsere Fahrräder hinauf zum 531 m hohen Adlerstein.

Am Vormittag des folgenden Tages nahmen wir uns dann Zeit für die Besichtigung der 150 m hoch auf einem Felsen über dem Dorf stehenden Burg Gössweinstein.

Nach dem Aufstieg genossen wir zunächst von der Burgmauer aus den eindrucksvollen Blick auf die Täler und die Landschaft der Fränkischen Schweiz.

Wir sahen auch in der Ferne den Gipfel des Ochsenkopfs im Fichtelgebirge.

Danach zeigte uns ein älterer Einheimischer die interessante Burganlage und erzählte uns auch einiges zu ihrer Geschichte. So soll die Burg Gößweinstein angeblich auch dem Komponisten Richard Wagner als Motiv für die Gralsburg in seiner Oper Parsival gedient haben.

Die Burg wurde 1062 von Fürstbischof Gunther von Bamberg erbaut und später dem Grafen Goswin übergeben. Sein Name ging dann auf die Burg über und gab dem Ort Gößweinstein seinen Namen. Im Zuge der Säkularisation kam sie dann 1803 an Bayern; heute ist sie in Privatbesitz.

Wir sahen auch den mächtigen Turm, die Burgkapelle, das sieben Meter tief in den Felsen gehauene Verlies, einige historische Zimmer, Gänge und Steintreppen im Hauptgebäude, in dem sich ein sehenswertes Museum befindet und den tiefen Brunnen. Wir waren beeindruckt und begeistert.

Auch von der Binghöhle waren wir begeistert

An einem Wochenende fuhren wir wieder einmal nach Streitberg, in das Zentrum der Fränkischen Schweiz, um dort die Binghöhle zu besichtigen. Sie liegt am südwestlichen Abhang des Schauertales und wurde 1905 durch den Nürnberger Kommerzienrat Bing entdeckt und erschlossen. Diese nur etwa 400 Meter lange Höhle wurde dann nach ihm benannt und für eine öffentliche Begehung in den folgenden Jahren vorbereitet. Wir waren von diesem geführten Rundgang begeistert. Dabei sahen wir die Riesensäule und den aus vielen Stalagmiten gebildeten Altar, den Kerzensaal mit einer Reihe von schneeweißen, schlanken Stalagmiten und Stalaktiten, die Venusgrotte mit ihren umgestürzten und am Boden liegenden kleinen Tropfsteinen, den Muschelfelsen mit Tausenden von ausgewachsenen Muscheln aus dem früheren Jurameer, die Nixengrotte mit dem kleinen Sinterbecken und die Kristallgrotte mit ihrem kleinen See, am Ende der Binghöhle. Einfach toll!

Ein Fahrradunfall ohne Folgen

Bei der Rückfahrt von Gössweinsteinst nach Altdorf gab es noch einen Fahrradunfall, der aber glimpflich ausging. Es war bei uns (Un)Sitte, dass wir uns bei einer längeren Abfahrt auf den Rucksack auf dem Gepäckständer setzten und auf dem Fahrrad bäuchlings liegend abfuhren. So auch diesmal. Doch Hans war eine Sekunde unaufmerksam, verlor den Kontakt zu den Pedalen, fuhr ohne bremsen zu können weiter, einen steilen Wiesenhang hinab und durch eine Haselnushecke. Sein Gesicht sah danach aus wie nach einem Boxkampf nach 12 Runden, sein Fahrrad war aber heil geblieben. Hans durfte danach auf Anordnung seiner besorgten Mutter mehrere Monate nicht mehr an einer Radtour teilnehmen, Xavers Mama war glücklich über die geweihte Kerze aus der Wallfahrtskirche Gössweinsteinst und Xaver, dass er bei unserer Radtour dabei sein durfte.

Die umliegenden Wälder waren ein Paradies zum Spielen

Die Wälder rund um Altdorf gehörten ebenfalls zu unseren beliebten Spielplätzen. Vor allem der Rieder Wald mit seinem kleinen Froschweiher und dem wild bewachsenen Bachgraben daneben sowie den vielen breiten Forstwegen, auf denen wir unsere Fahrradrennen abhalten konnten. Dort entdeckten wir damals noch viele Hasen, Rehe und auch verschiedene Vogelarten.

Auch der Röthenbacher Wald mit seiner romantischen Klamm und den Fahrwegen, für uns waren das unsere „Rennstrecken“, zu den Dörfern Weißenbrunn (rechts ab) und Brunn (links ab) gehörten dazu. Diese Abzweigungen hatten wir immer vorsorglich mit starken Baumästen „markiert“, um ja richtig abzubiegen.

Und da war noch der Grafenbacher Forst bei Traunfeld mit dem Freizeithaus des CVJM und der evang. Kirche. Über Hagenhausen und Eismannsberg erreichten wir das hoch gelegene Dorf Traunfeld und danach dann den Wald des Grafenbacher Forsts mit seinem ausgedehnten Wegenetz. Für uns war er ein richtiger Urwald.

Meistens fuhren wir von Lieritzhofen gleich weiter nach Alfeld mit seiner Wehrkirche St. Bartholomäus, einem Ort, der sehr romantisch zwischen Felsen und sogenannten Trockengrashängen liegt. Bis 1806 bildete auch der durch Alfeld fließende Bach die Grenze zwischen dem reichsstädtischen (evang.) Gebiet Nürnberg und der kath. Kurpfalz (oder Oberpfalz).

Durch das romantische Naturschutzgebiet Rinntal erreichten wir dann die Orte Pollanden, Lieritzhofen und Waller.

Die Fahrt durch die Oberpfalz, oder die Vorbeifahrt in seiner Nähe war für uns immer aufregend, denn das war für uns schon fast wie im Ausland.

CVJM: Mit Zelt und Fahrrad unterwegs



CVJM 1949: Vor dem Zelt
(v.l.): Ernst Reitenspieß, Konrad, Karl („Charly“) Pöllot



CVJM 1950: Auf der Brecherspitze
(v.r.): Willi Distler, Werner Möller, Eugen Baltzer, Konrad,
Werner Semmelrock.



CVJM 1951: Wir bereiten das Essen vor.
(v.l.): Konrad, Konrad Auer, Erich Roth, Willi
Distler, Fritz Ranninger.



CVJM 1953: Vor der Walhalla.
(v.l.) Hermann Breiningen, Hans Kellermann, Ernst
Reitenspieß, Karl („Charly“) Pöllot (vorne), Hans
Schlerf, Paul Heffner, Konrad.

Das lustige Imitieren der Elsternrufe

Die größte Gaudi hatten wir bei unseren Spaziergängen und Radtouren im Rieder Wald, oder bei anderen Aktivitäten im Altdorfer Umland immer, wenn wir dort die markanten Rufe der Elstern hörten. Wir hatten immer Spaß daran, ihre markanten und von einem besonderen Rhythmus geprägten Rufe mit lustigen Texten zu unterlegen. Wenn sie dann laut in ihrem Rhythmus zu hören waren, sprachen wir dazu unsere ausgedachten Texte. Das war immer eine sehr fröhliche Angelegenheit.

Ihre Vogelrufe erfolgten immer im Vierer- oder Fünfertakt: Unsere Texte dazu waren:

Vierertakt: „Mei - Moo (Mann) - is - weg!. Mei - Moo (Mann) - is - weg!“

Vierertakt: „I - kenn - dich - net. I - kenn dich net!“

Vierertakt: „Schrei - halt - net – su. Schrei halt net su!“

Fünfertakt: „I - fläich (fliege) - etz - fort (kurze Pause) - Okay“. „I fläich (fliege) etz fort, (kurze Pause) Okay.“

Von Woche zu Woche „erfanden“ wir immer wieder neue und passende Texte und hatten unsere Freude daran, sie beim Ruf der Elstern im Wald umzusetzen.

Ich besuche in Nürnberg ein Gymnasium

Zusammen mit meinem Schulfreund Konrad Auer haben wir beide 1946 auf Anraten unseres Lehrers Franz Hofmann die Altdorfer Volksschule verlassen und die Oberrealschule in Nürnberg, Löbleinstraße 10 (heute:Hans-Sachs-Gymnasium) im Stadtteil Maxfeld besucht.

Für die Gymnasien gab es damals noch die Bezeichnung Oberrealschule.

Der Besuch dort war für uns Kinder vom Land keine leichte Sache.

Statt bequem zu Fuß in die Schule zu gehen, mussten wir nun mit dem Zug nach Nürnberg fahren. Um 6 Uhr fuhr der Zug in Altdorf ab und wenn wir gegen 13 Uhr unterrichtsbedingt den Zug für die Rückfahrt nicht erreichten - und das war meistens der Fall - dann konnten wir erst um 17 Uhr wieder heimfahren.

Gymnasium: Bei der Kleidung merkte man schon den Unterschied

Auch die Großstadt Nürnberg war für uns Landkinder belastend.

Die Nürnberger Klassenkameraden waren damals schon sehr ordentlich und adrett gekleidet, wir Schüler vom Land dagegen hatten nur sehr einfache Kleidungsstücke und Schuhwerk. Um unsere Schuhe zu schonen, mussten wir auf Bitten unserer Eltern im Sommer den Unterricht auch manchmal barfuß besuchen.

Das sorgte für entsprechenden Spott bei unseren Mitschülern. Außerdem gehörte ich mit meinen mittelmäßigen Noten halt auch nicht zur Elite der Schulklasse.

Gymnasium: Hausaufgaben machten wir im Burggraben

Unsere Hausaufgaben machten wir bei schönem Wetter im Nürnberger Burggraben, bei schlechtem Wetter in unserem Schulgebäude.

Statt dann anschließend zu lernen, haben wir lieber mit einem kleinen Tennisball Fußball oder Handball gespielt, oder die damals offenen Gänge an der Nürnberger Burg erforscht. Dort war viel zu entdecken, leider lag auch immer noch eine Menge scharfer Munition herum.

Kam ich nach Hause, dann musste ich noch notwendige Arbeiten im Haus und Garten erledigen. Dadurch fehlte mir auch oft die Zeit noch für die Schule zu lernen. Es blieb mir am Abend oftmals auch wenig Zeit mich mit meinen Freunden aus der Altdorfer Volksschule zu treffen, eine kurze Fahrradtour mit ihnen zu unternehmen, Sport auf dem nahegelegenen TV-Sportplatz zu betreiben, oder mit ihnen einfach nur beisammen zu sein.

Gymnasium: Es wurde im Unterricht viel geprügelt

Am Gymnasium in Nürnberg hatten wir damals auch einige Lehrer, die politisch Verfolgte waren und unter den Nazis stark gelitten hatten. Was alle diese männlichen Lehrkräfte gemeinsam hatten, sie prügelten oftmals mehr, als sie uns Wissen vermittelten. Sie alle hatten große Probleme im Umgang mit uns Schülern.

Wir konnten ihr Handeln nicht nachvollziehen, litten aber unter ihren unkontrollierten Handlungen. Außerdem herrschte ein Lehrermangel, denn an den Höheren Schulen waren nach dem Kriegsende 1945, etwa 2/3 des Lehrkörpers entlassen worden. Bis zur Entnazifizierung 1946 durften auch keine NSDAP-Mitglieder unterrichten.

Einige Jahre später kamen dann junge und bestens ausgebildete Assessorinnen und Assessoren an unsere Schule und da merkten wir erstmals, wie schön doch der Unterricht an einer Schule sein kann. Mit großer Freude, Begeisterung und einem jugendlichen Elan hielten sie ihren Unterricht. Wir waren begeistert und beeindruckt.

Gymnasium: Probleme mit meinem Familiennamen

Auch mein Familienname Holz war für einen Lehrer, der sicher unter den Nazis sehr gelitten hatte, ein Anlass, mich immer wieder zu demütigen und zu schlagen.

Das lief dann damals so ab: Ich wurde gefragt: "Wie heißt Du?"

Ich antwortete laut und deutlich: "Konrad Holz".

Und schon verspürte ich links und rechts einen kräftigen Schlag im Gesicht.

Auch wenn ich weinend zurückschrie: "Ich bin nicht verwandt mit Karl Holz", hat das nichts geändert. Ich wurde trotzdem geohrfeigt. Es war schrecklich und demütigend.

Zur Erklärung: Im Zweiten Weltkrieges hatten die Nazis in Nürnberg, Julius Streicher als Gauleiter eingesetzt. Sein Stellvertreter war Karl Holz.

Gymnasium: Wer war dieser Karl Holz?

Der am 27. Dezember 1895 in Nürnberg geborene Karl Holz war Mitglied der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) und der SA (Sturmabteilung) sowie von 1924 bis 1932 auch des Nürnberger Stadtrats.

Nach Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde er im November 1939 zur Wehrmacht eingezogen und nahm bis 1941 an Kriegshandlungen teil. Hitler ernannte ihn dann 1941 zum Reichsverteidigungskommissar von Franken, zum SA-Gruppenführer und noch kurz vor Kriegsende 1944 zum NSDAP-Gauleiter von Franken.

Holz war ein Parteimitglied, das bedingungslos die Befehle Hitlers umsetzte, vor allem den sogenannten Nero-Befehl kurz vor Kriegsende. Der sah vor, dass den Siegern bei der Einnahme einer Stadt nichts mehr übrig gelassen werden sollte.

Darüber war es zwischen ihm und dem Nürnberger Oberbürgermeister Willy Liebel (1933 - 1945) beim Einmarsch der Amerikaner zum Streit gekommen.

Liebel war dagegen, Holz wollte den Hitlerbefehl unbedingt ausführen.

Fünf Tage später wird die Leiche des Nürnberger Oberbürgermeisters entdeckt, er soll Selbstmord begangen haben.

Auch beim Einmarsch der Amerikaner in Nürnberg spielte Karl Holz nochmals eine unrühmliche Rolle. Als Reichsverteidigungskommissar und Leiter des Volkssturms wies er die Kapitulationsforderung der Amerikaner zurück.

Die verstärkten daraufhin den Beschuß auf die Stadt Nürnberg und auf den Palmenhofbunker beim Nürnberger Polizeipräsidium, in den sich Karl Holz mit einer kleinen Gruppe fanatischer und kampfbereiter Soldaten zurückgezogen hatte.

Bei dieser Gefechtsaktion am 20. April 1945 wurde Karl Holz dann getötet.

Gymnasium: Wir spielten auch erfolgreich Handball

Um im Gymnasium anerkannt zu sein, kam mir auch meine sportliche Begabung zugute. Es gab damals jährlich ein Handballturnier aller bayerischen Gymnasien.

Ich war als gut trainierter Leichtathlet, Mittelstürmer in der Handballelf meines Gymnasiums, obwohl ich in keinem Verein spielte. Mein Mitschüler Helmut Krügel und ich waren die einzigen Amateure in dieser Mannschaft. Die anderen spielten beim TSV 1846 Nürnberg, beim 1. FC Nürnberg, oder in anderen Vereinen.

Wir trainierten einmal in der Woche sehr hart auf dem Sportplatz des TSV 1846 in Nürnberg mit unserem beliebten Studienassessor Schottenhammel.

Dabei mussten wir eine Runde nach der anderen auf der Aschenbahn der Sportanlage ablaufen, schwere Hanteln stemmen und viele Ballwürfe aufs Tor absolvieren. Das war für uns schon eine harte und körperliche Herausforderung. Dreimal gewannen wir den heiß begehrten Pokal der bayerischen Gymnasien, einmal sogar im Stadion an der Grünwalderstraße in München.

Im Pausenhof unserer Schule fand dann danach immer eine große, öffentliche Feier mit Siegerehrung statt. Dabei waren wir Handballer dann die Größten!

Gymnasium: Fröhlich war immer unser Musikunterricht

Wir freuten uns immer auf den wöchentlichen Musikunterricht mit Musiklehrer Hofmann. Er trug wegen einer schweren Kriegsverletzung eine Unterschenkel-Prothese und saß deshalb die meiste Zeit an seinem Konzertflügel.

Er war aber von seiner Unterrichtsvermittlung und seinem Wesen her ein sehr fröhlicher Mensch und er hätte am liebsten den ganzen Tag mit seinen Schülern gesungen und musiziert. Das tat er dann mit uns sehr leidenschaftlich bei den wöchentlichen Musikstunden.

Dabei saß er an seinem Konzertflügel und versuchte uns Operettenarien, Chansons, konzertante Lieder und auch einfache Volksweisen zu vermitteln.

Nachdem die erste Schüchternheit unter uns Schülern überwunden war, da legten wir dann zu seiner Freude alle immer sehr temperamentvoll und fröhlich los.

Wir hatten einige Klassenkameraden, die gesanglich und auch schauspielerisch absolute Spitze waren. Sie standen neben Hofmanns Konzertflügel und sangen mit ihm nach dem Einüben lautstark das Trinklied aus La Traviata, die Forelle von Schubert sowie bekannte Arien aus dem Zigeunerbaron und der Fledermaus.

Passagen davon, die wir kannten, die uns vom Radio her bekannt waren oder die wir im Musikunterricht vorher einstudiert hatten, sangen wir mit voller Lautstärke mit und begleiteten sie auch mit entsprechende Bewegungen und Gesten.

Dabei ging es natürlich sehr laut, ausgelassen und fröhlich zu.

Wegen dieser Lautstärke im Klassenzimmer kam auch einmal unser sehr strenger Schuldirektor dazu. Er freute sich dann aber über diese fröhliche Art des Unterrichts und dass er hier nicht disziplinarisch eingreifen musste.

Unser Bürgermeister wohnte in der Unteren Vorstadt

Wenn wir auf dem Festplatz an der Hagenhausener Straße spielten, dann kam dort auch manchmal unser 1. Bürgermeister Fritz Pranz (1945 - 1948) vorbei, um nach dem Rechten zu sehen. Ganz stolz waren wir dann immer, dass der in der Neumarkter Straße wohnende Bürgermeister und Inhaber eines Missionsschriftenverlags, in unserem Viertel wohnt. Er war ein freundlicher Mann, den wir Kinder sehr schätzten.

Fritz Pranz war Bürgermeister vom Kriegsende 1945 bis zur ersten demokratischen Gemeindewahl in Altdorf nach dem Zweiten Weltkrieg im April 1948.

Gymnasium: Pfarrer Seitz war mir eine große Hilfe

Es war für mich und für viele andere Kinder schwer ohne Vater aufzuwachsen. Unsere Mütter waren einfach mit dem schwierigen Alltagsleben im und nach dem Krieg überfordert. Eine ganz große Hilfe, ja fast ein Vaterersatz, war mir unser Religionslehrer Pfarrer Seitz. Meiner Erinnerung nach stammte er aus einem Dorf bei Neustadt an der Aisch und war dort auch als Pfarrer tätig.

Pfarrer Seitz zeigte auch immer Verständnis, wenn wir oftmals nicht die Zeit hatten, die von ihm für den Religionsunterricht aufgegebenen Liederverse, Psalmen oder die Auslegungen des Katechismus auswendig zu lernen. Sein Unterricht war geprägt von der Vermittlung christlicher Werte und einer zeitgemäßen Bibelauslegung.

Er hat uns auch sexuell aufgeklärt, das war damals eine kleine Sensation, denn dieses Thema war in der damaligen Gesellschaft absolut tabu. Und die meisten Eltern wollten mit uns auch nicht darüber reden. Unsere Mütter schon gar nicht.

Wenn uns ein schulisches oder privates Problem belastete, dann nahm sich unser "Papa Seitz" - so nannten wir ihn liebevoll und mit Respekt - immer die Zeit für ein persönliches Gespräch. Er fand für unsere Probleme fast immer eine passende Lösung, oder er erklärte uns dieses Problem.



Da es im Gymnasium kein Besprechungszimmer für solche privaten Gespräche gab, wurden sie auf dem gemeinsamen Weg nach dem Schulunterricht zum Nürnberger Hauptbahnhof, in einer abgelegenen Ecke unseres Schulhofes während der Pause, oder auch im überfüllten Warteraum des Nürnberger Bahnhofsgebäudes geführt. Oftmals hat er dabei auch tröstend seinen Arm um unsere Schulter gelegt.

Geschätzt und geachtet haben wir auch den schon etwas älteren Pfarrer Hermann Galsterer (1878 - 1961), der bei Erkrankungen von Lehrkräften an unserem Gymnasium aushalf. Er war Pfarrer an der Nürnberger St.Egidien-Kirche, Mitarbeiter im CVJM Nürnberg-Sternort und 1. Vorsitzender des CVJM-Landesverband Bayern.

Wir waren dankbar, dass es diese lieben und engagierten Menschen gegeben hat, die uns als Jugendliche so fürsorglich begleitet haben und unserem Lebensschiff die erforderliche Richtung gaben. Herzlichen Dank euch beiden!

Gymnasium: Begeistert von der freiwillige Weiterbildung

Auch die freiwillige Weiterbildung war damals im Gymnasium schon möglich. So bot uns unser Deutsch- und Geschichtslehrer Dr. Martin Schütz an, unsere Kenntnisse in Deutsch und damit auch unseren Aufsatzstil zu verbessern. Dazu mussten wir allerdings wöchentlich freiwillig einen Aufsatz schreiben - etwa 40 Aufsätze im Jahr (nicht in den Ferien), die er korrigierte und mit uns besprach.

Darin durfte allerdings nie ein Fremdwort enthalten sein. Sein Kommentar: "Ihr seid nur zu bequem über ein passendes deutsches Wort nachzudenken."

Ein Schuljahr später mussten wir dann Fremdwörter benutzen, in Klammer aber die Bedeutung dieses Wortes hinzufügen. Ich habe an diesem Angebot teilgenommen und dadurch meine Deutschkenntnisse wesentlich verbessern können.

Dr. Schütz arbeitete auch ehrenamtlich als Theaterkritiker am Nürnberger Opernhaus und hat uns mehrmals kostenlose Eintrittskarten für eine Vorführung besorgt.

Dabei saßen wir meistens auf dem billigen 4. Rang. Nach der Vorstellung durften wir dann mit ihm zusammen am anderen Tag eine Theaterkritik schreiben.

Gymnasium: Der Kampf um die Festung Sewastopol

Heute hatten wir in unserem Nürnberger Gymnasium Geschichtsunterricht. Unser Lehrer erzählte uns dabei aus der Zarenzeit in Russland und war immer noch begeistert von Kampf um die russischen Festung Sewastopol durch die deutschen Soldaten. Den Anlass dies zu erzählen, weiß ich nicht mehr. Waren es die Erinnerungen an den Krieg in Russland, oder an seine heldenhafte Soldatenzeit?

Sewastopol - diese mächtigste Festung der Welt am Schwarzen Meer - war in einem mörderischen Kampf von den deutschen Soldaten - so erzählte unser Lehrer - nach zwei Jahren Kampf und Belagerung endlich erobert worden.

Das interessierte uns weniger, aber die gezeigten Bilder von dieser riesigen Festung am Schwarzen Meer beeindruckten uns alle.

Mein neben mir sitzender Nachbar sagte dabei ganz leise zu mir:

„Dös wär doch a maal was, wenn wir ban nan Schulausflug mit ihm zu dera Festung mit unsere Fahrräder hifohrn könnten! Net immer blous zum Hoastaa (Hohenstein), oder nach Schnatta (Schnaittach).“

Unser Lehrer erzählte weiter, dass die deutschen Soldaten und ihre Verbündeten hier vom November 1941 bis zum 2. Juli 1942 sehr großen Kampfgeist zeigten diese sowjetische Seefestung Sewastopol einzunehmen.

Dabei ging es auch darum die Halbinsel Krim und die strategisch wichtigen Schwarzmeerhäfen Noworossijsk und Batumi in den Besitz zu kommen

Vor dem Endangriff auf Sewastopol am 3. Juni 1942 - es war das Unternehmen Störfang - war die Festung fast sieben Monate lang eingeschlossen.

Das Fliegerkorps des Generals von Richthausen flog täglich pausenlos Einsätze mit Bombenabwürfen und die Artillerie am Boden feuerte Granaten auf die Festung.

Fünf Tage lang dauerte dieses furchtbare Intermezzo, bei dem die Rote Armee der Russen zur Verteidigung auch ihre Raketenwaffe, die „Stalinorgel“, einsetzten.

Niemals während des Zweiten Weltkrieges wurden auf deutscher Seite so massiert Artilleriekräfte eingesetzt.

Am 2. Juli 1942 fiel die Festung dann in deutsche Hand. Am Ende dieser Schlacht waren die Stadt Sewastopol und die mächtige Festung nur noch ein trostloser Trümmerhaufen. Die Sowjetunion schien nun nach dieser Niederlage am Ende zu sein. Der Krieg war zwar zu Ende, aber immer noch nicht in unserer Erinnerung.

Deutsche Soldaten auf dem höchsten Gipfel des Kaukasus

Unser Geschichtslehrer erzählte uns auch noch, dass am 17. August 1942 einige alpinistisch ausgebildete Soldaten auch hinauf zum 5642 m hohen Gipfel des Elbrus, dem höchsten Berg im Kaukasus an der Landzunge zwischen Schwarzen und Kaspischen Meer, hoch stiegen. Sie hissten auf seinem Berggipfel stolz die Flagge der deutschen Wehrmacht mit dem Hakenkreuz. Eine Leistung, die uns Schüler, die am Bergsteigen interessiert waren, sehr beeindruckte.

Kein Verständnis für die Kriegsbegeisterung unserer Lehrer

Die Erzählung dieser Geschichte von der mächtigen Festung Sewastopol, noch mit einem kriegerischen Unterton, war ein Beispiel wie für uns Schüler ab und zu der (Geschichts)Unterricht in unserem Gymnasium gehalten wurde.

Aber bei einigen Lehrern war halt immer noch die Kriegszeit im Kopf präsent sowie ihr heldenhafter Kampf gegen den Feind. Sie mussten einfach davon erzählen, welche Helden sie waren, wie sie den Feind angriffen, welche Anstrengungen ihr Einsatz gekostet hat und wie sie gesiegt haben. Wir verstanden das aber nicht!

Gymnasium: Die kaputten Fensterscheiben bei der Zugfahrt

Unsere Fahrt mit dem Zug zum Gymnasium in Nürnberg lief täglich immer nach festen Regeln ab. Wir hatten im Zug unser bestimmtes Abteil, das manchmal gegen fremde Mitfahrer verteidigt werden musste und in dem wir uns während der 50-minütigen Fahrt mit dem von einer Dampflok gezogenen Zug sehr wohl fühlten.

Waren die Hausaufgaben verglichen, oder schnell noch abgeschrieben, dann wurde bei der Weiterfahrt fröhlich gesungen. Gesungen haben übrigens damals während der Zugfahrt nach Nürnberg auch viele Erwachsene.

In den Wintermonaten schalteten wir bei der Fahrt aus Sparsamkeitsgründen das Abteillicht aus und wurden dafür vom Zugschaffner immer sehr gelobt.

Ab Fischbach gab es dann die ersten nicht erst gemeinten Rangeleien im Abteil. Dabei wurde manchmal aber einer von uns unabsichtlich gegen das Abteiffenster gestoßen und die dünne Fensterscheibe zersplitterte.

War Sommer, dann ließen wir schnell den nun glaslosen Holzrahmen des Abteiffensters herunter und kein Schaffner merkte etwas von unserer Untat.

Im Winter war das schon schwieriger unser Malheur zu verbergen. Und so wurde bei der Einfahrt in den Nürnberger Bahnhof das Geschehene meistens entdeckt.

Denn auf dem Bahnsteig standen fast immer mehrere den Zugverkehr beobachtende Bahnpolizisten herum. Und die sahen fast alles!

Wir wunderten uns allerdings, wie sie immer so schnell von unserer "Fensteraktion" informiert waren. Die Flucht vor der Bahnpolizei wäre sinnlos gewesen, denn wir saßen ja am anderen Tag wieder im gleichen Zug und Abteil.

Gekostet hat uns unser Übermut mehrmals fünf Reichsmark (RM) und wegen der Ausstellung des Strafzettels auch eine zeitliche Verzögerung für den sowieso schon knapp bemessenen Schulweg zu unserem Gymnasium an der Löbleinstraße.

Hatten wir Pech, dann gab es für das Zuspätkommen auch noch einen Verweis

Konnten wir das Geld für den Strafzettel nicht aufbringen - das war immer der Fall - dann hat uns der "Merkels-Onkel" meines Freundes Fritz Wittmann in seiner gütigen Art immer geholfen. Leider konnten wir ihm unser jedesmal nach seiner Bezahlung gegebene Versprechen, keine Fensterscheiben mehr einzuschlagen, nicht einhalten.

Abgang vom Gymnasium

Nachdem meine Mutter die Kosten für die Bahnfahrt, die Bücher, das Schulgeld und für die weiteren Nebenkosten für das Gymnasium nicht mehr aufbringen konnte, verließ ich im Schuljahr 1953/1954 mit der Mittleren Reife diese Schule.

Traurig war ich schon, denn ich ließ dort einige liebe Schul- und Sportkameraden zurück und meinen Traum Lehrer zu werden, musste ich damit auch begraben.

Mit einem Beruf bei der Deutschen Bahn wurde es nichts

Es war 1953/1954 sehr schwierig einen Arbeitsplatz zu finden. Beworben habe ich mich bei der Deutschen Bundesbahn, vor allem wegen der Freifahrten und auch noch bei der Deutschen Bundespost. Dort war ja auch schon mein Papa beschäftigt.

Die Bewerbung bei der Deutschen Bahn war aber eigentlich für mich aussichtslos, denn laut Bewerbungsunterlagen stellte sie damals im mittleren Verwaltungsdienst keine Brillenträger ein. Ich habe mich als Brillenträger trotzdem beworben, hoffte auf ein Wunder, dass ich die Überprüfung meiner Sehkraft überstehen würde.

Bei den schriftlichen Prüfungen hatte ich keine Schwierigkeiten, aber bei der Augenkontrolle war ich dann mit meinem Latein am Ende. Ehrlich habe ich dann dem Arzt gebeichtet, dass ich Brillenträger sei. Und so wurde ich bei der DB abgelehnt.

Auf dem Briener Rothorn in der Schweiz

Wir waren auch weiterhin begeisterte Bergsteiger. Bei der Freizeit des CVJM Altdorf 1952 im Freizeithaus Rothornblick in Flühli nahe bei Luzern in der Schweiz, unternahm Helmut Meindel und ich eine Bergtour zum Briener Rothorn.

Um 5.30 Uhr marschieren wir beide bei schönstem Wetter los um zunächst die neun Kilometer auf der Straße von Flühli nach Sörenberg zurückzulegen.

Von dort ging es dann über ausgedehnte Weideflächen weiter an den Fuß des Berges. Im Rucksack hatten wir einige belegte Brote und unsere Trinkflaschen waren mit Brunnenwasser ausreichend gefüllt. Nach einer ausgiebigen Rast, begannen wir dann den langen Aufstieg hinauf zum Gipfel des Briener Rothorns (2350 m).

Es ging steil nach oben, sehr steil. Auch die ausgedehnten Latschenfelder und die herumliegende Felsbrocken machten das Weiterkommen schwierig.

Die Zeit verging allerdings für uns wie im Fluge und so gegen 11 Uhr standen wir beide auf dem Gipfel des Briener Rothorns.

Die Aussicht von hier oben war einmalig schön.

Unterhalb des Gipfels konnten wir die beiden Gebäude der Bergstation der Briener Rothornbahn und der Seilbahn von Sörenberg erkennen. Erstere ist eine Attraktion des Berner Oberlandes, denn der von einer qualmenden Dampfkocher gezogene Zug bringt die Touristen von Brienz am Briener See nach oben.

Tief unten sahen wir auch den tiefblauen Thuner- und den Briener See mit dem Häusermeer des bekannten Kurorts des Berner Oberlandes, Interlaken.

Darüber erhoben sich zum Greifen nahe und sehr eindrucksvoll die gewaltigen Bergriesen der Berner Alpen: Finsteraarhorn, Wetterhorn und Schreckhorn sowie das bekannte Dreigestirn Eiger, Mönch und Jungfrau.

Ein mit uns auf dem Gipfel sitzender Schweizer Lehrer sagte uns noch die Namen weiterer Berge und erzählte uns auch noch Interessantes zur Landschaft auf der gegenüberliegenden Seite in Blickrichtung Vierwaldstätter See und Urner Alpen. Morgen will er mit seiner Schulklasse hier hinauffahren und den Kindern ihre schöne Heimat zeigen. „Sie sollen wissen, in welcher wunderbaren Gegend sie hier leben!“

Nach unserer ausgedehnten Gipfelrast machten wir uns beide dann an den langen Abstieg zurück ins Tal. Unser Lehrer fuhr bequem mit dem Zug hinab nach Brienz.

Beim Abstieg nach Sörenberg waren wir fast allein. Nur mehrere Schafe, die wir mit unserem restlichen trockenen Brot gefüttert hatten, gaben uns dafür beim Abstieg aus Dankbarkeit, und immer wieder laut blökend, sehr lange das Geleit.

Doch als unser Weg dann in das ausgedehnte Wiesengelände oberhalb vom Dorf Sörenberg einmündete, mögen sie sich wohl gedacht haben, "die beiden kommen jetzt schon alleine weiter"; denn plötzlich kehrten sie alle laut meckernd um.

Beim Abstieg begegneten wir einem auf der Wiese Gras mähenden Bauern, mit dem wir ins Gespräch kamen. Auf dem Gipfel des Briener Rothorn sei er noch nicht gewesen, ihn genüge es hier am Berghang und auf den Wiesen im Tal seiner Arbeit nachzugehen. Aber auf dem Pilatus bei Luzern sei er schon einmal mit der Zahnradbahn nach oben zum Gipfel gefahren. Dort hätten sie mit dem Dorfchor an einem Trachtenfest teilgenommen. „Das reicht mir für mein Leben!“

Helmut und ich gingen müde, sehr müde, weiter und erreichten am späten Nachmittag wieder wohlbehalten unser Freizeithaus in Flühli. Zu Ende war eine abwechslungsreiche Bergtour zu unserem Traumberg Briener Rothorn mit über neun Stunden Gehzeit und 2940 Höhenmetern im Auf- und Abstieg Auch ein Bergtag, der von den Begegnungen mit Einheimischen geprägt war.

(Siehe auch Seite 65)

Zwei Wochen mit dem Fahrrad in Österreich unterwegs

Das größte Abenteuer meiner Jugendzeit war wohl die zweiwöchige Radtour mit meinen Freunden Dieter van Eesbeeck, Ernst Harbauer und Heinz Müller im Juli 1953 durch Tirol. 1.050 Kilometer haben wir dabei mit unseren alten Fahrrädern bei Wind und Wetter zurückgelegt, im Zelt geschlafen und uns sehr kärglich versorgt.

Von Altdorf ging es über Landshut, Salzburg nach Innsbruck, von Landeck über den Fernpass nach Garmisch-Partenkirchen und über München zurück nach Altdorf.

Gut, dass es unseren Heinz gab

Ein Problem bei dieser Radtour war nur die tägliche Essensversorgung.

Das bisschen Geld, das wir dabei hatten war bald aufgebraucht.

Meinem Vetter Heinz, ein echter „Spreißel“ - so nannte man damals in Franken einen schlanken, untergewichtigen Jungen - gelang es aber jeden Tag für uns einen Teller Suppe in einem Bauernhof zu erbetteln. Sein Trick war immer der gleiche:

Er ging mit nacktem Oberkörper in ein Bauernhaus und bat um ein Glas Wasser. Wenn die Bäuerin es ihm gab, so hielt er vor dem Trinken kurz die Luft an, dadurch traten seine Rippen noch deutlicher aus dem Brustkorb heraus, und er wirkte dabei unterernährt und hungrig. Dabei schaute er die Bäuerin sehr mitleidig an.

Auf ihre Frage "Bub, hast Hunger?" antwortete Heinz leise mit "Ja, aber die da draußen auch". Und meistens bekamen wir alle eine Kleinigkeit zum Essen.

Wir waren nach unserer Rückkehr damals in Altdorf die großen Helden, denn zwei Wochen mit dem Fahrrad und Zelt im Ausland und ohne einen Erwachsenen unterwegs zu sein, das war schon eine große Leistung.

Finanzielle Unterstützung unserer Freizeit

Als ich dann etwas älter war bekam ich alljährlich von meinen Großeltern 50 DM für meine Unternehmungen und Fahrten ins Gebirge geschenkt.

Nach meiner Rückkehr musste ich dann aber in den Ferien mehrmals in der Wohnstube meiner Großeltern den eingeladenen Bauern von meinen Erlebnissen aus der „weiten Welt“ erzählen. Bei dieser Erzählstunde war sie sichtbar stolz auf ihren Enkel. Vielleicht war ich auch mittlerweile der Ersatz für ihre beiden im Krieg gefallenen Söhne Hans und Michael geworden.

Statt Bibelstunde Erzählungen aus den Bergen

Einmal hat auch der Pfarrer aus Rohr die angesetzte Bibelstunde in Dechendorf ausfallen lassen und ich durfte stattdessen von der Schweiz, ihren Menschen und von der Besteigung des Briener Rothorns (siehe Seite 64) erzählen.

Für die Menschen in Dechendorf waren meine Erzählungen beeindruckend, weniger die vom Bergsteigen, oder einer Gipfelbesteigung.

Aber die dortige intensive Landwirtschaft hat sie ganz besonders interessiert, denn die meisten von ihnen hatten ihr Dorf Dechendorf ja noch nie verlassen. Die Kühe in der Schweiz, so erzählte ich ihnen, sind zwar etwas kleiner, geben aber viel Milch für die Erzeugung des legendären Schweizer Almkäses. Wie Käse in der am Berg liegenden Almhütte gemacht wird hat sie bei meiner Erzählung auch beeindruckt.

Ihre saftigen Wiesen liegen allerdings nicht in einem ebenen und flachen Gelände, so wie hier in Dechendorf, sondern meistens an sehr steil abfallenden Berghängen.

Deren Bewirtschaftung geschieht mit der Hand, ein Traktor zum Mähen des Grases ist noch ganz selten zu sehen.

Mit einem Gebet beendete der Pfarrer dann unsere Erzählstunde.

Xavers Kuh weidet auf der falschen Wiese

Die Familie meines Schulfreundes Xaver Luther hatte neben ihrem Haus einen kleinen Stall mit einer Kuh darin. Die durften wir mehrmals in der Woche auf eine Wiese hinter dem Altdorfer Schwimmbad zum Grasens dorthin treiben.

Dieses Gelände war damals noch nicht bebaut, sondern eine große Wiesenfläche. Xavers Kuh kannte nach einigen Tagen den Weg dorthin sehr gut.

Nach einigen Monaten brauchte der Bauer aber diese verpachtete Wiese selbst und stellte ihnen eine kleine Wiesenfläche einige hundert Meter entfernt zur Verfügung.

Heute trieben wir Xavers Kuh erstmals zur neuen Wiese. Da begann das Drama!

Die Kuh lief wie immer schnell auf ihre seit langer Zeit gewohnte Wiese zu.

Die neue Wiese interessierte sie nicht, sie wollte auf ihre Gewohnte.

Sie war weder durch laute Schreie, sanftes Zureden und leichte Peitschenschläge zu bewegen den neuen Standort anzunehmen.

Es hatte sehr lange gedauert bis sie mit Hilfe der Erwachsenen und leider auch mit vielen Schlägen auf ihren nun neuen Futterplatz umgewöhnt war. Sie war für uns Kinder halt „eine dumme Kuh.“ Oder vielleicht doch nicht.

Xaver: „wäi ba uns Kinder, wennst net parierst, nou gibt's Schlääch (Schläge)!“

An den Hausglocken läuten und Gartentüre aushängen

Sehr beliebte Jugendstreiche waren für uns auch an den Hausglocken der Altdorfer Häuser kräftig zu läuten, schnell wegzulaufen, sich zu verstecken und dann zu beobachten wie die Erwachsenen darauf reagierten. Manchmal böse, meistens aber kopfschüttelnd, weil niemand vor der Haustür stand.

Etwas derber war dann schon unser nächster Streich.

Erwachsene, die wir nicht leiden konnten, oder die uns immer an unsere Eltern verrieten, wenn wir etwas angestellt hatten, wurden von uns Kindern etwas intensiver bestraft. Wir hängten ihre kleinen Gartentore aus und stellten sie in sichtbarer Entfernung ab. Zerstört haben wir selbstverständlich nichts.

Einmal haben wir beim Weglaufen gesehen, dass wir das bei einer älteren Frau gemacht hatten. Schnell liefen wir dann aber zu ihr zurück, hängten das Gartentor wieder ein und schimpften mit ihr scheinheilig über die bösen Jugendlichen in Altdorf.

Wir legen den Gemüsegarten eines Ehepaares neu an

Wir haben aber auch Menschen geholfen, vor allem den Älteren und solchen die Hilfe brauchten. Da kam unsere christliche Unterweisung aus den Jugendstunden der Kirchengemeinde und des CVJM schon deutlich durch.

Einmal hatten wir in den Osterferien erfahren, dass ein älteres Ehepaar in unserem Stadtviertel für ihren Garten am Weg nach Hegnenberg Hilfe bräuchte. Der Ehemann lag wegen einer schweren Krankheit im Altdorfer Krankenhaus und war nach der Operation lange nicht in der Lage körperliche Arbeiten zu machen. Wir besuchten beide und boten ihnen an ihren Garten umzugraben, die Beete anzulegen und uns um alles zu kümmern, bis sie selbst dazu wieder in der Lage wären.

Diese Hilfe wurde dann aber für uns schon zu einer großen Herausforderung.

Wir waren zu viert, als wir loslegten. Die Strukturen der Wege und Gartenbeete waren zwar im Garten noch sichtbar, aber von Unkraut total überwuchert.

Wir arbeiteten mit Spaten und Rechen einen vollen Tag, dann war's geschafft.

Wir waren stolz zwei älteren Menschen in ihrer Not geholfen zu haben.

Diese gute Tat soll sogar unserem Altdorfer Dekan Distler erzählt worden sein, denn bei seiner sonntäglichen Predigt hat er unsere Aktion lobend erwähnt haben.

Der Beginn meiner beruflichen Ausbildung bei der Post

Ich war 1954 überglücklich bei der Deutschen Bundespost, bei der ja auch schon mein Vater beschäftigt war, einen Arbeitsplatz zu bekommen.

Von meinen Freunden musste ich mir zwar den Spottvers anhören:

„Wer nix ist und wer nichts kann, der geht zur POST und EISENBAHN. Wem es da nicht ist gelungen, der geht zu VERSICHERUNGEN“.

Mein Ausbildungsamt war Altdorf, geleitet vom strengen Postmeister Josef Seeger.

Sein sehr autoritärer Führungsstil und die daraus resultierenden Entscheidungen, machten uns jungen Auszubildenden das Leben oftmals sehr schwer.

Dank der tollen Gemeinschaft von uns Dienstanfängern und dem Zusammenhalt, haben wir das aber ausgehalten und meistens auch gut bewältigt.

Nach der Verwaltungsprüfung 1956 sorgten meine Vorgesetzten damals auch dafür, dass ich wegen mehrerer "Strafversetzungen" unsere fränkische Heimat näher kennenlernen durfte. Immer, wenn ich höflich etwas Kritisches anmerkte, oder für manche Betriebsabläufe Verbesserungen vorschlug, wurde ich sofort getadelt und an ein anderes Postamt in Mittelfranken strafversetzt. Dadurch kam ich nach Feucht, Roth, Greding, Heideck und Hilpoltstein. Das war für mich aber keine Strafe: Es war in allen diesen Orten schön und ich lernte viele liebe Menschen kennen.

Dieser häufige Wechsel des Arbeitsplatzes wurde zu einer echten Lebensschule.

Meine Wanderzeit bei der Post war erst zu Ende, als ich nach einem längeren Gespräch mit meinen älteren Kollegen Schubert beim Postamt Roth, mein kritisches und manchmal auch sehr cholerisches Temperament grundlegend änderte.

Dann arbeitete ich nach der alten Mönchsregel: „Sprich gut über deine Vorgesetzten. Erledige die Aufgaben so, wie sie dir angeschafft wurden, sonst lasse die Dinge laufen, wie sie laufen“. Damit konnte ich 41 Jahre lang im Staatsdienst überleben.

Mit dabei bei den Altdorfer Stadtmeisterschaften

Dass der CVJM Altdorf 1956 an der Einführung der Altdorfer Stadtmeisterschaften in der Leichtathletik entscheidend mitgewirkt hat, wurde bereits erwähnt.

Diese Sportfeste auf dem Altdorfer Sportplatz des TV 1881 an der Jahnstraße waren immer ein sportliches Kräftenessen zwischen den Athleten des TV 1881, CVJM und 1. FC Altdorf. Dabei belegten wir vom CVJM Altdorf meistens sehr gute Plätze und wir stellten auch mehrmals einige Stadtmeister.

Vor allem in der Schwedenstaffel (400 m, 300 m, 200 m und 100 m, oder in umgekehrter Reihenfolge) waren wir Altdorfer CVJM-ler unschlagbar.

Bei diesen Altdorfer Stadtmeisterschaften 1956, 1957 und 1958 wurde ich auch Erster im Hochsprung und 1957 bei der Bayerischen Eichenkreuz-Meisterschaft des CVJM im Nürnberger Stadion sogar einmal Bayerischer Eichenkreuzmeister im Hochsprung. Trotz meines 1948 operierten Knies.

Der Wohltäter Johannes Heumann von Teutschenbrunn

Wichtig für unsere Freizeitgestaltung war damals auch weiterhin der Sportplatz des TV 1881 Altdorf an der Heumannstraße. (siehe auch die Seite 146 und 179)

Einer unserer Lehrer hat uns einmal erzählt, dass der Straßename nicht von einem Mann kommt, der bei der Heuarbeit hilft, sondern an den bekannten Altdorfer Juraprofessor Johannes Heumann von Teutschenbrunn (1711 - 1760) erinnert.

Er war der größte Wohltäter der Stadt Altdorf. Heumann stiftete ihr mehrere Grundstücke, darunter auch das Wiesengelände an der heutigen Heumannstraße.

1927 legte dort in Gemeinschaftsarbeit der TV 1881 Altdorf seinen Sportplatz an.

Mit Begeisterung bei einer CVJM-Freizeit am Schliersee

Im Juli 1950 war ich mit einigen Altdorfer Jugendlichen unserer Kirchengemeinde auf einer CVJM-Freizeit in einem Freizeithaus in Neuhaus am Schliersee.

Neben den Bibelstunden und einem jugendgemäßen Aktiv- und Vortragsprogramm, hatten wir auch noch genügend Zeit für einige Wanderungen und Bergtouren in den Bayerischen Alpen. Eine davon führte am 11. Juli 1950 auf die 1683 m hohe Brecherspitze. (Bild auf Seite 57)

20 Jugendliche starteten dazu mit einem Einheimischen von Neuhaus am Schliersee aus, um diesen markanten Berg zu besteigen.

Durch den Ankelgraben ging es im Bergwald sehr steil nach oben zur Ankelalm, die sehr idyllisch in einem Hochtal liegt.

Über ausgedehnte Bergwiesen und durch dichte Latschenfelder stiegen wir weiter hoch in Richtung Gipfel. Auf dem Weg zum Gipfel waren es auch die vielen in den Wiesen blühenden Blumen, die uns begeisterten.

Dann standen wir am Beginn des steilen Gipfelgrates mit seinen kleinen Felsstufen und gingen konzentriert und vorsichtig hoch zum bereits sichtbaren Gipfelkreuz. Beeindruckt haben uns auch die riesigen Latschenfelder links und rechts des Bergpfades mit ihrem harzigen Duft und die Aussicht vom Gipfel.

Über den Freudenreich-Sattel (1375 m) stiegen wir nach einer Stunde fröhlich singend hinab zur Bergstraße am Spitzingsattel (1128 m).

Dort war es dann allerdings mit der Stille und Ruhe vorbei.

Vorbei an der Stockeralm und einem herabstürzenden Wasserfall kamen wir dann alle wieder wohlbehalten zurück in unser Freizeithaus in Neuhaus.

Die meiste der bergunerfahrenen Jugendlichen waren geschafft von den Strapazen des Auf- und Abstieges und wollten in den folgenden Tagen lieber im Schliersee baden, oder Tischtennis spielen, als nochmals auf einen solchen (!) Berg zu steigen.

Wir unternahmen aber noch weitere Bergtouren.

Sie führten uns mit unserem Wanderführer Sepp aus Neuhaus am Schliersee zum Jägerkamp (1746 m), zur Benzingspitze und zur Aiplspitze (1758 m).

Dankbar für die Kinder- und Jugendzeit

Trotz des fast immer fehlenden Geldes, der großen Entbehrungen, der ärmlichen Lebensverhältnisse, der Trauer um den vermissten Vater und um andere liebe Menschen sowie den schrecklichen Ereignissen des Zweiten Weltkrieges, hatten wir trotzdem eine sehr abwechslungsreiche Kinder- und Jugendzeit.

Sie war geprägt von herzlicher Gemeinschaft, Respekt und einem ehrlichen Umgang miteinander. Gestritten und laut diskutiert wurde zwar auch ab und zu, doch da ging es meistens darum, was wir tun, oder nicht tun sollten.

Ein kindlicher Höhepunkt beim Zusammensein, war dann auch oftmals, wer baut die größte Sandburg aus dem Sand der Weitsprunggrube am Sportplatz?

Mein 10. Geburtstag war vom Kriegsgeschehen geprägt

Am 30. März 1945 hatte ich meinen 10. Geburtstag. Mein Lebensalter war nun zweistellig und das war für uns schon ein Grund zu feiern. Es gab Milchkakao und einige harte Plätzchen von Weihnachten, die in einer Blechdose gelagert waren.

Wir haben im Garten Spiele gemacht und zusammen auch fröhlich gesungen.

Mit dabei war auch Olaf aus Dresden, ein von seinen Altdorfer Großeltern aufgenommener Junge. Er erzählte uns, dass vom 13. bis 16. Februar 1945 seine Heimatstadt so stark bombardiert wurde, dass fast alles zerstört ist (siehe Seite 118).

Der Zweite Weltkrieg beginnt 1939

Unser Leben kann nicht immer voll Freude,
aber immer voll Liebe sein.

Volksmund

Selig ist der Mensch, der mit sich selbst in Frieden lebt.
Es gibt auf Erden kein größeres Glück.

Matthias Claudius,
deutscher Dichter, 1740 - 1815

So notwendig wie die Freundschaft
ist nichts im Leben.

Aristoteles,
griechischer Philosoph in Athen, 384 - 322 v. Chr.

Mit einer Kindheit voller Liebe
kann man ein ganzes Leben lang haushalten.

Johann Heinrich Pestalozzi,
Schweizer Pädagoge und Philosoph, 1746 - 1827

Der Zweite Weltkrieg 1939 - 1945

(Nach Unterlagen aus Band 1 bis 3 Das Beste aus Readers Digest: "Der Zweite Weltkrieg")

Im Morgengrauen des 1. September 1939 überschritten die Soldaten Hitlers die Grenze zu Polen. Zwei Tage später erklärten die Regierungen von Großbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg. Noch waren die Politiker der westlichen Demokratien davon überzeugt, Hitlers Herausforderung gewachsen zu sein. Doch der Blitzkrieg in Polen demonstrierte eindrucksvoll die militärische Macht des Dritten Reiches.

Nach der Kapitulation Frankreichs im Juni 1940 schien der entscheidende Sieg über Großbritannien nur eine Frage der Zeit zu sein. Vom 15. August an flog Deutschlands Luftwaffe ständig Angriffe gegen englische Städte und Flugplätze.

Obwohl die deutschen Verluste durch die britische Luftabwehr zunahmen, wurde das Bombardement mit unerbittlicher Härte weiter fortgesetzt.

Katastrophale Auswirkungen hatte auch der U-Boot-Krieg im Atlantik, bei dem Hunderte von britischen Handelsschiffen versenkt wurden.

Auch Mussolini in Italien träumte von territorialen Eroberungen.

Durch seine überraschende Niederlage in Griechenland wurde der Balkan nun plötzlich zum Operationsgebiet der deutschen Wehrmacht.

Was Mussolini mißlungen war, schien für die Deutschen ein Kinderspiel zu sein, und die Schlacht um das Mittelmeer trat in ein entscheidendes Stadium.

Am 22. Juni 1941 drangen die deutschen Truppen in der Sowjetunion ein.

Während sich die nationalsozialistische Schreckensherrschaft in Europa weiter ausbreitete, hatten die Vereinigten Staaten von Amerika beschlossen, Großbritannien zu helfen, aber nicht selber in den Krieg einzutreten.

Der japanische Angriff auf den Flottenstützpunkt der USA auf der Hawaii-Insel Oahu, Pearl Harbor, am Morgen des 7. Dezember 1941 zwang sie jedoch zur Kriegserklärung.

Damit bekam der Konflikt eine weltweite Dimension.

Inzwischen hatte der Zweite Weltkrieg auch im Mittelmeerraum einen neuen Schauplatz in der Wüste Nordafrikas gefunden. Trotz anfänglicher Erfolge wurden die deutsch-italienischen Truppen unter Führung von Generalfeldmarschall Erwin Rommel von den Briten und ihren Verbündeten zum Stillstand gebracht und im November 1942 bei El-Alamein in Ägypten (westlich der Stadt Alexandria) auch entscheidend geschlagen.

Um die schwergeprüfte Sowjetunion zu entlasten, versuchten die westlichen Alliierten eine zweite Front in Europa zu errichten.

Doch ihr Landeunternehmen im August 1942 bei der Hafenstadt Dieppe am Ärmelkanal in Nordfrankreich endete mit einem verheerenden Blutbad.

So beschränkten sie ihr Eingreifen in Europa auf den Bombenkrieg aus der Luft, der dann in vielen deutschen Städten - darunter waren vor allem Berlin, Nürnberg, Köln, Stuttgart, Würzburg und Dresden - Hunderttausenden Zivilisten das Leben kostete.

Das russische Sewastopol mit seiner mächtigen Festung war in einem mörderischen Kampf erobert worden. Die deutsche Wehrmacht marschierte nun gegen das Kaspische Meer.

Hitler sah sich bereits als Herrscher über die ganze Welt.

Taub gegen alle Mahnungen stürzte er sich auf Stalingrad, wo das deutsche Heer die tragischste Niederlage seiner Geschichte erlitt.

Nach langen Monaten härtester Kämpfe errangen die Amerikaner Anfang 1943 den endgültigen Sieg auf Guadalcanal, der größten der Salomoninseln im Pazifik.

Es war die entscheidende Wende im Pazifikkrieg.

An der Ostfront waren die deutschen Truppen weiterhin sehr hart bedrängt und erlitten bei ihren Angriffen große Verluste.

Für die Landung der Alliierten in Europa war jetzt die Zeit gekommen.

Von Tunesien aus erfolgte 1944 die erste Angriffswelle gegen die Insel Sizilien (Italien).

Der Zweite Weltkrieg 1939 - 1945

(Nach Unterlagen aus Band 1 bis 3 Das Beste aus Readers Digest: "Der Zweite Weltkrieg")

Die deutsche Wehrmacht war nun mittlerweile überall zum Rückzug gezwungen. Ganz Deutschland wurde Tag und Nacht von britischen und amerikanischen Bombern angegriffen. In den Morgenstunden des 6. Juni 1944 wurde an der Küste der Normandie (Frankreich) ein vernichtender Gegenschlag durchgeführt. Trotz des erbitterten Widerstands der deutschen Truppen, drangen die Alliierten unaufhaltsam vorwärts.

An der Ostfront rückte die Rote Armee Rußlands heran. Budapest (Ungarn) und Wien (Österreich) waren im Dezember 1944 in sowjetischer Hand.

Anfang 1945 standen russische Truppen nur noch 60 Kilometer vor Berlin.

Im März 1945 überquerten die Amerikaner den Rhein bei Remagen.

Am 30. April 1945 beging dann Reichskanzler Adolf Hitler (1889 - 1945) im Bunker seiner Reichskanzlei in Berlin Selbstmord. Der totalitäre "Führerstaat" war damit Geschichte.

Am 8. Mai 1945 unterzeichnete in Berlin Generaloberst Jodl die bedingungslose Kapitulation Deutschlands. Damit waren in Europa die Feindseligkeiten vorbei und der Krieg zu Ende.

Nicht jedoch in Japan. Dort im Pazifik kämpften die Truppen der Japaner noch verbissen weiter. Um sie in die Knie zu zwingen, wurde am 6. August 1945 die erste amerikanische Atombombe eingesetzt, die bis dahin furchtbarste Waffe in der Geschichte der Menschheit. Die Millionenstadt Hiroshima auf der Insel Honshu war das Ziel und sie wurde durch den Abwurf der Atombombe zu 60 % zerstört.

Die vernichtende Kraft dieser Atombombe kostete über 100.000 Menschen das Leben.

Am 2. September 1945 war der Zweite Weltkrieg dann offiziell und endgültig zu Ende.

Die Geschichte des Dritten Reiches

Was haben wir doch im Geschichtsunterricht alles über das „Dritte Reich“ mit seinen schrecklichen und verlustreichen Jahren unter Adolf Hitler vermittelt bekommen.

Die geschichtliche Entwicklung dieser drei Reiche ist auch heute noch sehr interessant.

Um das Dritte Reich erklären zu können, muss man beim Ersten Reich anfangen.

Das hieß offiziell Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation und existierte von 962 bis 1806.

Die deutschen Kaiser sahen sich als Nachfolger der römischen Imperatoren, da ihnen anfangs vom Papst in Rom die höchste weltliche Würde angetragen wurde, nämlich das Kaisertum und damit gleichzeitig auch der Schutz des Christentums.

Als Napoleon Europa überrannte und sich selbst zum Kaiser krönte, zerbrach 1806 dieses Erste Reich, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation.

Als Otto von Bismarck nach dem Krieg gegen Frankreich 1871 die deutschen Staaten (außer Österreich) zu einem Staat vereinte und der preußische König zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde, begann dann das später so genannte Zweite Reich.

Offiziell hieß es Deutsches Reich; denn auch in Wien regierte ein Kaiser, der Österreich als Nachfolger des Heiligen Römischen Reiches sah.

Die Nazis verwendeten ab 1933 den Begriff Drittes Reich, statt eines Kaisers herrschte aber nun mit Adolf Hitler ein Diktator.

Die Nationalsozialisten sahen in ihrem Staat die Vision eines neuen, mächtigen Deutschlands verwirklicht, das die Nachfolge der beiden vorherigen deutschen Reiche antreten sollte. Außerdem wollten sie mit dem Begriff Drittes Reich ihre Ablehnung der demokratischen Weimarer Republik klar ausdrücken, die nur als "Zwischenreich" galt.

Das NS-Regime benutzte den Begriff "Drittes Reich" nur anfangs.

1939 kam die Anordnung, ihn zu vermeiden, weil auf ein Drittes Reich irgendwann ein Viertes Reich folgen könne. Das widersprach aber dem Ewigkeitsanspruch des Nazistaats.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 endete dann auch das Dritte Reich.

Ein Blick zurück: Abschied von der Demokratie

Am 30. Januar 1933 nahm Deutschland Abschied von der Demokratie. Reichspräsident von Hindenburg war zurückgetreten und Adolf Hitler war Kanzler geworden.

Ein Blick zurück: Europa rüstet wieder für einen neuen Krieg

Während für europäische Bankiers noch die Regulierung der hohen Kriegsschulden das Hauptthema ist, rüsten die Großmächte wieder auf (1935).

Hitler bricht nun endgültig den Versailler Vertrag, in dem er die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland wieder einführt.

In Deutschland empfand man den Versailler Vertrag als Diktat und Demütigung.

Europa erhält noch einen zweiten Schock, als Hitler die von ihm angestrebte Truppenstärke bekanntgibt.

36 Divisionen, das sind rund eine halbe Million Männer, will er aufstellen.

Von dem Ausmaß der Aufrüstung sind sogar höchste deutsche Wehrmachtsoffiziere überrascht.

Frankreich beschließt eine erhebliche Verlängerung der Dienstzeit, was fast mit einer Verdoppelung der Streitkräfte identisch ist.

Als der britische Außenminister John Simon zu einem offiziellen Besuch in Berlin eintrifft, kann er nur noch staunen, wie sich die Aufrüstung des NS-Regimes vor seinen Augen entwickelt.

Wir haben in Altdorf keine einfachen Lebensbedingungen

Meine Eltern lebten 1935 zur Zeit meiner Geburt sehr einfach und bescheiden.

Was aber funktionierte, das war in meinem Geburtsort Dechendorf die dortige herzliche Dorfgemeinschaft der Menschen. Man half und unterstützte sich tatkräftig.

In Altdorf waren es unsere netten Nachbarn für die ein offener Umgang miteinander und auch für die Gemeinschaft noch einen hohen Stellenwert hatten.

Wir hätten den Zweiten Weltkrieg und auch die entbehrungsreiche Nachkriegszeit nicht überlebt, wenn es diese helfenden Menschen nicht gegeben hätte.

Die Lebensmittelpreise 1935

1 Kilo Fleisch:	1.46 RM	250 g Butter:	0.78 RM
1 Kilo Weizenmehl:	0.47 RM	1 Liter Milch:	0.23.RM
1 Kilo Brot:	0.75 RM	1 Flasche Bier:	0.79 RM
5 Kilo Kartoffeln:	0.46 RM	Stundenlohn:	0.80 RM

Unruhe ist in Deutschland zu spüren und nimmt immer mehr zu

Die Menschen hatten damals ihre Probleme und spürten nur ab und zu etwas von einer beginnenden Aufrüstung und der Gründung eines „Tausendjährigen Reiches“.

Uniformierte Männer waren immer wieder einmal auf der Straße zu sehen.

Wahrscheinlich ein Zeichen für die Sicherheit, oder eines kommenden Krieges?

Das Saarland wird wieder deutsch

Bei der Volksabstimmung am 13. Januar 1935 im Saargebiet sprechen sich 91 Prozent der Wähler für die Rückgliederung von Frankreich an Deutschland aus.

Nach der Einführung der Wehrpflicht in Deutschland hörte man dann von Hitler die Parolen, dass Deutschland sich seinen „Lebensraum“ wieder zurückerobern müsse („Heim ins Reich“), denn es erstickte in den Grenzen, die ihm 1919 zugewiesen wurden. Damit war ab 1938 eine sehr unruhige Stimmung in Deutschland zu spüren. Wohin geht wohl die Reise in den kommenden Jahren?

Die Hetze gegen die Juden und ihre Geschäfte beginnt

Boykottaufrufe und vereinzelte Übergriffe auf jüdische Geschäfte in Deutschland durch antisemitische Gruppen gab es bereits seit den 1890-er Jahren.

Die NSDAP propagierte dann 1920 in ihrem 25-Punkte-Programm die systematische Verdrängung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben.

Nach der Machtübernahme 1933 - so erzählten mir meine Großvater - veranstaltete die SA einige wilde und unkoordinierte Aktionen.

Die NS-Führung plante damals schon die schrittweise Entrechtung der Juden, achtete aber darauf, wie weit die deutsche Bevölkerung entsprechende Maßnahmen mitrug, und reagierte auch noch auf die Kritik des Auslands.

Mit aufpeitschenden Artikeln und Reden organisierte Reichspropagandaminister Joseph Goebbels am 1. April 1933 einen umfassenden Boykott:

„Deutsche! Wehrt Euch! Kauft nicht bei Juden!“

Schaufensterscheiben und Ladenschilder wurden daraufhin beschmiert und auch eingeschlagen. SA-Leute standen vor den Geschäften der Juden und hinderten die Käufer am Eintreten. Jüdische Rechtsanwälte wurden bedroht, aus ihren Büros gezerrt und auch öffentlich verprügelt.

Nicht nur das Ausland, auch ein Großteil der deutschen Bevölkerung reagierte konsterniert und verunsichert. Goebbels ließ den Boykott, der auf drei Tage angesetzt war, am Abend des 1. April 1933 abbrechen.

Die Aktion hatte noch nicht den gewünschten Erfolg gezeigt, noch nicht!

Jüdische Synagogen in Nürnberg abgerissen

Es gehört zu einem der finstersten Kapitel der Nürnberger Stadtgeschichte, das am 10. August 1938 geschrieben wurde: An diesem Tage zerstörten und rissen die Nazis die einstige Hauptsynagoge der dortigen jüdischen Gemeinde am Nürnberger Hans-Sachs-Platz ab.

Am 9. November 1938 wurde auch die kleine Synagoge in der Nürnberger Essenweinstraße ein Opfer von blindem Hass und Zerstörungswut.

Von diesen schrecklichen Ereignissen aus der Nürnberger Stadtgeschichte hatte uns Kindern später unser Nachbar Ludwig Reinhold mehrmals erzählt.

Auch meine Großeltern in Dechendorf waren erschüttert über die brutalen Angriffe der Nazis auf die jüdischen Geschäfte in Schwabach. Sie konnten das einfach nicht nachvollziehen, denn die jüdischen Geschäftsinhaber waren zur Landbevölkerung immer zuvorkommend und hilfsbereit gewesen.

Der Vorwurf, sie seien brutale Geldeintreiber gewesen und hätten für ausstehende Zahlungen Wucherzinsen verlangt, stimmte so nicht.

Opa erzählte: Fiel einmal eine Ernte schlecht aus und die Bauern konnten ihre angeschriebenen Rechnungen nicht bezahlen, dann bekamen sie Aufschub.

Geringe Zinsen waren dafür allerdings schon fällig, doch die wurden akzeptiert.

Ein Flugblatt zur Judenvertreibung wird verteilt

Auf einem damals von der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) und der SS (Schutzstaffel) verfassten Flugblatt war der menschenverachtende und ketzerische Text über die Juden besonders deutlich zu lesen:

„Der Untermensch, der mit seinen Händen, seinen Füßen und seiner Art Gehirn, mit seinem Augen und seinem Mund wie ein Angehöriger der menschlichen Rasse aussieht, ist dennoch von ganz anderer Art, er ist eine entsetzliche Kreatur.

Durch seinen Geist und seine Seele steht er selbst noch unter dem Tier.“

**Unser Alltagsleben
in den
Kriegsjahren
in Altdorf
von 1939 bis 1945**

Alles Große in der Welt wird nur dadurch Wirklichkeit,
dass irgendwer mehr tut, als er tun müsste.

Hermann Gmeiner, 1919 - 1986,
österreichischer Sozialpädagoge und
Gründer der SOS-Kinderdörfer

Träume nicht dein Leben,
sondern lebe deine Träume

Chinesisches Sprichwort

Der eine wartet, bis die Zeit sich wandelt.
Der andere packt sie kräftig an und handelt.

Alighieri Dante,
italienischer Dichter 1265 - 1321

Die schrecklichen Fliegerangriffe

Oftmals hatten wir auf dem Weg in den Luftschutzkeller, und auch drinnen, laut mit unseren Nachbarn gebetet.

Es war gut, dass wir im Religionsunterricht, oder von unserer Mama ein Gebet gelernt hatten, das wir in einer solchen Situation sprechen konnten. Wir Kinder hatten immer Angst - ich war acht Jahre alt, meine Schwester sechs - und haben auch zusammen mit unserer Mutter oftmals geweint. (siehe auch Seite 84)

Konrad Holz, Verfasser

Die NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei)

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) war eine in der Weimarer Republik gegründete politische Partei. Programm und Ideologie waren bestimmt von einem radikalen Antisemitismus und Nationalismus sowie von der Ablehnung der Demokratie in Deutschland. In der Diktatur des Nationalsozialismus (1933 bis 1945) war die NSDAP auch die einzige zugelassene Partei in Deutschland.

Für die konsequente Umsetzung und Durchführung ihrer Ideologie sorgten viele Parteimitglieder der bestens durchorganisierten Partei des Führers Adolf Hitler.

Als Weimarer Republik wird übrigens der Abschnitt der deutschen Geschichte von 1918 bis 1933 bezeichnet, in dem erstmals eine parlamentarische Demokratie in Deutschland bestand. Sie endete dann mit der Machtübernahme der NSDAP und der Ernennung von Adolf Hitler zum Reichskanzler am 30. Januar 1933.

Die Hitlerjugend (HJ) war der einzige anerkannte Jugendverband

Wichtig für die NSDAP war auch die Jugend für ihre Ideen zu gewinnen.

So wurde die Hitlerjugend als Jugend- und Nachwuchsorganisation der NSDAP ins Leben gerufen und ab 1933 zum einzigen staatlich anerkannten Jugendverband in Deutschland ausgebaut. Wer ihr nicht beitrug galt als Außenseiter.

Beamte wurden dazu verpflichtet, ihre Kinder in die HJ zu schicken.

Ab März 1939 wurde dieser Pflichtbeitrag für alle Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren eingeführt: An zwei Tagen pro Woche musste diese Verpflichtung abgeleistet werden. Im Mittelpunkt der Aktivitäten der Hitlerjugend standen Sport, Wanderungen, Märsche, Exerzieren, Zeltlager, Sonnwendfeiern und Fahrten.

Für die musikalisch Interessierten gab es die Fanfarenzüge mit Blasinstrumenten und Trommeln und auch verschiedene Singgemeinschaften.

Die Bekleidung der Jugendlichen bestand aus schwarzer Hose, braunem Hemd und einem Halstuch mit einem Lederknoten.

Durch Sport und körperliche Aktivitäten sollten schon die zehnjährigen männlichen Jugendlichen auf den Kriegsdienst vorbereiten werden.

„Was sind wir? Pimpfe! Was wollen wir werden? Soldaten!“ war eine beliebte Parole. Bereits in seiner Rede am 14. September 1935 vor rund 50.000 HJ-Jungen im Nürnberger Stadion hatte Adolf Hitler von ihnen gefordert, sie sollten „Flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl“ sein, oder noch werden.

Im Zweiten Weltkrieg erledigten dann schon viele HJ-Einheiten auch polizeiliche und militärische Hilfsdienste, als Flak- und Luftwaffenhelfer und in den letzten Wochen des Krieges auch als junge Soldaten im heimischen Volkssturm.

Das Gegenstück zur HJ: Der Bund Deutscher Mädel (BDM)

Der BDM (Bund Deutscher Mädel) war der weibliche Zweig der Hitlerjugend (HJ).

In ihm waren die Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren organisiert, im sogenannten Jungmädelbund (JM) die 10- bis 14-jährigen Mädchen.

1944 zählte der BDM 4,5 Millionen Mitglieder und er war damit die größte weibliche Jugendorganisation weltweit. Die BDM-Standardbekleidung war der dunkelblaue Rock, die weiße Bluse und ein schwarzes Halstuch mit einem Lederknoten.

Ähnlich wie bei den Jungen lag der Schwerpunkt der angebotenen Aktivitäten in Wanderungen, Fahrten, Treffen, Geländespielen, Sport und Kochen. Auch Volkstanz, Theateraufführungen, Musik, Singen und Gruppenspiele gehörten dazu.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 wurden dann viele BDM-Mitglieder auch als Lazarett-, Luftschutz- und Landhelferinnen eingesetzt.

Die Flakhelfer: Kinder als Kanonenfutter

Viele Eltern hatten ab 1943 große Angst um ihre Kinder. Als Reaktion auf die Kapitulation der deutschen 6. Armee in Stalingrad und die verstärkten Luftangriffe auf deutsche Städte, setzte Hitler ab dem 15. Februar 1943 das Alter der Flakhelfer von bisher 17 auf 15 Jahre herunter. Dadurch begann auch die Einberufung der Ober- und Mittelschüler der Jahrgänge 1926/1927 (17 und 16 Jahre) an die Kriegsfrente.

Flakhelfer, offiziell hießen sie Luftwaffen- bzw. Marinehelfer, unterstützten nach kurzer militärischer Ausbildung die Soldaten in den „Heimatflak-Batterien“ bei der Bedienung der Suchscheinwerfer und auch als Meldegänger. Ihr Ziel war es, die auf die völlig verdunkelte Städte anfliegenden feindlichen Flugzeuge abzuschießen.

Die Mädchen konnten sich ab 17 Jahren freiwillig melden und sie wurden dann Wehrmachtshelferinnen („Blitzmädel“) genannt.

Viele Jugendliche begriffen den Einsatz zunächst als Abenteuer in Uniform und erst im Rückblick als „gestohlene Jugendzeit“. Da die anfliegenden feindliche Tiefflieger gezielt Flakstellungen und Suchscheinwerfer auszuschalten versuchten, kamen damals halbe Schulklassen ums Leben.

Meine älteren Freunde in Altdorf und ältere Mitschüler des von mir besuchten Nürnberger Gymnasiums, haben oft von dieser Zeit als blutjunge Flakhelfer im Zweiten Weltkrieg erzählt. Sie standen unterstützend mit an den Geschützen und Suchscheinwerfern rund um Nürnberg, die von Soldaten bedient wurden.

Es war für sie eine Zeit, die von großer Angst vor dem Sterben geprägt war.

Viele erlebten auch mit, wie Bomben auf ihre Stellungen fielen und schreckliche menschliche Verluste verursachten.

In Nürnberg waren in und rund um die Stadt rund 140 Flakgeschütze aufgestellt, die meisten der jugendlichen Flakhelfer ab 1944 im Bereich der Kongreßhalle. Dort hatte man auf dem Dach der Kongreßhalle ein Geschütz für die Flugabwehr aufgebaut.

Vom ersten Angriff der alliierten Flugzeuge auf Nürnberg, am 29. August 1942, bis zum letzten der 17 Bombardements, am 11. April 1945, verloren 6066 Menschen ihr Leben, darunter auch viele junge Flakhelfer. Eine grausame Bilanz.

Auch die brutalen SS-Soldaten waren gefürchtet

Auch die SS-Soldaten sorgten während des Krieges und vor allem kurz vor seinem Ende mit ihrem Fanatismus und ihrer Brutalität für Angst und Schrecken in der Bevölkerung, auch in Altdorf und seinem Umland.

Die Schutzstaffel (SS) war eine nationalsozialistische Organisation, die der NSDAP und Adolf Hitler als Herrschafts- und Unterdrückungsinstrument diente.

In Ihren Verantwortungsbereich fielen ab 1934 vor allem der Betrieb und die Verwaltung von Konzentrationslagern (KZ) und ab 1941 auch der eingerichteten Vernichtungslager. Die SS war sowohl an der Planung wie an der Durchführung des Holocausts und anderer Völkermorde vorrangig beteiligt.

Auch der Altdorfer SS-Sturm stellt in den dreißiger Jahren Männer zur Bewachung des KZ Dachau ab; bis 1938 wurden wechselweise 30 bis 40 Männer aus Altdorf in Dachau eingesetzt.

Aus der SS ging auch die legendäre Leibstandarte hervor, der Traum vieler Jugendlicher. Sie wurde am 17. März 1933 von Adolf Hitler als Stabswache Berlin gegründet und ihm persönlich unterstellt. Sie erhielt ein halbes Jahr später den Namen Leibstandarte SS Adolf Hitler. Der Grund für die Aufstellung dieser Eliteeinheit war, dass Hitler der Bewachung durch die Reichswehr mißtraute.

Kriegsbegeisterung und Propaganda aus einem Lesebuch

Aus dem Lesebuch „Von deutscher Art“, bearbeitet von Kurt Bona, wurden uns in der Schule von unserem Lehrer immer wieder Geschichten und auch einige Gedichte zum Krieg vorgelesen. Das sollte uns Kinder mutig machen, für den Krieg begeistern vielleicht später selbst Soldat zu werden und im Zweiten Weltkrieg heldenhaft für Volk und Vaterland zu kämpfen.

Aus dem Lesebuch „Von deutscher Art“: Die graue Front

„Mögen Jahrtausende vergehen, so wird man nie von Heldentum reden und sagen dürfen, ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken. Dann wird aus dem Schleier der Vergangenheit heraus die eiserne Front des grauen Stahlhelms sichtbar werden, nicht wankend und auch nicht weichend, ein Mahnmal der Unsterblichkeit. Solange aber Deutsche leben, werden sie bedenken, dass dies einst Söhne ihres Volkes waren“. Führer und Reichskanzler Adolf Hitler

Lesebuch „Von deutscher Art“: Soldatenabschied

Lass mich gehn, Mutter, lass mich gehn!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
denn wir gehen das Vaterland zu schützen!
Lass mich gehn, Mutter, lass mich gehn!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben,
frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.
Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Selber riefst du einst in Kugelgüssen:
Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen!

Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Der uns Heimat, Brot und Vaterland geschaffen,
Recht und Mut und Liebe, das sind seine Waffen.
Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Wenn wir unser Glück mit Trauern büßen:
Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen. Heinrich Lersch

Auch Altdorf ist eine „braune“ Hochburg der NSDAP

Auch Altdorf war in den Jahren 1932 und 1933 eine regionale Hochburg der NSDAP. Dort hat sich 1926 die erste Ortsgruppe der NSDAP im Bezirk Nürnberg gegründet. Ihr Führer ist der Altdorfer Lehrer Robert Bergmann, der für die NSDAP im Reichstag sitzt. Er wird Ende 1933 zum SS-Gruppenführer befördert und konnte als Adjutant von SA-Stabschef Ernst Röhm beim „Röhmputsch“ im Sommer 1934 nur knapp dem Erschießungskommando entkommen.

Angeführt vom Altdorfer Zahnarzt Dr. Georg Molitor entwickelt sich die Altdorfer SA schnell zu einer gefürchteten Schlägergruppe, die sich kaum eine Straßenschlacht, oder eine Saalrauferei in der Umgebung entgehen ließ. Ein Feindbild damals waren vor allem Kommunisten, Mitglieder der SPD und Gegner der NSDAP.

Am 10. März 1933 verbrannten die SA-Leute im nahen Neumarkt in der Oberpfalz vor ihrem Rathaus die von den dortigen Bewohnern konfiszierten Bücher und Zeitungen. Mit dabei waren auch Gruppen aus Feucht und Altdorf.

Die legendären NS-Frankentage auf dem Hesselberg

Zwischen 1933 und 1939 fanden auf dem höchsten Berg Mittelfrankens - dem 689 m hohen Hesselberg, einem uralten fränkischen Kulturplatz - die propagandistischen „NS-Frankentage“ des fränkischen Gauleiters Julius Streicher (Nürnberg) statt. Bis zu 100.000 Menschen sollen daran teilgenommen haben.

Gauleiter Julius Streicher sah sich dort als Prophet des Führers auf einem „Heiligen Berg der Franken“. Was für eine Anmaßung und Arroganz!

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945, engagierte sich dort dann ab 1951 die evangelische Kirche und baute auf dem dortigen Wiesengelände des Hesselbergs mit seinem Fernsehmast, die heutige Landvolkshochschule und ein evangelische Bildungszentrum.

Nach der damaligen Eröffnungsfeier entwickelte sich dann dort der jährliche evang. Kirchentag mit bis zu 10.000 Besuchern.

Geplant ist auch ab 2025 eine Denkmallandschaft auf dem Hesselberg zu errichten, mit der vor allem die dunkle Geschichte der NS-Zeit aus verschiedenen Blickwinkel beleuchtet und gezeigt werden soll.

Dadurch soll der uralte fränkische Kulturplatz zu einem Ort des Erinnerns und sicher auch zu einem Erlebnisort werden.



Wer war Joseph Goebbels?

Wenn wir Kinder mit unserer Mama abends Radio hörten, dann tönte aus dem Volksempfänger mehrmals lautstark die Stimme von Joseph Goebbels.

Joseph Goebbels (1897 - 1945), der propagandistische Einpeitscher des NS-Regims und Diktator über die Kulturpolitik des Dritten Reichs, forderte bereits 1942 für den „Endsieg“ einen „totalen Kriegseinsatz“ der deutschen Zivilbevölkerung.

Nach der schweren Niederlage von Stalingrad hielt er am 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast seine 108 Minuten dauernde berühmte „Sportpalastrede“, in der er alle Register seiner dämonischen Beredsamkeit zog, leise wie laute.

Seine Zuhörer, Angehörige aus allen Schichten und Berufen, quittierte die Rede mit frenetischen Heil-Rufen.

Auch bei der Frage „Wollt ihr den totalen Krieg?“ schrien die Massen ihre Opferbereitschaft heraus, worauf Goebbels noch einmal nachsetzte, ob sie ihn „totaler und radikaler wollten, als sie ihn sich überhaupt vorstellen könnten?“.

Seine Auftritte im Radio und bei Veranstaltungen endeten dann immer mit dem dramatischen Appell: „Nun, Volk, steh auf, und Sturm, brich los!“

Die Biographie von Joseph Goebbels

1926:	Gauleiter von Berlin
1930:	Reichspropagandaleiter der NSDAP
1933:	Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda
1933:	Präsident der Reichskulturkammer
1944 - 1945:	Leiter des „Volkssturms“ Berlin
29.04.1945:	Testamentarischer Reichskanzler. Er vergiftete sich mit seiner Familie bei der Einnahme der Hauptstadt Berlin durch die russische Rote Armee.

Die Widerstandsgruppe Weiße Rose

Auch vom Widerstand haben die Erwachsenen in Altdorf ab und zu gesprochen. Vor allem von der mutigen Widerstandsgruppe Weiße Rose, einem kleinen Kreis christlich-humanistisch geprägter Studenten in München.

Diese riefen 1942 mit Flugblättern zum Widerstand gegen den Krieg und das nationalsozialistische und undemokratische Regime Hitlers auf.

Heimlich hatten sie 1942 Flugblätter verfasst, die unter dem Namen „Briefe der weißen Rose“ bekannt wurden.

Begründer der Gruppe und Hauptverfasser dieser Schriften waren der 24-jährige Medizinstudent Hans Scholl, seine drei Jahre jüngere Schwester Sophie, Alexander Schmorell und noch einige andere.

Das letzte Flugblatt verfasste der Professor für Philosophie Kurt Huber.

Die führenden Mitglieder und Verfasser der Schriften der Weißen Rose waren:

Der Begründer dieser Widerstandsgruppe Hans Scholl (*1918), Sophie Scholl (*1921), Christoph Probst (*1919), Alexander Schmorell (*1917), Prof. Kurt Huber (*1893) und noch Willi Graf (*1918).

Ihre Flugblätter wurden vervielfältigt und von mehreren heimlichen Unterstützern in München und auch in anderen deutschen Städten verteilt.

Am 18. Februar 1943 wurden die Geschwister Scholl beim Verteilen ihrer Flugblätter an der Universität München durch die Gestapo verhaftet und vom Volksgerichtshof unter dem Vorsitzenden Roland Freisler zum Tod verurteilt.

Hans und Sophie Scholl, die Symbolfiguren des Widerstands der Weißen Rose, wurden dann am 22. Februar 1943 hingerichtet.

Am 19. April 1943 erfolgen die weiteren Todesurteile gegen Schmorell, Huber und Willi Graf, die alle ebenfalls enthauptet wurden.

Der Sozialdemokrat Julius Leber hingerichtet

Ein weiteres Opfer der Nazi-Blutjustiz wurde der engagierte Sozialdemokrat Julius Leber. Er hatte enge Verbindungen zu den Attentätern vom 20. Juli 1944 unterhalten. Am 5. Januar 1945 vollstreckte man an ihm das Todesurteil.

Es gab noch zwei weitere Widerstandsgruppen

Neben den Geschwistern Hans und Sophie Scholl gab es in Deutschland noch weitere aktive Gruppen, welche Hitlers Politik ablehnten und dagegen mit allen Mitteln opponierten und sich auflehnten.

Das waren vor allem die Rote Kapelle, eine kommunistische Organisation, und der Kreisauer Kreis, der eine neue Gesellschaft in Deutschland aufbauen wollte.

Aufgrund von Denunziationen wurden die meisten von ihnen verhaftet, zum Tode verurteilt und dann auch gleich hingerichtet.

Auch in Altdorf wurden Menschen denunziert.

Hitler und seine regierende NSDAP waren auch sehr daran interessiert, Menschen mit einer Einstellung gegen sie und ihrem Parteiprogramm auszuschalten.

Deshalb wurden auch ab und zu Frauen und Männer denunziert, vor allem Mitglieder der KPD (Kommunistische Partei Deutschlands) und der SPD (Sozialdemokratische Partei Deutschlands). Das geschah leider auch in Altdorf.

Mein Schwiegervater Fritz Leonhardt war ein überzeugter Sozialdemokrat, der die Werte seiner Partei praktizierte, aber auch die seiner evangelischen Kirche.

Er erzählte mir später mehrmals, dass damals in den Kriegsjahren auch in Altdorf Menschen wegen ihrer Zugehörigkeit zur SPD denunziert wurden.

Es genügte schon, wenn sie in den Schaukasten des Konsums (stand wahrscheinlich der SPD nahe) geschaut haben, um sich über deren Angebote zu informieren. Viele haben dort im Konsum wegen der günstigen Preise eingekauft, Dadurch war man dann schon verdächtig.

Volksschule: Kriegshelden erzählten wieder von der Front

In den Kriegsjahren erhielten wir in der Altdorfer Volksschule weiterhin regelmäßig Besuch von sogenannten "Kriegshelden". Unter ihnen war auch der Altdorfer Major Hupfer, der in unserer Nachbarschaft in der Schießhausstraße wohnte.

Wenn die kamen, dann herrschte Aufregung im Schulhaus. Alle Klassen mussten im Schulhof antreten und diesen Soldaten sowie den ebenfalls gekommenen politischen Persönlichkeiten der NSDAP (Nationalsozialistische Arbeiterpartei Deutschlands), das waren meistens der Ortsgruppen- und Kreisleiter, aufmerksam zuzuhören.

Sie alle erzählten mit lauter Stimme und großer Begeisterung von ihren Erlebnissen aus dem Krieg und wie man dabei zum Helden werden kann.

Das hat uns Kindern aber meistens nicht allzu sehr interessiert.

Zum Abschluss dieser "Erzählstunde" mussten wir dann alle die rechte Hand zum Hitlergruß erheben und unserer Nationalhymne laut und kräftig singen. Wechselten wir dabei beim Singen von der rechten auf die linke Hand, dann gab es vom Lehrer - wenn er es sah - eine Ohrfeige und manchmal auch noch eine Strafarbeit.

Volksschule: Unser gefährlicher Heimweg von der Schule

Unser Schulbetrieb wurde ab 1942 auch zunehmend durch die vielen Fliegerangriffe der Alliierten Luftwaffe auf unsere Nachbarstadt Nürnberg beeinträchtigt.

Wenn die Sirenen in Altdorf laut heulten und damit Fliegeralarm ankündigten dann war unser Unterricht abrupt zu Ende. Dazu kam dann noch im Radio der Hinweis "Feindliche Flugzeuge fliegen auf den Inneren Bereich zu", damit war das Gebiet um Nürnberg gemeint. Für uns hieß es dann nach dem Alarm immer ganz schnell vom Röderschulhaus auf dem Fußweg des Kapellgraben nach Hause zu rennen.

Das wurde allerdings manchmal schon zu einem aufregenden Abenteuer.

Denn mehrmals tauchten dabei ganz plötzlich einige sehr tief fliegende feindliche Flugzeuge auf, die sogenannten "Tiefflieger".

Schnell drückten wir uns dann im Kappelgraben in die Hecke, oder suchten Schutz unter einem großen Baum. Oftmals hörten wir den lauten Knall der von den vorüberfliegenden Flugzeugen abgefeuerten Schüsse.

Wenn sie dann weg waren, riefen wir ihnen nach "Ätsch, nichts getroffen!" und rannten dann so schnell es ging heim ins schutzbietende Haus.

Gegen Kriegsende 1945 wurden solche Attacken aus der Luft auf die Altdorfer Zivilbevölkerung leider immer häufiger. Es gab aber keine Todesopfer.

Zwei Tiefflieger greifen uns im Freien an

An einem Spätnachmittag im Sommer 1943 war ich mit meiner Mutter und Schwester auf einer uns gehörenden Wiese oberhalb von Prackenfels, nahe des Bauernhofes am Striegel bei Prackenfels, um Gras für unsere Hasen zu holen. Plötzlich tauchten zwei Tiefflieger am Horizont auf und schossen beim Überfliegen in unsere Richtung.

Wir flüchteten in panischer Angst von der Wiese und versteckten uns so gut es ging in einer nahen Haselnusshecke. Doch die Gefahr war damit noch nicht vorbei.

Die beiden Flugzeuge wendeten, kamen zurück, überflogen uns nochmals und erschreckten uns mit weiteren abgegebenen Schüssen. Unsere Angst von ihren Schüssen getroffen zu werden war in solchen Augenblicken sehr groß.

Die Muster der Fliegerangriffe

Die Fliegerangriffe auf Nürnberg hatten immer das gleiche Muster:

Die in sehr großer Höhe anfliegenden Flugzeuge warfen zunächst als Zielfeuer mehrere Leuchtraketen ab, - die sogenannten "Christbäume" - die alles taghell beleuchteten. Dann folgte durch die nachfolgenden Flugzeuge ein gewaltiger Bombenteppich, der in den Städten ganze Stadtteile in Schutt und Asche legte.

Die zum Schutz Nürnbergs aufgestellten Flugabwehren (siehe Seite 78) in Fischbach und Moorenbrunn waren mit der Abwehr der Flugzeuge meistens völlig überfordert.

Wir müssen mehrmals in der Woche in den Luftschutzkeller

Für uns Kinder war es das Schlimmste, wenn nachts in den sechs Kriegsjahren die Sirenen in Altdorf laut heulten und unseren Schlaf unterbrachen.

Nach dem Wecken mussten wir dann ganz schnell über unsere Schlafanzüge den Trainingsanzug überstreifen, das schützende Haus verlassen und uns in den nahen „Luftschutzkeller“ begeben, oder in den Keller im eigenen Haus.

Unser Luftschutzkeller war kein Kellerraum, sondern eine in den Schutzwall der benachbarten Schießanlage gegrabene und mit Balken abgestützte Erdhöhle. Diese Schutzanlage war etwa 50 Meter von unserem Haus in Richtung Brauhaus entfernt.

Draußen herrschte immer völlige Dunkelheit, denn die Straßenbeleuchtungen waren abgeschaltet und alle Häuser auf Anordnung völlig verdunkelt.

Auf dem kurzen Weg zum Luftschutzraum konnten wir auch etwas ahnen von dem Bombeninferno auf Nürnberg, denn die vielen krachenden, lauten Explosionen der Bombenabwürfe aus den feindlichen Flugzeugen waren zu hören sowie durch die Lichtstreifen und Blitze auch gut zu sehen.

Oftmals hatten wir auf dem Weg in den Luftschutzkeller, und auch drinnen, laut mit unseren Nachbarn gebetet. Es war gut, dass wir im Religionsunterricht, oder von unserer Mutter ein Gebet gelernt hatten, das wir in einer solchen Situation auswendig sprechen konnten. Wir Kinder hatten immer große Angst und haben auch zusammen mit unserer Mutter mehrmals vor Verzweiflung geweint.

Wenn dann die Altdorfer Sirenen mit einem langen Heulton Entwarnung gaben und auch draußen keine Bombengeräusche mehr zu hören waren, dann gingen wir in der Finsternis und Stille der Nacht wieder in unser Haus zurück. Nach starken Luftangriffen sahen wir dann am Nachthimmel die brennende Silhouette Nürnbergs

Mehrmals kamen wir im Haus an und es brannte kein Licht, denn der Strom war abgeschaltet oder ausgefallen. Dann mussten wir Kerzen anzünden, um die Dunkelheit im Haus und auch unsere große Angst zu bewältigen.

Der Stromausfall in der Stadt Altdorf dauerte dann oftmals mehrere Tage. Nur gut, dass wir keinen Elektroherd hatten.

Ein Wochenende mit Brand und Fliegerangriffen

Ein ganz schlimmes Wochenende erlebten wir auch am 9., 10. und 11. August 1943 in Altdorf, Nürnberg, Feucht und Moosbach.

So erschreckte am 9. August 1943 zunächst ein gewaltiger Großbrand die Altdorfer Bevölkerung. Das Gebäude des Altdorfer Lagerhauses des Landwirtschaftlichen Genossenschaftsbetriebs in der Bahnhofstraße stand am frühen Abend lichterloh in Flammen und brannte völlig aus.

Von unserem Wohnhaus aus waren das Brandinferno und der blutrote Himmel gut zu sehen. Die Feuerwehr versuchte zu retten, was noch zu retten war.

Alle hofften, dass zu diesem Brand nicht noch ein Fliegerangriff auf Altdorf komme, denn die Stadt war durch den Brand hell beleuchtet und wäre dadurch ein leichtes Ziel für die Bombenabwürfe der feindlichen Flugzeuge. Wir blieben verschont.

Der schreckliche Fliegerangriff auf Nürnberg-Wöhrd

In der folgenden Nacht des 10. August 1943 heulten in Altdorf wieder die Sirenen.

Wir gingen wie immer mit unseren Nachbarn in den Luftschutzkeller außerhalb des Hauses. Stundenlang hörten wir von dort die schrecklichen Explosionsgeräusche der im nahen Nürnberg detonierenden Bomben.

Nach mehreren Stunden gaben die Sirenen dann endlich Entwarnung und wir konnten wieder zurück in unser Haus.

Der Nürnberger Ortsteil Wöhrd wurde von diesem Bombenangriff der britischen Flugzeuge besonders schwer getroffen.

In der Nacht vom 10. auf den 11. August 1943 starben damals nach offiziellen Angaben 585 Menschen, 2.854 wurden verletzt.

Auch große Teile der Nürnberger Innenstadt und der Lorenzkirche wurden zerstört.

Getroffen wurde hauptsächlich die Wöhrder Vorstadt, die nach dem Angriff vom Wöhrder Friedhof bis zum Cramer-Klett-Park eine einzige Trümmerwüste war.

Auch die dortige St. Bartholomäuskirche war bis auf die Grundmauern zerstört.

Seit 1967 erinnert in dieser Kirche das sogenannte „Gedächtnisfenster“ neben der Kanzel noch heute an diesen schrecklichen Fliegerangriff.

Keiner konnte damals ahnen, dass das für die Stadt Nürnberg nur der Auftakt zu noch viel Schlimmeren war.



Mein Schwiegervater gräbt seine verschüttete Tochter aus

Von diesem Fliegerangriff auf Wöhrd waren auch die Pflegeeltern - Fritz und Margarete Leonhardt - meiner Frau Erika schwer betroffen.

Ihre Tochter Gunda, geboren am 24. Juli 1924, arbeitete in Nürnberg-Wöhrd in einem Lebensmittelgeschäft, das beim Fliegerangriff am 10. August 1943 von einer großen Fliegerbombe voll getroffen und völlig zerstört worden war. Alle Insassen im Luftschutzbunker des Geschäftshauses wurden dabei getötet. Unter den Trümmern lag auch die 19-jährige Stiefschwester Gunda meiner Frau Erika.

Mein Schwiegervater erzählte mir, dass er damals mit noch einem Mann aus Altdorf, einige Tage lang mit dem Fahrrad zum zerbombten Haus in Nürnberg gefahren sei, um mit noch weiteren Helfern Gunda und die anderen Verschütteten auszugraben.

Am Abend fuhren sie mit dem Fahrrad immer müde, traurig und seelisch kaputt nach Altdorf zurück. Am anderen Morgen schaufelten sie wieder unermüdlich weiter.

Er fand seine geliebte Tochter Gunda dann tot unter den Schuttmassen.

Eine Woche später wurde sie im Kreise ihrer Familie von Dekan Nägelsbach auf dem Altdorfer Friedhof beerdigt.

Mein Schwiegervater konnte aber nie mit mir darüber reden, wie und in welchem Zustand er seine Tochter Gunda in den Trümmern fand, wie er sie zurück nach Altdorf brachte und über weitere Einzelheiten dieser Aktion.

Meistens weinte er bei der Erinnerung an dieses schreckliche Ereignis und ich vermied es daher später diese furchtbare Tragödie anzusprechen, die eine so tiefe Wunde in seinem Herzen gerissen hatte. Es muss für ihn schrecklich gewesen sein, das alles zu erleben und seelisch zu bewältigen.

Auch für seine Frau Margarete, die Mutter von Gunda, Erikas Pflegemutter.

Der Verlobte von Gunda kämpfte in Rußland als Flugzeugpilot an der Front und kam unversehrt im Mai 1945 in die Heimat zurück. Er war erschüttert und betroffen, dass seine geliebte Gunda in der Heimat ihr Leben lassen mußte.

Ja, so grausam kann manchmal das Leben sein.

Flugzeugabsturz in Moosbach

653 britische Flugzeuge warfen beim Angriff auf Nürnberg vom 10. auf den 11. August 1943 Tonnen von Brand- und Splitterbomben ab, die furchtbare Zerstörungen anrichteten. 16 Maschinen konnte die Flugabwehr in Fischbach abschießen.

Einer der getroffenen Lancaster-Bomber stürzte im Wald am Ortsrand von Moosbach bei Feucht ab. Die vielen Teile des abgeschossenen Flugzeuges waren über eine größere Wald- und Wiesenfläche rund um das Dorf verstreut.

Alle sieben Besatzungsmitglieder kamen bei dem Absturz ums Leben.

Fliegerangriffe zerstören auch viele Gebäude in Feucht

In der gleichen Nacht vom 10. auf den 11. August 1943 fielen auch Bomben der Alliierten auf die Nachbargemeinde Feucht und richteten dort großen Schaden an.

Der Angriff der 15 Flugzeuge dauerte nur wenige Minuten, dann lagen Teile der Gemeinde Feucht in Trümmern. Zahlreiche Gebäude wurden durch den Abwurf von Sprengbomben, Luftminen und Phosphorbrandbomben vollständig zerstört.

Auch die evangelische Kirche brannte lichterloh. Die katholische Herz-Jesu-Kirche wurde durch eine Luftmine schwer beschädigt. Es grenzt an ein Wunder, dass bei diesem Angriff nur zwei Menschen in Feucht ums Leben kamen.

Am 28. August 1943 gab es einen weiteren Luftangriff auf Feucht, der aber nur geringe Schäden anrichtete.

Bomben und Flugzeugabstürze rund um Altdorf

Einmal - die genaue Jahreszahl weiß ich nicht mehr - fiel auch eine Bombe auf das benachbarte Dorf Hagenhausen und explodierte in der Nähe der Kirche.

Bei Ludersheim stürzte ein angeschossenes Flugzeug ab und schlug einen tiefen Krater in eine Wiese.

Im Schwarzwachtal bei Burgthann und im Wasserschutzgebiet bei Pattenhofen stürzten ebenfalls angeschossene Flugzeuge ab.

Fliegerangriff auf Köln mit furchtbaren Zerstörungen

Mit intensiven Bombenangriffen auf deutsche Großstädte versuchten Großbritannien und die USA die deutsche Bevölkerung zu demoralisieren und damit den Kriegsverlauf entscheidend zu beeinflussen.

Kurz nach Mitternacht heulten am 31. Mai 1942 auch in Köln die Sirenen.

Über 600 Flugzeuge flogen die Domstadt an mit dem Ziel die gesamte Stadt zu zerstören, nicht nur einige Stadtteile.

Nach einer gewaltigen und zerstörerischen Angriffswelle, folgte noch ein weiteres Bombardement bei dem nochmals schwere Bomben abgeworfen wurden.

Die Stadt Köln war danach ein riesiges Feuerfeld. Der Himmel über Köln soll wie bei einem Vulkanausbruch geglüht haben.

In der Statistik heisst es nach dem Angriff nüchtern:

Ca. 5.000 Einzelbrände mussten gelöscht werden, 19.370 Wohnungen waren zerstört, 2135 Gewerbe- und 106 Industriebetriebe total zerstört. Es gab 5027 Verletzte und 469 Tote. Für Leid und Trauer war in dieser Statistik kein Platz.

3.000 Menschen werden beim Fliegerangriff auf Freiburg getötet

Freiburg im Breisgau, die bekannte Schwarzwaldmetropole, fiel in der Nacht zum 28. November 1944 einem britischen Bombenangriff zum Opfer.

3.000 Menschen wurden getötet, die Altstadt zum größten Teil zerstört. Nur das Münster, ein Kleinod gotischer Baukunst, überstand den Angriff fast unversehrt.

Mehrere Fliegerangriffe auf Hamburg

Bereits im Oktober 1941 sowie ganz schlimm im Februar und März 1943 war die Stadt Hamburg bereits von den Alliierten angegriffen worden. 30.000 Menschen starben, darunter viele Kinder, die keine Schuld an dem Krieg hatten.

Am 24. Juli 1943 folgte ein weiterer Angriff, bei dem zwei Stunden lang Bomben abgeworfen wurden. Das waren viele Luftminen, mittlere und kleine Sprengbomben und Brandbomben. Der Himmel über Hamburg färbte sich blutrot, überall sah man ein riesiges Flammenmeer und danach eine riesige Trümmerlandschaft.

Zwei Tage später, am 26. März 1943, kamen die Amerikaner wieder und griffen die Stadt mit 54 Flugzeugen an. Rauch schwelte danach aus den Trümmerfeldern, Blindgänger und Bomben mit Zeitzünder explodierten in den Schuttmassen

Stunden später - am 26. März 1943 - ein erneuter Angriff.

39 Minen, 803 Spreng- und 99.162 Brandbomben wurden abgeworfen.

So wie in dieser Nacht, so ist in Hamburg noch nie gebetet worden.

Die Schreckensszenen, die sich abspielten waren unbeschreiblich. Der Feuerorkan riß Kinder von den Händen ihrer Eltern los und wirbelte sie ins Feuer.

Große, brennende Dachstühle flogen wie Streichhölzer durch die Gegend.

Drei Nächte später (27. März 1943) griffen 740 englische Bomber nochmals an und warfen 10.000 Tonnen Sprengstoff auf die Stadt ab. Schrecklich und furchtbar!

Zwei furchtbare Fliegerangriffe auf Stuttgart

Stuttgart war am Vormittag des 24. Juli 1944 das Ziel eines schweren Luftangriffs. Während noch die Brände schwelen und die Rettungskolonnen an der Befreiung der Verschütteten arbeiten, da folgt der nächste Angriff.

Am folgenden Tag, 25. Juli 1944, wurden um 1.38 Uhr innerhalb von 15 Minuten durch englische Bomber erneut über 27.000 der neuen Flammstrahlbomben auf die Stadt Stuttgart abgeworfen. Das sind Bomben die beim Aufprall 27.000 Stichflammen von neun Metern Länge erzeugen und alles Brennbares im Umkreis auflodern lassen.

Die Stadt Stuttgart verwandelte sich dadurch in wenigen Minuten in eine Feuerhölle und ist zu einem riesigen Feuerkessel geworden. Ganz Stuttgart brannte!

Die drei Kirchen der alten Stadtteile sind nur noch rauchende Ruinen.

Dieser Angriff war eine Vergeltungsaktion für den V1-Beschuss auf England.

Die Bilanz in Stuttgart war verheerend: 100.000 Menschen waren obdachlos geworden, 898 Frauen, Männer und Kinder wurden getötet und über 5.000 Gebäude völlig zerstört. 100 Flugzeuge konnten abgeschossen werden.

Die Kartoffelkäfer werden von uns beseitigt

Während des Krieges hatten die Amerikaner, so hat man es uns Kindern erzählt, chemische Stoffe auf Felder und Wiesen abgeworfen, durch die dann der bei uns bis dahin unbekanntes Kartoffelkäfer eingeschleppt wurde. Deshalb musste meine Schulklasse mehrmals am Nachmittag auch zum „Kartoffelkäfersammeln“ ausrücken. Dabei entfernten wir von der Unterseite des Kartoffelkrautes die roten Larven.

War es dafür schon zu spät, dann sammelten wir die gelb-schwarz gestreiften Käfer mit der Hand ein. Für manche Landwirte haben wir das auch freiwillig getan.

Wir sammelten auch Heilkräuter für unsere Soldaten

Auch Heilkräuter sammelten wir mit unserer Schulklasse, oder auch privat, auf den Wiesen rund um Altdorf, trockneten sie auf dem Dachboden und lieferten sie dann an eine dafür eingerichteten Sammelstellen in der Schule ab. Von dort wurden die getrockneten Kräuter als Tee für die Soldaten an die Front geliefert.

Das gescheiterte Attentat auf Reichskanzler Adolf Hitler

Meine Mama erzählte mir im Juli 1944, dass laut einer Radiomeldung am 20. Juli 1944 ein Attentat auf Hitler gescheitert sei. Wir Kinder konnten dieses Ereignis nicht einordnen und bekamen auch von unserem Lehrer keine Erklärung.

Was war geschehen? Am 20. Juli 1944 hatte eine Widerstandsgruppe um Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg und General Friedrich Olbricht versucht Adolf Hitler in seinem Hauptquartier Wolfsschanze in Berlin mit einer abgelegten Bombe zu töten. Das Attentat misslang. Vier Anführer des Attentats, darunter von Stauffenberg und Olbricht, wurden noch am selben Tag in Berlin hingerichtet. Zwischen dem 8. August 1944 und dem 9. April 1945 wurden noch weitere 89 Menschen zum Tode verurteilt, die den Widerstandskreisen des 20. Juli 1944 zugerechnet wurden.

Diese Hinrichtungsstätte in Berlin wurde später zu einer Gedenkstätte.

Parteiversammlungen waren bei uns Kinder beliebt

Vor der Laurentiuskirche und auf dem Schloßplatz in Altdorf standen mehrere Kastanienbäume, auf die aber das Hinaufklettern streng verboten war. Geduldet wurde das nur, wenn dort eine öffentliche Parteiveranstaltung der NSDAP stattfand. Dann durften wir vor den Augen der Altdorfer Polizisten und Ordnungskräften auf die Bäume klettern und uns von oben die Reden der Politiker und die vom Band gespielte Marschmusik anhören. Deshalb waren wir Kinder schon ungewollt sehr eifrige Besucher dieser Altdorfer NSDAP-Veranstaltungen.

Der Papa meines Freundes Xaver stirbt in Stalingrad

An einem Schultag im Februar 1943 fehlte beim gemeinsamen Gang in die Schule unser Schulfreund Xaver Luther. Beim Besuch am Nachmittag zum Spielen, fanden wir ihn mit seiner Mutter und den beiden Schwestern weinend im Haus. Sie hatten heute die Nachricht erhalten, dass ihr Papa in Stalingrad gefallen ist. Wir saßen zusammen mit ihnen am Tisch und weinten mit.

Die furchtbare Schlacht um Stalingrad

Die Schlacht von Stalingrad im Winter 1942/1943 wurde zu einer der bekanntesten und verlustreichsten Schlachten des Zweiten Weltkriegs.

Die Vernichtung der deutschen 6. Armee mit ihren verbündeter Truppen unter dem Oberbefehl von General Friedrich Paulus, gilt als Wendepunkt des im Juni 1941 von Deutschland begonnen deutsch-sowjetischen Krieg.

Beim Besuch eines „Kriegshelden von der Ostfront“ in unserer Schule, erfuhren wir dann einiges darüber. Der deutsche Angriff auf die russische Stadt Stalingrad bildete damals den Auftakt. In einer groß angelegten Materialschlacht versuchte die 6. Armee mit ihren verbündeten Truppen, Stalingrad gegen die 62. Armee der Roten Armee einzunehmen. Sie scheiterten aber.

Man kämpfte weiter und geriet dann in eine böse Falle der Russen.

Die 6. Armee und Teile der 4. Panzerarmee - 22 Divisionen mit 330.000 Soldaten – wurden dann von den überlegenen Truppen der Russen großräumig eingekesselt und saßen in der Falle.

Die eingekesselten Soldaten wurden zwar durch Flugzeuge mit Munition und Essen täglich aus der Luft versorgt. Das wurde aber von Tag zu Tag immer schwieriger. Schließlich musste diese Luftversorgung völlig eingestellt werden.

Die Soldaten im Kessel von Stalingrad waren nach und nach am Verhungern.

Aus drei Scheiben Brot bestand nur noch ihre Tagesration.

Unter dem Kennwort „Wintergewitter“ versuchten die deutschen Soldaten am 12. Dezember 1942 den Kessel der Russen zu durchbrechen. Der Angriff scheiterte.

Am 23. Januar 1943 verließ dann das letzte Flugzeug den Stalingrader Kessel. Dabei spielten sich furchtbare menschliche Tragödien ab.

Die meisten Soldaten (110.000) stellten danach auf Befehl die Kampfhandlungen ein und gingen in Gefangenschaft. 700.000 Menschen, meistens Soldaten der Roten Armee, kamen beim Kampf ums Leben.

Nachdem Paulus am 8. Januar 1943 noch eine Kapitulation der deutschen Soldaten der 6. Armee abgelehnt hatte, erfolgte diese dann am 31. Januar 1943 und die Übergabeverhandlungen mit den Russen begannen

Feldmarschall Paulus kam am 31. Januar 1943 in sowjetische Gefangenschaft und mit ihm auch 91.000 deutsche Soldaten.

Die Stadt Stalingrad (seit 1961 in Wolgograd umbenannt) wurde danach zum Synonym für hunderttausendfachen Tod und unermessliches Leid.

Heute erinnert nur noch mehrere riesige Gedenkstätten an diese mörderische Schlacht mit den großen Verlusten. Später wurden darüber auch viele Bücher geschrieben und einige Filme gedreht.

Nach dieser Schulstunde mit einem Kriegshelden von der Front, waren wir nicht begeistert für Hitler und seinen Krieg, sondern sehr traurig.

Wir dachten dabei auch an unseren Schulfreund Xaver, der dort seinen Vater für immer verloren hatte.

Im Schulunterricht steht das Heldentum weiterhin im Mittelpunkt

Der Schulunterricht in der Volksschule - und auch im Gymnasium - wurde immer noch von den Erzählungen einiger Lehrer über ihre Heldentaten im Krieg bestimmt. Auch einige Geschichten und für uns viel zu lange Gedichte wurden behandelt. Wegen ihrer Länge mussten wir aber nur einen aussagekräftigen Vers lernen.

Diese Gedichte waren „Die Kraniche des Ibykus“ (Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen? Von Theseus' Stadt, von Aulis Strand von Phocis, vom Spartanerland, von Asiens entlegener Küste, von allen Inseln kamen sie und horchen von dem Schaugerüste des Chores grauser Melodie“),

„Der Ring des Polykrates („Hier wendet sich der Gast mit Grausen: So kann ich hier nicht ferner hausen, mein Freund kannst du nicht weiter sein. Die Götter wollen dein Verderben; fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben! Und sprachs und schiffte schnell sich ein)

und das „Lied von der Glocke“ (Festgemauert in der Erden, steht die Form aus Lehm gebrannt. Heute muss die Glocke werden! Frisch, Gesellen, seid zu Hand! Von der Stirne heiß, rinnen muss der Schweiß, soll das Werk den Meister loben! Doch der Segen kommt von oben.“).

Diese Gedichte waren alle von Friedrich Schiller.

Der Feldherr Albrecht von Wallenstein, der hätte uns interessiert, er stand aber nicht auf dem Lehrplan.

Werbung in Altdorf zum Beitritt in die HJ und dem BDM

Ab und zu wurde auch noch 1944/1945 Werbung zur Teilnahme am Angebot der Altdorfer Hitlerjugend (HJ) und des Bundes Deutscher Mädchen (BDM) gemacht.

Wir waren 1944 zwar erst neun Jahre durften aber auf Wunsch schon mitmachen.

Die Angebote war alle jugendgerecht, wir wurden nicht gezwungen, die Teilnahme war freiwillig. Doch wir sind meistens ganz gerne hingegangen.

Die Nachbarschafe fressen unsere Gartenbeete leer

Ich habe schon erwähnt, dass an unsere Haus ein etwa 1000 qm großer Garten anschloß mit einer schmalen langen Wiese und mehreren Gartenbeeten.

Diese Wiese wurde im Laufe des Jahres mehrmals von einigen Kühen und Schafen Altdorfer Landwirte in ihrem Beisein abgegrast.

Einmal war unser Nachbar Müller von der Schießhausstraße mit seinen sechs Schafen auf der Wiese. Es war sehr heiß, er war müde und so legte er sich unter einen schattigen Baum und schlief ein.

Die Schafe entdeckten dann unsere Beete mit verschiedenen Salatsorten, Gewürzen und Gemüsearten und machten sich darüber sie zu verspeisen. Ich höre heute noch den Verzweiflungsschrei meiner Mutter, als sie die Schafe in den Beeten entdeckte. Irgendwie wurde aber alles wieder zufriedenstellend geregelt.

Das Kriegsgeschehen geht in Deutschland unvermindert weiter

Wie wir von den Erwachsenen und aus den Nachrichten unseres Volksempfängers erfuhren, waren unsere Soldaten nicht mehr auf dem Vormarsch, sondern seit Wochen auf dem Rückzug. In ganz Deutschland gab es aber weiterhin Tag und Nacht schreckliche Luftangriffe von britischen und amerikanischen Fliegern.

Eine vernichtende Schlacht wurde am 6. Juni 1944 an der Küste der Normandie geführt. An der Ostfront rückte die Rote Armee heran, Budapest und Wien waren im Dezember 1944 in sowjetischer Hand.

Und Anfang 1945 standen russische Truppen 60 Kilometer vor Berlin.

Im März 1945 überquerten die amerikanischen Soldaten mit ihren schweren Fahrzeugen den Rhein bei Remagen.

Es war zu spüren, dass das Kriegsende langsam immer näher rückt.

Eine ängstliche Katze begleitet uns in den Luftschutzkeller

Auch die Tiere litten im Krieg. In der Nacht vom 30. zum 31. März 1944 war gegen Mitternacht wieder Fliegeralarm. Beim Weg zu unseren Bunker hörten wir ein klägliches Miauen. Trotz der Dunkelheit entdeckten wir am Straßenrand ein junges Kätzchen, das sich ängstlich ins Gras gekauert hatte. Ich nahm es mit und hatte dadurch etwas Ablenkung von den Blitzen und dem Bombenlärm auf Nürnberg. Am Morgen hatte die Katze dann wieder die nötige Orientierung und sie lief dann auf der Hagenhausener Straße ganz schnell heimwärts. (siehe Seite 83)

Ein weiterer Fliegerangriff auf Nürnberg

In der gleichen Nacht vom 30. zum 31. März 1944 wurde im Radio und durch das Heulen der Sirenen der Anflug großer feindlicher Luftverbände auf Nürnberg angekündigt. 795 Flugzeuge beladen mit 2.500 Tonnen Spreng- und Brandbomben sollten Nürnberg, die "Stadt der Reichsparteitage", ausradieren.

Wir sehen das Bombeninferno in Leinburg

Einige von der Luftabwehr in Fischbach und Moorenbrunn in der Nacht vom 30. auf den 31. März 1944 angeschossenen Feindflugzeuge entledigten sich dann damals noch vor ihrem Absturz durch sogenannte Notabwürfe ihrer im Flugzeug befindlichen Bombenfracht und warfen sie über den Dörfern rund um den Moritzberg ab.

Dadurch wurden in Leinburg die Kirche und ca. 40 Häuser ein Raub der Flammen. Die Feuerwehr konnte wenigstens den Turm der St.-Leonhards-Kirche noch retten, während das Kirchenschiff total ausbrannte.

Auch in den Nachbardörfern Diepersdorf, Schönberg, Haimendorf, Pötzing und Weigenhofen brannte es und es gab dort große Zerstörungen

Begleitet von unseren älteren Freunden fuhren wir am anderen Tag mit unseren Fahrrädern auf der Forststraße durch den Reichswald nach Leinburg und Diepersdorf. Wir sahen dort mit eigenen Augen, was dieser verheerende Luftangriff auf Nürnberg auch in unserer Umgebung angerichtet hatte.

Der Volkstrauertag wird zum Heldengedenktag

Am 2. August 1934 wurde in Deutschland der sogenannte Volkstrauertag in Heldengedenktag umbenannt und auch sein Charakter geändert.

Nun sollte nicht mehr die Totenverehrung im Mittelpunkt stehen, sondern die Heldenverehrung. Die Flaggen wurden bei den Feierstunden nicht mehr auf halbmast gesetzt, sondern ganz nach oben gezogen (vollstock).

Blasmusik, die motivierenden Ansprachen von Gauleiter Bald und Kreisleiter Bergmann, Kranzniederlegungen und das gespielte Lied vom „Guten Kameraden“ bestimmten den Ablauf. Von Trost und Frieden fühlten wir bei dieser Veranstaltung nichts, nur Traurigkeit und die große Sehnsucht nach dem im Krieg kämpfenden Vater. Der Friede war so weit weg, unser Leid aber so nahe.

An diesem Gedenktage kam mein Papa in Gefangenschaft

An diesem Heldengedenktage des 12. März 1944 in Altdorf war ich mit meiner Mutter am Kriegerdenkmal auf dem Friedhof mit dabei. Was wir beide nicht wissen konnten, genau an diesem Tag wurde unser geliebter Papa bei schweren Kämpfen nahe der russischen Stadt Cherson (heute Ukraine) gefangen genommen.

Wir standen damals sorgenvoll in Altdorf am Kriegerdenkmal und wussten nicht, dass er heute in russische Gefangenschaft kam. Er galt ab da als vermisst.

Eine Vermisstenmeldung ist die grausamste Form der Todesnachricht. Sie läßt zwar noch Hoffnung zu, aber jeder wusste damals, dass diese Hoffnung sehr gering ist.

Papas letzter Brief hilft mir mehrmals im Leben

Ich habe meinen geliebten Papa leider nicht mehr gesehen.

Nur sein im März 1944 noch an mich geschriebener Brief war sein letztes Lebenszeichen. Ich habe seinen Brief heute noch. Wenn ich als Kind traurig war, nahm ich ihn weinend in die Hand und las die von ihm geschriebenen Zeilen.

Das gab mir Trost und Halt. Die Sehnsucht nach ihm blieb allerdings ein Leben lang.

Wenn ich in meinem Leben etwas Besonderes erlebt hatte, dann nahm ich den Brief ebenfalls in die Hand und hielt laut Zwiesprache mit seinem im Wohnzimmer aufgestellten Soldatenbild und manchmal meinte ich ihn antworten zu hören.

Mein Wunsch als Kind war jahrelang, dass Papa eines Tages aus dem Bilderrahmen im Wohnzimmer lebendig heraustreten möge und wieder in unserer Mitte sei.

Im Leben meiner Familie und auch persönlich wurden mit diesem Schicksalsschlag auch die Weichen für unsere Zukunft gestellt. Eine Zukunft, die nun geprägt war von Armut, Sehnsucht und auch von geplatzten Lebensträumen. (sein Brief auf Seite 6)

Ungarische Soldaten in der Schützenbaracke

In der Schützenbaracke auf dem Bleichanger neben unserem Haus, war bis kurz vor dem Kriegsende 1945 auch eine kleine Gruppe ungarischer Soldaten untergebracht.

Wir Kinder hörten am Abend oft, wie sie musizierten und fröhlich ihre Lieder sangen.

Es war uns Kindern allerdings strengstens verboten zu den ungarischen Soldaten Kontakt zu haben. Man spürte bei ihnen aber oftmals, dass sie großes Heimweh hatten und sich nach ihren Familien sehnten, sicher auch nach ihren Kindern.

Einer dieser Soldaten kam mehrmals - trotz Verbot - und weinend an unseren Gartenzaun und streichelte immer ganz liebevoll meine Schwester und mich und weinte dabei. Da er dabei ungarisch sprach, konnten wir nicht verstehen, was er uns vermitteln wollte. Sicher war es die große Sehnsucht nach seiner Familie in Ungarn. Sein Vorgesetzter, ein sehr resoluter Soldat, hatte dafür aber kein Verständnis.

Er schrie ihn nach unserem Kontakt an, packte ihn und schlug ihn auch brutal.

Ein flüchtender ungarischer Soldat wird erschossen

An einem Abend waren Schreie und mehrere Schüsse aus dem Umfeld der Baracke neben unserem Haus zu hören. Wir Kinder sahen wie ein Soldat über die Wiesen in Richtung Rieder Wald davon lief. Das Gebiet war damals noch nicht bebaut und die Grundschule gab es auch noch nicht. Wir hatten gute Sicht.

Der Flüchtende wurde gleich darauf von einigen Uniformierten verfolgt. Dann waren Schüsse zu hören und er fiel getroffen zu Boden und lag tot auf der Wiese.

Es war der Soldat, der uns Tage vorher noch so liebevoll gestreichelt hatte.

Einige wegen der Schüsse herbei geeilte Erwachsene und Kinder mussten zurück in ihre Häuser und durften den Tatort nicht betreten.

Ein aufdringlicher ungarischer Offizier ist bei einquartiert

Der im 1. Stock unseres Hauses einquartierte ungarische Offizier, teilte uns auf Anfrage mit, dass dieser Soldat flüchten wollte und daher erschossen wurde.

Mit diesem Offizier hatten wir auch unsere Probleme im Haus.

Er bekam jeden Tag ein schmackhaftes Essen geliefert, das meine Mutter in unserer Küche für ihn aufwärmen musste. Davon gab er uns aber niemals etwas ab, wir lebten nur von dem köstlichen Essensduft, der sich im Haus verbreitet hatte.

Das Essen musste ich ihm immer nach dem Aufwärmen in sein Zimmer bringen, denn meine 34-jährige Mama, eine hübsche und körperlich gut gebaute Frau, hatte immer große Angst wegen seiner körperlichen Übergriffe.

Warum ungarische Soldaten in Altdorf?

Die ungarischen Soldaten waren kriegsbedingt in Altdorf stationiert.

Im Zweiten Weltkrieg trat Ungarn 1940 mit Italien und Japan dem sogenannten Dreimächtepakt bei und nahm seit 1941 auf deutscher Seite am Krieg teil.

Ziel dieses Abkommens war eine „neue Ordnung“ in Europa und Asien herzustellen.

Großer Hunger prägte weiterhin unser Leben

Neben dem täglichen Schulbesuch, mussten wir Kinder aber auch noch unser von dem unberechenbaren Kriegsgeschehen bestimmtes Alltagsleben bewältigen.

Das vorhandene Geld reichte weiterhin bei vielen Menschen in unserer Stadt nicht für ein normales Leben. Viele Familien lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen. Sich einmal richtig "Satt essen", das gab es nur an besonderen Feiertagen, oder vielleicht an einem Feiertag, oder Geburtstag.

Brot mit Salz darauf sowie warme oder kalte Kartoffeln waren beliebte Mahlzeiten und ein praktizierter Hungerstiller. Manchmal tranken wir auch vor einer Mahlzeit eine größere Menge Wasser, damit dadurch das Hungergefühl etwas gestillt war. Der Hunger wurde zum gnadenlosen Taktgeber unseres damaligen Lebens.

Unser Leben war damals eine tägliche Konfrontation mit der Realität.

Die meisten Altdorfer, die einen Garten hatten, hielten sich Hasen, Gänse, Enten und Hühner und bauten im Garten auch Gemüse und Kartoffeln an. Die Tiere zu füttern war für uns Kinder kein Problem, aber das Schlachten der geliebten Tiere schon.

Auch die Zeugen Jehovas hatten es im Krieg schwer

Als Kinder kannten wir in der Kriegszeit nur die evangelische und katholische Religion. Unsere Heimatstadt Altdorf war bis zum Zuzug der Menschen aus dem Sudetenland 1945 evangelisch.

In der Mädchenklasse der Grundschule befand sich ein Mädchen, das den Zeugen Jehovas angehörte. Wir konnten damals nichts damit anfangen. „Die ist halt bei einer Sekte!“ war unsere Meinung dazu.

Keiner von uns wusste damals aber, dass die Zeugen Jehovas eine der ersten verfolgten religiösen Gruppen in der Nazidiktatur waren. Sie widersetzten sich dem NS-Regime dadurch, dass sie den Wehrdienst verweigerten, ebenso nicht mit „Heil Hitler“ (Hitlergruß) grüßten und auch nicht an den NS-Veranstaltungen teilnahmen.

So verboten bereits 1933 die Nationalsozialisten diese Religionsgemeinschaft.

Einige Zeugen Jehovas wurden verhaftet, deportiert und mehr als 1.700 Männer und Frauen dieser Glaubensgemeinschaft brutal ermordet.

Meines Wissens war das Mädchen in unserer Altdorfer Schule davon nicht betroffen.

Viele KZ-Lager wurden errichtet

Von 1939 bis 1942 wurden bereits weitere KZ-Lager errichtet:

Auschwitz, Groß-Rosen, Flossenbürg, Neuengamme, Ravensbrück, Mauthausen, Stutthof, Bergen-Belsen, Nordhausen, Struthof, Theresienstadt, Maidanek und Riga.

Im März 1944 existierten 22 Konzentrationslager und 165 sogenannte Arbeitslager, das waren Außenlager der KZs. Über fünf Millionen Juden wurden darin eingesperrt.

Neben den Juden waren auch Gegner des nationalsozialistischen Regimes inhaftiert: Geistliche, Widerstandskämpfer („Berufsverbrecher“), Geisteskranke, Marxisten, Zigeuner und Homosexuelle („Asoziale, menschlicher Abfall“).

Als Devise für diese KZ-Lager hatte man die zynischen Worte „Arbeit macht frei“ ausgewählt. In Auschwitz wurden täglich 6.000 Eingesperrte Opfer mit Gas getötet.

Unsere geliebte „Tante“ ist plötzlich für immer verschwunden

Schrecklich war die Zeit im Zweiten Weltkrieg nicht nur für die Altdorfer Witwen und ihren Kindern, sondern auch für Menschen mit einer Behinderung.

In einem Haus in der Schießhausstraße wohnte eine ältere, behinderte Frau alleine. Wir Kinder mochten sie wegen ihrer freundlichen Art und nannten sie „Tante“.

Wenn sie Probleme hatte, dann halfen wir ihr, kauften nach der Schule für sie ein, oder holten Brennbares aus dem Wald zum Heizen ihres Ofens. So haben wir oftmals Äste, Reisig und Tannenzapfen im Rieder Wald für sie eingesammelt, nicht immer mit legalen Mitteln.

Entdeckten wir an den Obstbäumen am Kanal bereits reifes Obst, dann kletterten wir hoch und ernteten. Ebenso sammelten wir Pilze, Schwarzbeeren, Heilkräuter für ihren Tee und frische Brennnessel als Gemüse. Nach der Kartoffelernte durften wir auch mit Genehmigung der Bauern nachgraben und fanden immer noch einen kleinen Korb an Kartoffeln für sie. Da wir aber auch in unseren Familien in großer Armut lebten, fiel es uns manchmal schon nicht leicht von dem Eingesammelten etwas für sie und auch noch für andere arme Menschen abzugeben.

An einem Nachmittag kurz vor Weihnachten 1944 schaute ich mit meinen Freunden Xaver und Fritz wieder durchs Fenster hinein in ihre Wohnstube. Sie hörte unser Klopfen nicht und saß in ihrem Sessel und schien zu schlafen. Alles in ihrem Zimmer wirkte irgendwie trist und traurig. Doch was tun, um ihr wieder Lebensmut zu geben?

Beim folgenden Gang über den Marktplatz kamen wir zu einer Verkaufsstelle für Christbäume. Da hatten wir eine Idee. Geld hatten wir nicht und so bettelten wir dort so lange, bis wir drei große Tannenzweige umsonst bekamen. Lametta dazu hatten wir reichlich daheim, ebenso eine zur Hälfte abgebrannte Kerze.

Damit gingen wir zur „Tante“, stellten die Zweige in ihrem Zimmer in eine Vase, behängten sie reichlich mit Lametta und stellten sie mit dem roten Kerzenstummel auf ihren kleinen Tisch im Zimmer. Fertig! Weihnachten konnte nun für sie kommen. Dann sangen wir noch zusammen einige Weihnachtslieder. Ich las aus ihrer Bibel die Weihnachtsgeschichte, Xaver und Fritz heizte ihren Ofen an. Dabei sahen wir in das glückliche Gesicht unserer „Tante“, aus dem nun alle Traurigkeit verschwunden war.

Während wir ihr dann noch einige Volks- und Wanderlieder vorsangen, war die Dunkelheit hereingebrochen und plötzlich stand die Gemeindeschwester im Zimmer. Sie freute sich über unseren Besuch und die fröhliche Stimmung. Sie hing dann noch einen Weihnachtsengel aus Papier an den bescheidenen Christbaum.

Als sie dann noch „Tantes“ offenen Fuß verband und sie für die Nacht vorbereitete, da verabschiedeten wir uns. Wir hörten noch von ihr: „Boum, kummst fei widder!“

Wir ahnten beim Gehen nicht, dass das heute unsere letzte Begegnung sein würde!

Am 30. Dezember 1944 sahen wir beim Blick durch das Fenster, dass der Sessel in ihrem Zimmer leer war. Wir erschrakten. Auf dem Schrank stand zwar noch unser kleiner Christbaum, der rote Kerzenstummel war bereits völlig abgebrannt.

War das schon ein Zeichen für ihr ausgelöschtes Lebenslichts?

Gleichzeitig waren wir aber auch froh, unserer „Tante“ ihre vielleicht letzte Weihnachten doch noch etwas verschönert zu haben. Von den Nachbarn erfuhren wir dann, dass sie von zwei uniformierten SS-Soldaten in einem Militärfahrzeug abgeholt worden war und wahrscheinlich in das Konzentrationslager Dachau oder Flossenbürg gebracht worden sei. Was ein KZ-Lager war, das wussten wir Kinder damals nicht; unser Lehrer und die Erwachsenen angeblich auch nicht.

So haben wir unsere geliebte Nachbarin - unsere „Tante“ - leider nie mehr gesehen.

Anna Wahlrab aus Behringsdorf wird ein Opfer des NS-Terrors

Am 10. April 1945, wenige Tage vor dem Kriegsende, wurde Anna Wahlrab, eine beliebte Gemischwarenhandlerin aus Behringsdorf (nahe Nürnberg), durch ein Exekutionskommando des NS-Regimes in Nürnberg hingerichtet.

Sie war von einigen ihrer Nachbarn denunziert worden. Was hatte sie getan?

Wegen der schlimmen Zeit und der damit verbundenen schlechten Versorgungslage, hatte sie damals in ihrem Laden über die schlechte Lebensmittelversorgung der Menschen in Behringsdorf geschimpft: „Der Hitler ist doch ein Verbrecher, wenn er nicht endlich Schluss macht! Ich wäre froh, wenn die Amis (Amerikaner) endlich kämen, dann gibt es wenigstens wieder was zum Essen.“ Dieser Satz wurde der Gestapo (der SS) zugetragen. Anna Wahlrab wurde verhaftet und nach Nürnberg ins Gefängnis gebracht. Dort hat man sie dann wenige Tage vor dem Kriegsende ohne Urteil (!) hingerichtet.

Auf dem Friedhof in Behringsdorf befindet sich ihr Grab, das mittlerweile zu einer Gedenkstätte gegen die Verbrechen des Nationalsozialismus geworden ist.

Die KZ-Aussenstelle Hersbruck (Doggergraben)

Das zweitgrößte Außenlager von Flossenbürg war das nur 18 Kilometer von Altdorf entfernte KZ Hersbruck, das sogenannte Doggerwerk im Berg Houbirg bei Happurg. Man kann nachlesen, dass in den Doggerstollen von August 1944 bis April 1945 mehr als 9.000 Häftlinge aus insgesamt 23 Nationen untergebracht waren, von denen aber leider über 4.000 starben.

Die Männer mussten in den Berg Houbirg eine große Stollenanlage für eine unterirdische Fabrik schlagen. In ihr sollte dann eine bombensichere Fertigungsstätte für Flugzeugmotoren eingerichtet werden. Nur mit Holzschuhen und mit Lumpen bekleidet, von wässriger Suppe ernährt und von brutalen Wärtern bis zur Erschöpfung und zum Zusammenbruch angetrieben.

500 Männer kamen jeden Monat auf diese Weise im KZ Hersbruck ums Leben. Ihre Leichen wurden in zwei Krematorien und auch unter freiem Himmel verbrannt und dann im dortigen Wald vergraben. Vor dem Einmarsch der Amerikaner wurde das KZ Hersbruck im April 1945 aufgelöst und die Häftlinge in das KZ Dachau getrieben (siehe auch die Seiten 100 und 101). 2.000 von ihnen kamen am 23. April dort an.

Das Konzentrationslager in Flossenbürg

Im KZ Flossenbürg in der Oberpfalz und seinen fast 90 Außenlagern waren zwischen 1938 und 1945 mehr als 100.000 Häftlinge interniert, darunter etwa 16.000 Frauen. Zwei Drittel von ihnen stammten aus Osteuropa. Rund 30.000 Menschen kamen ums Leben, darunter auch der bei uns Jugendlichen später so beliebte evangelische Theologe und NS-Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer.

Er wurde am 9. April 1945 im Lager Flossenbürg hingerichtet. (Siehe auch Seite 216) Im KZ Dachau und seinen 140 Außenlagern hatten die Nationalsozialisten bis 1945 mehr als 200.000 Menschen eingesperrt und zur Zwangsarbeit verpflichtet.

Das Kriegsgefangenenlager in Nürnberg-Langwasser

Am Stadtrand von Nürnberg, im Ortsteil Langwasser, befand sich ein sehr streng bewachtes Kriegsgefangenenlager. Insgesamt hatten über 150.000 Soldaten aus verschiedenen Ländern dieses Lager seit seiner Errichtung zu Kriegsbeginn im September 1939 durchlaufen. Beim Kriegsende im April 1945 waren dort immer noch 14.000 kranke Gefangene unter katastrophalen Bedingungen untergebracht. Hunderte von ihnen, meistens waren es sowjetische Soldaten, starben noch nach der Befreiung Nürnbergs.

Weiterhin Propaganda: Die deutsche Wehrmacht ist gut aufgestellt

Im Frühling 1942 zählte die deutsche Wehrmacht 300 Divisionen, davon etwa 25 Panzerdivisionen. Mit den Verbündeten kam man auf die Zahl von neun Millionen kriegserprobten Soldaten. Rechnet man noch die befreundeten Verbündeten dazu, dann waren es neun Millionen kriegserprobte Soldaten.

Zur See besaß die Kriegsmarine zwei Schlachtschiffe, acht Kreuzer, 17 Zerstörer und 314 U-Boote. Die Luftmarine war mit ihren 5.000 Flugzeugen ein ernst zu nehmender Gegner für die englische Royal Air Force. Diese Ankündigen im Radio endeten dann 1945 immer noch mit dem Satz: „Wir werden siegen. Heil Hitler!“

Zwangsarbeiter kommen nach Deutschland

Etwa zweieinhalb Millionen Zwangsarbeiter aus Polen, Jugoslawien und Rußland wurden ab 1942 der deutschen Landwirtschaft zugeteilt.

Ihr Leben in Deutschland war nicht leicht und strengen Regeln unterworfen.

So stand ihnen kein Beschwerderecht über ihre Behandlung zu.

Der Besuch von Gottesdiensten in den Kirchen, von Theatervorstellungen sowie die Benutzung von Eisenbahn und Omnibussen war ihnen nicht erlaubt.

Der Geschlechtsverkehr mit Frauen und Mädchen war strengstens verboten. Sollte dabei eine deutsche Frau beteiligt sein, so stand darauf die Todesstrafe.

Auch eine Begrenzung der Arbeitszeit gibt es für diese Zwangsarbeiter nicht.

Eine junge Polin als Erntehelferin in Dechendorf

Auch in meinem Geburtsort Dechendorf war auf einem Bauernhof eine junge Frau aus Polen beschäftigt. Elena wurde dort zwar gut behandelt, doch sie hatte Sprachschwierigkeiten, Heimweh und starke Sehnsucht nach ihrer Familie in Polen. Wir Kinder versuchten ihr immer wieder zu helfen und sie zu trösten.

Kriegsgefangene hatten wir auch in Altdorf

Auch in Altdorf und seinem von der Landwirtschaft geprägtem Umland hatten wir Kriegsgefangene, die in den Firmen und bei den Bauern arbeiteten. Die auf einem Bauernhof Beschäftigten wurden meistens gut behandelt und gehörten zur Familie.

In Altdorf waren im Zweiten Weltkrieg in einem Flachbau auf dem Areal der Baufirma Scharrer auch polnische und russische Kriegsgefangene untergebracht, die im Baugeschäft arbeiteten. Die dort beschäftigten deutschen Bauarbeiter gingen gut mit ihnen um, versorgten sie auch gelegentlich mit zusätzlichem Essen und schlugen oder schikanierten sie nicht.

Brutale Übergriffe und Plünderungen in Altdorf

Als der Zweite Weltkrieg am 17. April 1945 in Altdorf zu Ende war, waren diese Kriegsgefangenen dann frei.

Durch einige von ihnen und aus dem Umland, kam es dann in Altdorf allerdings zu Überfällen, und Vergeltungsakten an der Bevölkerung. Vor allem an den Menschen, die sie nicht gut behandelt hatten. Die nun freien Gefangenen plünderten und raubten und rächten sich auch für das erlittene Unrecht.

Durch diese Plünderungen fehlten wichtige Lebensmittel in den Altdorfer Geschäften zur Versorgung der Bevölkerung.

Einen brutalen Racheakt hat mir mein Schwiegervater Fritz Leonhardt einmal erzählt: Ein im Baugeschäft Scharfer mitarbeitender und oft sehr brutal an den Gefangenen agierender Maurerpolier (Hartmann) wurde von ihnen zu Tode geprügelt.

Die Täter konnten damals nicht gefaßt oder verhaftet werden.

Eindrücke nach dem Bombenangriff am 2. Januar 1945 auf Nürnberg

In den Weihnachtsferien 1944 war ich mit meiner Mutter und Schwester wieder bei den Großeltern in Dechendorf bei Schwabach. Von dort aus erlebten wir den nächtlichen Fliegerangriff der britischen Royal Air Force am 2. Januar 1945 auf Nürnberg und hörten auch im Radio, dass das nähere Umland Nürnbergs ebenfalls bombardiert worden sei. (siehe auch Seite 19)

Um 19.20 Uhr fielen am 2. Januar 1945 die ersten Bomben auf die Stadt, um 21.40 Uhr gaben die Sirenen Entwarnung. Bei diesem Luftangriff wurden etwa 6.000 Sprengbomben, eine Million Brandbomben und 120 Luftminen auf die Stadt abgeworfen. Die Nürnberger Innenstadt war danach ein einziger Trümmerhaufen.

1.794 Menschen kamen bei diesem Inferno ums Leben. Sie erstickten in den Luftschutzkellern, verbrannten in den Flammen der abgeworfenen Phosphorbomben, oder wurden von explodierenden Sprengkörpern zerfetzt. 4.553 Wohngebäude wurden zerstört. Die Löscharbeiten dauerten bis zum 10. Januar 1945.

Insgesamt kamen in Nürnberg bei Luftangriffen 6.066 Frauen, Kinder und Männer ums Leben. 91 Prozent der Nürnberger Gebäude wurden beschädigt, 39 Prozent total zerstört. 280.000 Bewohner wurden obdachlos. Auch rund um Nürnberg gab es nach den Angriffen in einigen Städten und Dörfern größere Schäden.

Deshalb wollten wir damals schnell heim nach Altdorf. Nur wie? Von unserem Problem erfuhr auch unser Dechendorfer Freund und Lebenskünstler „Warneck“.

"Kommt morgen früh um 8 Uhr mit eurem Gepäck an den Dorfausgang in Richtung Volkersgau (das war das Nachbardorf) und wartet dort", teilte er uns vielsagend mit.

Am anderen Morgen standen wir an dieser Stelle und warteten. Plötzlich hörten wir das Motorengeräusch eines heranfahrenden Traktors. Auf dem Fahrersitz saß "Warneck". Wir mussten auf seine Anordnung hin schnell aufsteigen und in rascher Fahrt ging es dann zum neun Kilometer entfernten Bahnhof in Schwabach.

Am Bahnhofsgebäude war leider ein Hinweis angebracht, dass wegen Schäden an den Gleisanlagen kein Zug nach Nürnberg fahren kann. "Dann fahre ich euch halt mit dem Traktor nach Nürnberg!" sagte er. An der Stadtgrenze in Nürnberg, im Stadtteil Eibach, war aber leider der Sprit zu Ende und damit auch unser Fahrt.

Wir mussten von Eibach zu Fuß über den Plärrer zum Hauptbahnhof weitergehen. Ein Riesenproblem, denn meine Mama kannte sich in Nürnberg überhaupt nicht aus.

Was wir dann auf unserem Weg zum Nürnberger Hauptbahnhof sahen war einfach schrecklich. Wir gingen durch eine einzige Trümmerlandschaft: Umgestürzte, ausgebrannte Straßenbahnen und Autos sowie die riesigen Schutthaufen machten unser Weiterkommen sehr schwierig. Aus vielen Ruinen und Häusern rauchte es noch und eine spürbare Hitze strahlte von ihnen ab.

Wir kamen zum Nürnberger Hauptbahnhof und ahnten, dass von hier kein Zug nach Altdorf fahren würde. Man sagte uns, wir sollten zum Bahnhof Dutzendteich weiter gehen, vielleicht gibt es von dort eine Fahrtmöglichkeit nach Altdorf.

Auch bei diesem Weg dorthin bot sich uns ein Bild der Verwüstung.

Meine siebenjährige Schwester konnte nicht mehr gehen und weinte pausenlos. Doch wir mussten den Bahnhof Dutzendteich erreichen. Vielleicht fährt doch ein Zug, wenn nicht, dann müssen wir auch noch die 25 Kilometer zu Fuß nach Altdorf gehen.

Mit Hilfe lieber Menschen erreichten wir den Bahnhof Dutzendteich und konnten am Abend mit einem überfüllten Zug nach Altdorf fahren. Unser Haus war unbeschädigt, auf Altdorf waren keine Bomben gefallen. Noch heute sind diese schrecklichen Bilder der zerstörten Nürnberger Innenstadt in meinem Gedächtnis präsent.

Nach dem Fliegerangriff am 2. Januar 1945



Der Nürnberger Hauptmarkt mit der zerstörten Frauenkirche und der Burganlage nach dem furchtbaren Fliegerangriff am 2. Januar 1945.



Der Blick von der Findelgasse in Richtung zur Burg am 4. Januar 1945 lässt das ganze Ausmaß der Zerstörung erahnen.

Mehrere überraschende Fliegerangriffe auf der Dörlbacher Au

In unserer Freizeit nach dem Schulbesuch waren wir trotz des Kriegsgeschehen aber weiterhin sehr aktiv, so weit es eben die gelegentlichen Fliegerangriffe zuließen.

Unsere wohl schönste und abwechslungsreichste Radtour in der Altdorfer Umgebung war immer die zur Dörlbacher Au. Gut getarnt ging es auf schmalen Fußwegen durch die Löwengrube nach Prackenfels zur Schwarzachbrücke und durch den Wald hinauf zur Hochfläche. Die Rückfahrt nach Altdorf erfolgte meistens über Rasch und durch das Waldgebiet Roter Baum wieder zurück nach Altdorf.

Oftmals war im Schwarzachtal, in Rasch und Prackenfels, auch starkes Hochwasser, denn die Schwarzach war immer wieder einmal im Frühjahr und nach starken Regenfällen über ihre Ufer getreten. Da saßen wir dann oftmals am Wiesenabhang in der Nähe des Gasthofs Mederer in Prackenfels und sahen von dort dem zerstörenden Wassertreiben zu.

Mehrmals wurden wir Kinder aber auch auf der freien Fläche der Dörlbacher Au von vorbei fliegenden englischen Tieffliegern beschossen. Wir suchten dann immer ganz schnell Schutz unter den Bäumen beim dortigen Kriegerdenkmal. Die Flugzeuge kamen meistens wenige Minuten später wieder zurück und schossen erneut auf uns.

Einmal flüchtete auch ein Bauer aus Schwarzenbach, der auf einer nahen Wiese für seine Kühe Gras mähte, zu uns unter einen Baum. Ich höre heute noch seinen verzweifelten Satz: „Jetzt schießen die schon auf spielende Kinder, das ist doch unmenschlich und ein großes Verbrechen!“

Das nötige Brennmaterial mussten wir im Wald einsammeln

Neben dem Mangel an Esswaren und Bekleidungsstücken fehlte auch weiterhin das für den Winter so notwendige Heizmaterial. Es gab kein Brennholz zu kaufen und auch Kohlen waren in den Baugeschäften, die sie verkauften, fast keine vorrätig. Viele Menschen in Altdorf hatten auch kein Geld dafür.

So fuhren wir im Sommer mit unserem Leiterwagen („Ladderwächala“) wöchentlich in die umliegenden Wälder, um dort Kleinholz („Krimperla“) für die kalten Wintermonate zu sammeln. Auch das „Graaggreissen“ war beliebt. Dabei wurden mit einer langen Stange mit einer Sichel an der Spitze, dürre Äste von den Bäumen abgerissen.

Für das alles gab es vom Forstamt Altdorf einen sogenannten "Holzleseschein" mit dem man Reisig, Tannenzapfen („Buzzlkäi“) und Äste - aber ja keine Baumstämme - aus dem Wald entfernen durfte. Der Abtransport wurde oftmals von den strengen Bediensteten des Forstamts oder von beauftragten Privatpersonen streng kontrolliert. Wir hatten allerdings jedes Mal ein in kleine Stücke gesägtes Bäumchen unter dem eingesammelten Brennmaterial gut versteckt.

Wer keinen „Holzleseschein“ hatte und beim Holzsammeln erwischt wurde, der musste das mühsam eingesammelte Kleinholz im Wald zurücklassen.

Einige Altdorfer gingen auch im Winter in den Wald zum „Stockgraben“.

Dafür mußte man eine RM an das Forstamt Altdorf bezahlen. Das Ausgraben der tief eingewachsenen Baumwurzeln war eine sehr mühsame Arbeit, die mit Eisenkeilen und schweren Hämmern getan wurde. 10 bis 12 der ausgegrabenen Wurzelstöcke ergaben meistens einen Ster Holz. Damit konnte man lange heizen.

Die Bauern, die einen Stall hatten, holten sich zum Einstreuen im Wald das sogenannte „Streu“. Auch dafür war eine Genehmigung des Forstamts Altdorf notwendig. Der Altdorfer Förster wies dann den Bauern im Wald eine Parzelle zu, die von ihnen sorgsam abgeräumt wurde. Deshalb waren die Böden der Wälder in den Jahren nach dem Krieg auch meistens immer kahl und vegetationslos.

Frost, Kohlen und Eisblumen

Geringe Mengen von Kohlen konnten wir, wenn Geld dafür vorhanden war, im Baugeschäft Pühler an der Neumarkter Straße kaufen.

Die dort in mehreren Boxen gelagerten Briketts, Stein- und Eierkohlen wurden nach dem Abwiegen in einen großen Strohkorb gekippt und dann konnten wir sie mit dem Leiterwagen nach Hause fahren. In kleinen Bleheimern haben wir sie dann zur Lagerung in unseren Keller getragen.

Damals war es auch üblich nur die Küche in der Wohnung zu heizen, in allen anderen Zimmern im Haus war es meistens bitterkalt.

Wir Kinder erfreuten uns auch an den durch den Frost an den Fenstern gebildeten "Eisblumen", deren Formen wir mit unseren warmen Fingern kunstvoll verändern konnten. Das taten wir manchmal minutenlang und auch sehr phantasie reich.

Weniger angenehm war es allerdings, wenn die Wasserleitung im Haus eingefroren war, und es in der Küche und im WC kein Wasser gab.

An solchen Tagen durften wir dann ungewaschen in die Schule gehen.

Der Badetag am Wochenende

Samstags war Badetag und dazu wurde immer die Zinkbadewanne aus dem Keller in die geheizte Küche geholt. In der einen am Herd erhitzten Wasserfüllung badeten dann zuerst die Erwachsenen und anschließend die Kinder.

Manchmal hatten wir auch Glück und es war umgekehrt.

Der aufwendige und anstrengende Washtag

Der wöchentliche Washtag hatte im Ablauf unseres Alltagsleben ebenfalls einen festen Stellenwert. Dafür hatten wir in einem Kellerraum unseres Hauses einen eingemauerten Waschkessel mit einer Feuerstelle darunter stehen sowie einen großen, hölzernen Waschtisch, auf dem mehrere „Stampfer“ lagen.

In dem mit Wasser gefüllten Waschkessel wurde die Wäsche zunächst gekocht und dabei mehrmals mit dem „Stampfer“ ins Wasser gedrückt und herumgerührt.

Danach musste die Wäsche „gefleht“ werden. Dazu wurden die gekochten Wäschestücke aus dem Waschkessel genommen, mehrmals in einer Wanne im klaren Wasser hin- und hergeschwenkt und danach zum Aufhängen im Freien in einen großen Wäschekorb gelegt.

Die noch mit Flecken behafteten Wäschestücke rieben wir Kinder auf dem hölzernen Waschtisch mit Kernseife ein und bearbeiteten sie kräftig mit einer Waschbürste.

Danach wurde die nasse Wäsche zum Trocknen in unserem Garten auf einer langen Wäscheleine aufgehängt. Dazu war auch oftmals unsere tatkräftige Mithilfe gefragt.

Die Leine durften wir Kinder immer von Baum zu Baum spannen und dann der Mama beim Aufhängen der vielen Wäschestücke helfen.

Befestigt wurden die Wäschestücke an der Leine mit hölzernen Wäscheklammern.

Ein Drama war immer, wenn plötzlich und unvorhergesehen ein Regenschauer kam, oder eine starke Windböe das eine oder andere Wäschestück von der Leine auf den Erdboden eines Gemüsebeetes im Garten wehte.

Die im Freien getrockneten Wäschestücke wurden dann auf einem Bügeltisch im Haus mit einem Bügeleisen gebügelt und sorgfältig zusammengelegt.

Die Betttücher und die großen Wäschestücke trugen wir dann im Wäschekorb zu den Altdorfer Wäschereien Edelhäuser oder Himmelseher, wo sie dann mit der Maschine fachgerecht gebügelt wurden.

Auch die passende Kleidung fehlte uns Kinder

Unser modisches Erscheinungsbild war während des Krieges auch meistens von einer großen Einfachheit geprägt.

Eine schwarze Turnhose, die legendäre Lederboxn, und meistens immer das gleiche Hemd, prägten im Sommer unser Outfit. In der warmen Jahreszeit liefen wir auch meistens barfuß, oder mit unseren Holzsandalen, den sogenannten „Hulzklapperern“ (Hulz = Holz), herum. Wenn die Lederschuhe von uns Kindern zu klein wurden und nicht mehr passten, dann wurden oftmals ganz einfach die Spitzen abgeschnitten und unsere Zehen hatten wieder genügend Platz.

Wegen der fehlenden Winterkleidung und dem festem Schuhwerk gab es in der kalten Jahreszeit aber oft schon große Probleme. Damit wir die große Winterkälte nicht so sehr spürten, sind wir oftmals zusammen im Dauerlauf zu unserer Schule in der Röderstraße gelaufen,

KZ-Häftlinge und Kriegsgefangene wurden brutal vorbei getrieben

Im März 1945 wurden mehrmals größere Gruppen von ausgemergelten und hungrigen Kriegsgefangenen auf der Hagenhausener Straße, direkt neben unserem Haus, in Richtung Hagenhausen vorbeigetrieben. (siehe auch Seite 93)

Der langsame Vorbeimarsch dieser ausgemergelten, unterernährten, hungrigen Männer, vielleicht waren auch KZ-Häftlinge aus Hersbruck darunter, war für die Erwachsenen und uns Kinder ein furchtbarer Anblick.

Es war allerdings streng verboten diesen Männern etwas Ess- oder Trinkbares zu geben, oder sie anzusprechen. Kinder, so glaubten unsere Mütter damals, hätten mit dem begleitenden Wachpersonal kein Problem. Doch das war ein gewaltiger Irrtum!

Und so standen wir mehrmals mit einigen Scheiben Brot und einem Krug Wasser in der Hand an der Hagenhausener Straße, dort, wo unsere Hecke beginnt, um zu helfen. Schnell und vermeintlich unbeobachtet, gaben wir den vorbeigehenden Männern eine Scheibe Brot und sahen bei der Übergabe in ihre dankbaren und tränengefüllten Augen.

Einmal jedoch spürte ich allerdings, ein Bub mit 10 Jahren, den kräftigen Schlag eines Gewehrkolbens eines deutschen SS-Soldaten auf meinem Rücken und fiel erschrocken und schmerzhaft zu Boden. Mit mir auch der ebenfalls geschlagene ausgemergelte Gefangene.

Mit beiden Händen hielt er noch einige Sekunden die ihm von mir geschenkte Brotscheibe fest umklammert, doch die kräftigen Stiefeltritte des SS-Soldaten auf seine Hände waren stärker. Laut weinend öffneten sich seine Hände, das Brot lag auf der Straße und wurde von den Soldatenstiefeln zertreten.

Die herumstehenden Frauen schrien laut auf, verspürten große Angst und weinten. Sicher aber mehr aus großer Angst um uns Kinder.

Dann wurden wir alle verjagt und die Gefangenen mit kräftigen Schlägen und lauten Kommandos in Richtung Hagenhausen weiter getrieben.

Zurück blieben die auf der Straße liegenden Scherben unseres zerbrochenen Wasserkruges und die Reste der zertretenen Brotstücke.

Es war für unsere Mütter und vor allem für uns Kinder einfach furchtbar, diese menschenverachtende Politik der Nationalsozialisten so brutal erleben zu müssen und vor allem für eine gute Tat so abgestraft zu werden.

Unsere Hilfsbereitschaft formte sich in diesem Augenblick zu einem Schrei der Wut und Verzweiflung gegen diese Verbrecher und ihr nicht nachvollziehbares Handeln. Hätte man diese Gedanken ausgesprochen, dann wäre man auch verhaftet worden.

Das gleiche Schicksal ereignete sich in Lauterhofen

Meine aus Lauterhofen in der Oberpfalz stammende Tante Resi erzählte mir einmal, dass dort im April 1945 Ähnliches passiert sei.

Den Bericht eines Zeitzeugen dazu konnte ich dann zufällig 70 Jahre später in der Ausgabe des Boten vom 2. April 2015 nachlesen:

„Alle fünf Marschkolonnen mit den ausgehungerten Gestalten aus dem Hersbrucker KZ schleppten sich durch Lauterhofen. Meine Mutter und meine Großmutter sind damals beim Anblick der ausgemergelten Männer in Tränen ausgebrochen.

Der Großvater wurde von den SS-Soldaten verprügelt, weil er die Häftlinge mit Kartoffeln verköstigen wollte. Sie hätten „Hunger, Hunger“ geflüstert und auch laut um Essbares gebeten. Zwei Häftlinge versuchten zu fliehen und wurden erschossen. Die anderen Häftlinge mussten ihre Leichen dann an Ort und Stelle verscharren.

Eine Gruppe übernachtete in einer Scheune in Lauterhofen, sie haben das dort gelagerte Getreide gierig verschlungen.“

Das Töten durch die Luftangriffe geht unvermindert weiter

Mein Onkel Konrad Holz in Nürnberg hatte Bekannte in Berlin und Hamburg.

Sie erzählten ihm telefonisch von den schlimmen Fliegerangriffen auf ihre Städte. Er sagte dann immer zu uns: „Seid dankbar, dass ihr in Altdorf so sicher leben könnt“.

477.000 Tonnen Fliegerbomben gingen allein noch im Jahr 1945 auf Deutschland, nieder, meistens auf seine Großstädte. Die Alliierten hatten mittlerweile die Technik des „strategischen Bombenkrieges“ gut perfektioniert und nutzen ihre Lufthoheit auch konsequent aus.

Zahlreiche deutsche Städte fielen noch 1945 den Flächenbombardements der Amerikaner und Engländer zum Opfer. Vor allem die Zerstörung der Stadt Dresden mit über 35.000 getöteten Menschen, kurz vor dem absehbaren Ende des Zweiten Weltkrieges, gilt bis heute als ein großes Kriegsverbrechen. (siehe Seite 118)

Insgesamt starben in Deutschland 600.000 Menschen im Bombenkrieg, den wir mit der Zerstörung Warschaws 1939 selbst begonnen hatten.

Ein Luftangriff auf Altdorf ohne Schaden

Altdorf blieb von den Fliegerangriffen und den damit verbundenen Zerstörungen und Beschädigungen verschont. Das lag vor allem daran, dass sich die alliierten Flugverbände hauptsächlich auf die nahe Stadt Nürnberg, konzentrierten.

Nur wenn ein feindliches Flugzeug angeschossen wurde und abstürzte, dann entledigte es sich vor dem Absturz noch schnell ihrer an Bord befindlichen Bomben. Doch auch bei diesen Notabwürfen hatten wir in Altdorf großes Glück.

So auch am 20. Februar 1945. Da kommt Altdorf bei einem Luftangriff ohne Schaden davon. Im Umfeld des Wichernhauses wurden damals hunderte von Brandbomben abgeworfen. Mehrere von ihnen trafen die Umgebung des Gebäudes, in dem die von Professor Dr. Franz Becker geleitete Orthopädische Klinik und ein Lazarett für verwundete Soldaten untergebracht waren.

Der Abwurf erfolgte, obwohl auf dem Dach der Klinik ein riesiges weißes Kreuz, als Zeichen für ein Krankenhaus, aufgemalt war.

Diese Bombenabwürfe richteten damals allerdings keinen großen Schaden an.

Zusammen mit meinem am Marktplatz wohnenden Onkel Stefan Holz, machten wir am anderen Tag einen Spaziergang in diesem Bereich um das Wichernhaus und entdeckten dabei noch viele herumliegende Brandbomben.

Unsere freiwillige Teilnahme an der Ausbildung der Hitlerjugend

Durch eine geschickte Propaganda verstand es die NSDAP (National-Sozialistische-Partei-Deutschlands) in Altdorf auch uns Kinder für ihre Ideologie zu begeistern.

Mit 10 Jahren kamen die Buben damals zur „Hitlerjugend“, zur HJ.

Die Mädchen mit 14 Jahren zum „Bund Deutscher Mädchen“, zum BDM.

Obwohl ich und einige meiner Schulfreunde erst neun Jahre alt waren, durften wir schon freiwillig an ihren angebotenen Aktivitäten teilnehmen. Und wir taten das auch.

Wir marschierten im Gleichschritt auf der Aschenbahn rund um den Sportplatz an der Jahnstraße und sangen dazu lautstark einige der uns gut bekannten Wander- und Fahrtenlieder. Zu den Höhepunkten der HJ-Ausbildung zählte auch das Blasen einer Fanfare, das Trommeln im Fanfarenzug und das Tragen einer Fahne.

Auch die Teilnahme an der alljährlichen Sonnwendfeier mit dem Anzünden eines großen Holzstoßes, dem mutigen Springen über das brennende Feuer und das Singen unserer Lieblingslieder hat uns damals schon begeistert.

Schlimm war allerdings, dass man uns damals schon vermittelte, wie man mit Munition und kleineren Waffen umgeht. So wurde uns gezeigt, wie man eine Handgranate („Eierhandgranate“) zum Explodieren bringt und wie man mit einer „Panzerfaust“ einen feindlichen Panzer abschießen kann.

Dadurch wurden wir zu kleinen, aber mutigen Kriegshelden erzogen, die keine Angst vor dem Feind und seinen Bomben haben sollten. Wenn ich meiner Mama daheim davon begeistert erzählt habe, dann machte sie immer ein sehr ernstes Gesicht.

Als ich dann am 30. März 1945 zehn Jahre alt wurde und nun ein Mitglied der HJ werden durfte, da sorgte das nahende Kriegsende in Altdorf dafür, dass es nicht mehr dazu kam. Somit war ich auch kein Nazi! (siehe auch Seite 77)

Auch meine Großeltern mussten viel Schweres erleiden

In unserer Familie kamen dann von 1943 bis 1945 noch weitere schwere Schicksalsschläge dazu, die unser Leben und besonders das meiner lieben Großeltern grundlegend veränderten.

Nachdem bereits am 19. April 1943 ihr ältester Sohn Hans, dem Opa schon seinen Bauernhof übergeben hatte, bei Kämpfen in Frankreich fiel, und mein Vater, sein Schwiegersohn, am 12. März 1944 in Rußland als vermisst gemeldet wurde, folgte noch ein weiterer sehr schwerer Schicksalsschlag.

Am 5. Mai 1945, in Altdorf war der Krieg bereits seit dem 17. April zu Ende, bekamen meine Großeltern die furchtbare Nachricht, dass ihr 19-jähriger Sohn Michael, mein Lieblingsonkel Michl, noch bei schweren Straßenkämpfen im tschechischen Budweis gefallen sei.

Drei Wochen vorher hatte er im Schwabacher Gymnasium noch sein Abiturzeugnis erhalten. Gleich danach wurde er noch als Soldat der deutschen Wehrmacht an die Kriegsfront in Tschechien eingezogen. Stolz waren meine Großeltern gewesen, dass ihr Sohn als einfacher Bauernbub ein sehr gutes Abitur geschafft hatte und nun studieren konnte. Lehrer an einer kleinen Dorfschule wollte er so gerne werden.

Bereits zu seinen Lebzeiten hatte er in Dechendorf einige Bauern nach interessanten Geschichten aus ihrem Leben, oder von wichtigen Ereignissen aus der Entwicklung und Geschichte des Dorfes befragt und aufgeschrieben. Darüber wollte er mit mir zusammen später noch eine ausführliche Dorfchronik zusammenstellen.

Leider kam es durch seinen Tod nicht mehr dazu.

Ich erlebe diesen Todestag mit

Ich erlebte zufällig diesen schrecklichen Tag mit, an dem meine Großeltern die Nachricht vom Tode ihres jüngsten Sohnes Michael erhielten. Ich war dort, weil ich einige Tage nach der Rückkehr in unser verwüstetes Haus, bei den Großeltern wieder einige Lebensmittel mit dem Fahrrad abholen sollte. (siehe Seite 127/129)

Wir Kinder spielten am 5. Mai 1945 fröhlich und unbeschwert im nahen Dechendorfer Wald. Als ich dann gegen Mittag das Haus meiner Großeltern betrat, saßen Opa und Oma auf dem Sofa und weinten herzerreißend.

Bei meinem Eintreten deuteten sie zum Tisch, ich las den dort liegenden Brief und weinte danach ebenfalls mit ihnen. Mein Onkel Michl, tot. Unvorstellbar!

Ich schrie meine Verzweiflung laut hinaus: „Gott, warum?“ „Hitler, du Verbrecher!“ Meine Großeltern nahmen mich in die Mitte und wir beteten gemeinsam laut das Vaterunser, auch den Satz: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden“.

Nach und nach kamen auch einige Dorfbewohner ins Haus und versuchten uns Trost zu geben. Wir Kinder spürten dabei eine unbeschreibliche Trauer in der Wohnstube.

Die große Trauer meiner Großeltern

Nach der Todesnachricht ging mein Großvater am Abend in sein Schlafzimmer und als wir Kinder ihn am anderen Morgen wieder sahen, waren seine schon immer angegrauten Haare über Nacht fast schneeweiß geworden.

Trauer und Schmerz breiteten sich auch in unseren Kinderherzen aus über den Verlust eines lieben Menschen und über das Ende seiner Lebensträume.

"Gott macht keinen Fehler", hörten wir Kinder unseren Opa in den Monaten danach manchmal laut sagen, "aber ich kann es einfach nicht verstehen", setzte er dann fast unhörbar hinzu. Seine Fröhlichkeit und auch die meiner lieben Oma, waren seitdem für immer gestorben und Opa hat auch nicht mehr viel mit uns gesprochen.

Beide waren zu zwei am Tode ihres jüngsten Sohnes Michael gebrochene Menschen geworden. Danach wurde ich zum Ersatz für ihre beiden gefallenen Söhne.

Auch der Zusteller weinte über seinen gefallenen Freund

Selbst der Zusteller, so hat man noch lange in Dechendorf erzählt, der den Brief mit der Todesnachricht überbracht hatte, habe bei seinem weiteren Zustellgang nur noch laut über den Tod seines Freundes Michl (Michael) geweint.

Wehmut, Trauer und Schmerz breiteten sich danach nicht nur in unseren Herzen aus, sondern auch bei allen Dorfbewohnern in Dechendorf, über den Verlust eines lieben Menschen und über das Ende seiner Lebensträume.

Die beiden Namen, Hans List und Michael List, stehen heute nur noch auf einer kleinen Erinnerungstafel in der Ortsmitte von Dechendorf.

Das große Gottvertrauen meiner Oma

Von Oma hörte ich danach oft den Satz: „Die Großen fangen den Krieg an, wir Kleinen zahlen die Zeche.“ Trotzdem haben wir drei Enkel Opa und Oma weiterhin von Herzen geliebt und auch versucht sie wieder zum Lachen zu bringen.

Trotz dieses Schicksalsschlags gab uns Oma weiterhin Zuspruch und Hilfe, wenn wir Kinder traurig oder niedergeschlagen waren. Ihr tröstender Lieblingsspruch für uns war immer: „Kinder, Gottes beschützende Engel kommen nicht immer, wenn du sie rufst. Aber sie sind immer da, wenn du sie brauchst!“

Welch' ein Gottvertrauen sie doch immer noch hatte, trotz dieser furchtbaren Schicksalsschläge, und dieses auch an uns Enkel weitergegeben hat.

Keine Schulbesuch mehr in Altdorf

Ab Ende März 1945 brauchten wir nicht mehr in die Schule zu gehen, denn in unser Röderschulhaus war ein Stab der ungarischen SS einquartiert worden. Wir trafen uns aber in dieser Zeit täglich bei uns im Haus, oder im Garten, spielten und lernten.

Als die Gerüchte vom Anrücken der 7. amerikanischen Armee auf Altdorf immer realistischer wurden, verließen die ungarischen SS-Soldaten in der Baracke neben unserem Haus in der Nacht vom 12. auf den 13. April 1945 fluchtartig das Schulhaus und unsere Stadt. Nach seiner Reinigung durch viele Altdorfer Bürgerinnen und Bürger, wurde danach die Männer des mittlerweile zusammengestellten Altdorfer Volkssturms dort einquartiert. Sie sollten unsere Stadt gegen den Feind verteidigen.

Die Lebensmittelkarte war auch weiterhin wichtig zum Überleben

Ein großes Problem für die Bevölkerung waren weiterhin die fehlenden Lebensmittel in den Altdorfer Geschäften und ihre Verteilung. Einfach in ein Geschäft zu gehen, so wie heute, und einzukaufen, was man brauchte, das war nicht möglich.

Um eine gerechte Verteilung der Lebensmittel zu garantieren, gab es seit 1939 für jede Familie die sogenannte „Lebensmittelkarte“, auch „Nährmittelkarte“ genannt.

Mit ihr konnte man in den Geschäften - wenn sie etwas vorrätig hatten - einkaufen.

Alle Haushaltungen in Altdorf hatten so eine Lebensmittelkarte mit dem Vermerk „N“ für Normalverbraucher. Für die Berufstätigen gab es, meines Wissens, die sogenannte Lebensmittelkarte „S“ (Schwerarbeit) und „Sch“ (Schwerstarbeit).

Die Lebensmittelkarten bestanden aus mehreren Feldern mit den Bezeichnungen für Brot, Butter, Milch und sonstigen Lebensmitteln sowie aus Feldern für die "Sonderzuteilungen". Ihre Abschnitte wurden beim Kauf in den Altdorfer Geschäften abgestempelt, oder die Felder ausgeschnitten und zurückbehalten.

Nach der Bezahlung erhielt man dann die gewünschte Ware.

Die Gaststätten gaben auf ihrer Speisekarte an, wie viele Marken welcher Art der Gast für das gewünschte Gericht abzugeben und dann zu bezahlen hatte.

Auch wir Kinder sollen einen Beitrag zum Sieg leisten

Unser Lehrer teilte uns bei einem Zusammentreffen im Schulhaus mit, dass wir in schrecklichen Zeiten leben, in der jeder - ob Alt oder Jung - seinen Beitrag zum Endsieg leisten müsse. Wir Kinder sollten in unserer Freizeit weiterhin auf den Wiesen Kräuter sammeln, die den Soldaten an die Front zugeleitet würden.

Die älteren Männer in Altdorf, können im Volkssturm unsere Stadt verteidigen.

Die Aufstellung eines Volkssturms in Altdorf

Mit dem Erlaß vom 25. September 1944 hatte Hitler bereits die Aufstellung eines sogenannten Volkssturms in allen deutschen Städten und Dörfern angeordnet.

Alle waffenfähigen Männer zwischen 16 und 60 Jahren, die bis dahin nicht an die Kriegsfrente eingezogen waren, mussten als Volkssturm ihre Städte und Dörfer - im Parteijargon „den Heimatboden“ - mit allen Mitteln verteidigen.

Die dafür zur Verfügung stehende Ausrüstung war allerdings miserabel und Waffen für die Verteidigung waren fast keine mehr vorhanden.

Anfangs April 1945 stellte man dann auch in Altdorf für die Verteidigung der Stadt noch einen Volkssturm zusammen. Die dazu einberufenen Männer zwischen 16 und 60 Jahren, übten das Kämpfen mit dem Feind in einem Waldstück bei Ludersheim und das Schießen in der Schützenbaracke am Bleichanger neben unserem Haus.

Die Männer schaufelten an zentralen Stellen der Stadt sogenannte „Schützenlöcher“, aus denen heraus sie die amerikanischen Panzer beim Einfahren in die Stadt beschießen konnten. Auch in unserem Garten entlang der Zypressenhecke.

Erleichterung über den Abzug der SS-Soldaten

Die Bevölkerung in Altdorf war auch sehr erleichtert, als Ende März 1945 die vielen in Altdorf stationierten deutschen SS-Soldaten in Richtung Schwarzachtal und Neumarkt abzogen.

Wegen ihrer ungebrochenen Kampfbereitschaft sorgten sie allerdings dort und auch im Altdorfer Umland weiterhin noch für große Unruhe. Alle Altdorfer hofften auch, dass durch ihren Abzug nun eine kampflose Übergabe unserer Stadt möglich sei.

Um den Amerikanern das Vorwärtskommen zu erschweren, sprengten die SS-Soldaten im nahen Schwarzachtal die Schwarzachbrücke in Ochenbruck, die Hammerbrücke in Burghann und Teile der sogenannten Heeresmunitionsanstalt (der Muna) in Feucht mit den darin lagernden Munitionsreserven.

Die Detonationen dieser Sprengaktionen waren bis nach Altdorf zu hören.

Hitlers „Nero-Befehl“ muss unbedingt beachtet werden

Kurz vor Kriegsende, im April 1945, hatte der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler noch den „Nero-Befehl“ ausgegeben.

Der umfasste groß angelegte Zerstörungsmaßnahmen im gesamten Reichsgebiet. Dabei sollte jegliche Infrastruktur in Deutschland, die der Verkehrsführung, dem Nachrichtendienst, der Industrie und Kriegsführung für die Alliierten nützlich sein könnte, völlig zerstört werden.

In einigen deutschen Städten wurde dieser Befehl leider noch umgesetzt.

Hoffen auf die Wunderwaffe der Nazis

Je erdrückender die Übermacht der Alliierten und die Verluste an der Front wurden, desto mehr setzte die NS-Führung in Berlin auf Durchhalteparolen und auch auf die suggestive Kraft vermeintlicher eigener Geheimwaffen.

Im Gespräch bei der Altdorfer Bevölkerung und auch bei uns im Schulunterricht, waren ein neuer Typ Düsenjäger, oder die Raketen „V1“ und „V2“.

Alle sollten sie doch noch den deutschen „Endsieg“ möglich machen.

Die unterirdisch in Bunkern produzierte „Vergeltungswaffe V2“ war als Wunderwaffe damals ihrer Zeit technisch weit voraus. Sie sorgte auch bei ihren Abwürfen auf einige englische Städte für Angst und Schrecken, für große Zerstörungen und für mehrere tausend Tote. Den Verlauf des Zweiten Weltkrieges konnte sie allerdings nicht mehr beeinflussen.

Eine weitere deutsche Geheimwaffe wurde zum Glück nicht fertig: die Atombombe.

In Altdorf hörten wir Kinder aber weiterhin, wie die Erwachsenen immer noch von einer Wunderwaffe sprachen, die noch eingesetzt werden wird, damit der Krieg doch noch von Deutschland gewonnen werden kann.

Die Fliegerangriffe nehmen verstärkt zu

Die schweren Fliegerangriffe auf unsere Nachbarstadt Nürnberg und auf die Bahnlinie Neumarkt - Feucht - Nürnberg, nahmen ab dem Frühjahr 1945 ebenfalls wieder von Tag zu Tag immer mehr an Heftigkeit zu.

Auch die vermehrt vorbei fliegenden Tiefflieger verbreiteten in der Altdorfer Bevölkerung Angst und Schrecken. Fast täglich heulten auch wieder die Sirenen.

Oftmals mussten wir deshalb auch am Tag und nicht nur in der Nacht den Luftschutzkeller aufsuchen. Es lag auch eine düstere Stimmung über der Stadt Altdorf und seinem Umland, die von Resignation, Angst und Trauer geprägt war.

Was wird wohl in den nächsten Tagen noch alles auf uns zukommen?

Befehl: Jede Stadt ist zu verteidigen

Der unerschütterliche Glaube an den Endsieg war bei einigen fanatischen NSDAP-Verantwortlichen in Franken nicht mehr zu verstehen, vor allem der Vollzug von Hitlers angeordneten Nero-Befehl. Die Menschen in den Städten und Dörfern dachten mittlerweile anders, sie wollten ein Ende dieses so schrecklichen und verlustreichen Krieges. Sie wollten endlich Frieden.

Befehl: Auf keinen Fall weiße Fahnen hissen

Trotzdem ordnete noch am 12. April 1945 - fünf Tage vor dem Kriegsende in Altdorf - der stellvertretende Gauleiter Frankens, Karl Holz, folgendes für die Verteidigung der deutschen Städte und Dörfer an:

„Es hat da und dort bei Annäherung des Feindes gesinnungslose und verräterische Elemente gegeben, die weiße Fahnen hißten und die damit zu erkennen gaben, dass sie bereit sind, den Führer und das deutsche Volk zu verraten, deutsche Frauen der Vergewaltigung und deutsche Kinder dem Verhungern preiszugeben, dass sie bereit sind, sich mit den Kriegsverbrechern zu verbrüdern, die unsere Städte zerstört und Zehntausende von Frauen und Kindern ermordet haben. Ich bestimme daher:

Jeder Verräter oder jede Verräterin, die weiße Fahnen hissen, verfallen unweigerlich dem Tode und werden aufgehängt.

Jedes Haus, an dem weiße Fahnen hängen, wird gesprengt oder niedergebrannt. Dörfer, die gemeinsam weiße Fahnen hissen, werden niedergebrannt“.

In einigen Dörfern im Altdorfer Umland haben verantwortungsvolle Bürgermeister für eine kampflosen Einnahme ihres Dorfes durch die Amerikaner weiße Fahnen hissen lassen. In Burgthann mit schrecklichen Folgen. (siehe Seite 115)

Gauleiter Karl Holz schickt noch ein Telegramm an den Führer

Dieser Fanatismus der NSDAP ja nicht aufzugeben, zeigte sich auch im Telegramm von Gauleiter Holz am 15. April 1945 an seinen geliebten Führer Adolf Hitler.

Zwei Tage vor dem Kriegsende in Nürnberg, sandte er ihm das folgende Telegramm:

„Mein Führer!

Der Endkampf um die Stadt der Reichsparteitage beginnt.

Die Soldaten schlagen sich tapfer, und die Bevölkerung ist stolz und standhaft.

Ich werde in dieser deutschesten aller Städte bleiben, kämpfen und fallen.

In diesen Stunden schlägt mein Herz mehr denn je in Liebe und Treue für das herrliche Deutsche Reich und Volk.

Die nationalsozialistische Idee wird siegen und alle Teufel überwinden.

Es grüßen Sie die Nationalsozialisten des Gaues Franken in deutscher Treue.

Karl Holz“

Angriffe auf fahrende Züge nehmen vermehrt zu

Die Angriffe der sogenannten „Tiefflieger“ auf Zivilisten wurden gegen das Kriegsende auch auf fahrende Züge ausgeweitet. Vor allem auf der Bahnstrecke Nürnberg - Regensburg gab es immer wieder heftige Angriffe und Beschüsse mit Verletzten. Wenn Tiefflieger aktiv waren dann wurde als Warnung an jedem Bahnhof eine Flagge gehißt. Die Züge fuhren auf dieser Strecke aber trotzdem.

So wurden am Vormittag des 8. April 1945, neun Tage vor dem Kriegsende in Altdorf, ein von Simmelsdorf kommende Personenzug heftig beschossen.

Es gab viele Verletzte, die in die Krankenhäuser in Lauf und Schnaittach sowie ins Lazarett zur Ludwigshöhe gebracht wurden. Wir Altdorfer Kinder waren deshalb froh zum Schulbesuch nicht mit dem Zug fahren zu müssen.

**Der Zweite
Weltkrieg war in
Altdorf und in
seinem Umland
1945 zu Ende**

Gedanken zum 40. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges

„Der 8. Mai 1945 ist für uns vor allem ein Tag der Erinnerung an das, was Menschen erleiden mußten. Er ist zugleich ein Tag des Nachdenkens über den Gang unserer Geschichte.

Die Menschen, die ihn bewußt erlebt haben, denken an ganz persönliche und damit ganz unterschiedliche Erfahrungen zurück.

Der eine kehrt heim, der andere wurde heimatlos.

Dieser wurde befreit, für jenen begann die Gefangenschaft.

Viele waren einfach nur dafür dankbar, dass Bombennächte und Angst vorüber und sie mit dem Leben davongekommen waren.

Andere empfanden Schmerz über die vollständige Niederlage des eigenen Vaterlandes.

Verbittert standen Deutsche vor zerrissenen Illusionen, dankbar andere Deutsche für den geschenkten Neuanfang.“

(aus der Ansprache des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker in der Gedenkstunde des Bundestages am 8. Mai 1985)

Glückliches Kriegsende in Altdorf

Wir waren zwar über das Kriegsende dankbar, doch es brauchte damals schon viel Kraft, um gegen die spürbare Hoffnungslosigkeit, gegen die Verzweiflung und gegen die große Angst vor der Zukunft anzukämpfen.

Hilfen gab es nicht, aber Hass und Vergeltung gegen Nazideutschland waren deutlich zu spüren. Ebenso der Hunger.

Der Kauf von Nahrungsmittel war weiterhin durch die Lebensmittelkarte geregelt.

Im Juni 1948 kam noch die Währungsreform dazu, die Reichsmark wurde durch die Deutsche Mark ersetzt.

Dies alles wurde zum Taktgeber unseres täglichen Lebens.

Unser Leben war damals eine tägliche Konfrontation mit der Realität.

Konrad Holz, Verfasser

Gedanken zum 40. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges

„Ein jeder von uns verbindet mit dem Kriegsende 1945 eigene Erinnerungen, Erfahrungen und Vorstellungen.

Für die Überlebenden in den Konzentrationslagern war es ein Tag der Befreiung und der Erlösung;

Für viele Soldaten der Beginn einer manchmal jahrelangen Gefangenschaft;

Für die Vertriebenen und Flüchtlinge bedeute es den Verlust der Heimat;

Für die vielen Invaliden des Krieges bedeutete es ein Neu-Beginnen-Müssen in Trümmern und Chaos;

Für die Kriegerwitwen war es die Sorge um das tägliche Brot für ihre Kinder;

Für die über 50 Staaten, mit denen sich Deutschland im Krieg befand, war es ein Tag des Aufatmens und der Freude;

Und für unsere junge Generation ist das Kriegsende ein Datum der Geschichte.“

(aus der Ansprache des Bundestagspräsidenten Dr. Philipp Jenninger in der Gedenkstunde des Bundestages am 8. Mai 1985)

Der Verteidigungszustand wird in Altdorf ausgerufen

Auch in Altdorf hatte der überwiegende Teil der Bevölkerung kein Verständnis mehr für die fanatischen Durchhalteparolen der NSDAP und auch nicht für die auf den Flugblättern angegebenen Verleumdungen und Verhaltensregeln.

Am 10. April 1945 wurden dann die ersten Maßnahmen zur Verteidigung unserer Heimatstadt Altdorf getroffen. Dafür suchte man weiterhin geeignete Standorte für den Aufbau der sogenannten Panzersperren aus. Dort sollten dann unüberwindbare Hindernisse aus Baumstämmen gegen die anfahrenden Panzer der Amerikaner aufgebaut werden und ihnen das Einfahren in die Stadt unmöglich machen.

Der Altdorfer Volkssturm bezieht seine Beobachtungsposten

Für die Verteidigung der Stadt soll dann der bereits zusammengestellte Volkssturm aus den hier noch wohnenden 16- bis 60-jährigen Männern sorgen. Auch das weckte Zweifel, denn wie sollen alte und schlecht ausgebildete Männer gegen eine bestens ausgerüstete amerikanische Armee erfolgreich sein?

Auf dem Turm der Laurentiuskirche wurde im sogenannten Turmstüberl noch ein Beobachtungsposten eingerichtet. Von dem aus sollte man den einrückenden Feind besser sehen und dann auch entsprechend militärisch agieren können.

Das Kriegsende kündigt sich in Altdorf an

Diese getroffenen Anordnungen versetzten uns und die gesamte Bevölkerung in Altdorf in große Aufregung. Die Angst vor dem, was wohl in den nächsten Tagen alles auf uns zukommen würde erfüllten immer mehr unser Handeln und Denken.

Wird Altdorf zusammengeschossen, oder kampflös übergeben werden?

Wir Kinder hatten ganz große Angst und auch das Verhalten der Erwachsenen belastete uns sehr, denn sie gaben uns durch ihr Verhalten keine Sicherheit mehr. Mama weinte wieder oft und mehrmals hörte ich ihren Seufzer: „Was wird wohl alles noch auf uns zukommen und werden wir das auch ohne Papa bewältigen?“

Dies alles trug auch dazu bei, dass wir uns in diesen Tagen kaum mehr zum Spielen mit den Freunden aus dem Haus trauten. Es strömten einfach so viele Eindrücke auf uns Kinder ein, die uns fremd waren und die wir einfach nicht einordnen konnten.

Wir hatten auch sehr große Angst, dass die immer wieder über die Stadt Altdorf, und damit auch über unsere beliebten Spielplätze, fliegenden Tiefflieger uns Schaden zufügen und beschießen können.

Wir alle hofften nur, dass dieser so schreckliche Krieg nun möglichst bald zu Ende sei und dass dann eine friedliche Zeit kommen möge, ohne die schrecklichen Fliegerangriffe, den täglichen Hunger, das sinnlose Sterben und die stets präsente Angst. Die Angst vor dem Kommenden bestimmte in diesen Tagen allerdings alles.

Das Grauen des Krieges wird immer wieder deutlich

Die Menschen, die den schrecklichen Zweiten Weltkrieg erlebt haben, denken heute sicher noch an viele weitere Vorfälle, Ereignisse, Geschichten und persönliche Erfahrungen zurück.

Die meisten von uns sehnten sich im April 1945 in Altdorf aber danach, dass diese von Angst, Entbehrungen und Kriegshandlungen geprägte Zeit nun möglichst bald vorüber sei. Keiner konnte damals aber ahnen, was an Schrecken, Verlust von lieben Menschen und Zerstörung von Hab und Gut dann noch auf uns zukommen würde.

Die Verantwortung für diese schreckliche Zeit hatten - nach unserer Meinung - die Männer der NSDAP und auch ihrer angegliederten Organisationen.

Die amerikanischen Truppen rücken immer näher auf Altdorf zu

Mitte April 1945 rückte die 7. US-Armee auf breiter Front weiter in das Nürnberger- und Altdorfer Umland ein. Schwache deutsche Truppen und einige versprengte SS-Einheiten leisteten dabei schwachen Widerstand gegen die ihnen in allen Bereichen überlegenen amerikanischen Einheiten.

Leben und Eigentum der Bevölkerung im Altdorfer Umland waren damals von zwei Seiten her gefährdet, einmal von den anrückenden Amerikanern und zum anderen auch von den so fanatischen SS-Einheiten.

Letztere drohten jede Kapitulation der Bevölkerung brutal zu bestrafen und sie taten das auch auf ihre menschenverachtende Art und Weise.

Der Verteidigungszustand wird in Altdorf ausgerufen

Am 10. April 1945, wurde in unserer Stadt Altdorf dann von den Verantwortlichen der sogenannte Verteidigungszustand angeordnet.

Dazu wurden Panzersperren aus Baumstämmen und starken Balken als Hindernisse für die amerikanischen Panzer und Fahrzeuge beim Oberen und Unteren Stadttor, bei der TV-Turnhalle und hinterm Wichernhaus aufgebaut.

Sicher auch noch an anderen Stellen in Altdorf.

Der auf dem Turm der Laurentiuskirche im dortigen Turmstübchen eingerichtete Beobachtungsposten wurde auch mit weiteren Männern besetzt.

Alle diese sichtbaren Maßnahmen versetzten die Bevölkerung in große Aufregung. Gedanken der Verzweiflung, der Angst vor dem, was wohl in den nächsten Tagen alles kommen werde, erfüllten immer mehr das Denken der Menschen in Altdorf.

Auch die Angriffe der Tiefflieger nahmen von Tag zu Tag wieder an Heftigkeit zu und ihr dauerndes Überfliegen verbreitete auch eine sehr bedrohliche Stimmung.

Die Kampfhandlungen nehmen immer mehr zu

Am 14. April 1945 hörten wir bereits in der Ferne die ersten Kampfgeräusche.

Deutsche Militäreinheiten fuhren noch hektisch und mit großer Geschwindigkeit durch Altdorf und weiter in Richtung Neumarkt/Oberpfalz.

Im Dreieck Burgthann-Ochenbruck-Oberferrieden kam es dann zu schweren Kämpfen zwischen den Amerikanern und den dort festgesetzten SS-Truppen.

Oberferrieden wurde von der amerikanischen Artillerie zusammengeschossen, Ochenbruck und Burgthann waren ebenfalls hart umkämpft.

Wir warten alle auf das Kriegsende in Altdorf

Am Abend des 16. April 1945 standen dann schon einige amerikanische Panzer in der Nähe unserer Stadt und vermehrt auch im Schwarzachtal bei Pattenhofen.

Die Männer des Volkssturms besetzten daraufhin ihre Posten in den vorher ausgegrabenen Schützenlöchern und an den aufgebauten Panzersperren beim Oberen und Unteren Stadttor, bei der TV-Turnhalle, an der Bahnhofsstraße und in der Oberen Wehd.

Große Angst machte sich in der Altdorfer Bevölkerung breit:

Wird unsere Stadt nun zusammengeschossen, kampfflos übergeben, oder verteidigt wie schon so viele andere in Mittelfranken?

Viele Altdorfer Frauen flüchteten am Abend noch mit ihren Kindern aus ihren Häusern und suchten Zuflucht in der Löwengrube sowie in anderen Höhlen im Pfaffental und Schwarzachtal und auch bei Verwandten in den umliegenden Dörfern.

Die amerikanischen Panzer stehen vor Altdorf

Die meisten Menschen in Altdorf hatten weiterhin nur ein Gesprächsthema: „Was wird in den nächsten Tagen wohl alles passieren? Wird unsere Stadt kampfflos übergeben, oder zusammengeschossen wie schon so viele andere?“

Wir haben in dieser Nacht wenig geschlafen und hofften, dass der folgende Tag friedlich und gut verlaufen würde. Große Angst war überall spürbar.

Am Morgen des 17. April 1945 kamen dann auf der Hersbrucker Straße immer mehr amerikanische Panzer angefahren, die dann im Bereich des Gasthofs Zum Hirschen in der Nürnberger Straße parkten. Gegen 10 Uhr gaben die Sirenen in unserer Stadt laut Alarm. Dieser Alarm bedeutete sich in Sicherheit zu bringen.

Mit meiner Mutter und Schwester ging ich, wie für diesen Fall angeordnet, in unseren nahen Luftschutzbunker. Dort saßen wir und warteten was kommen würde.

Wir waren allein, denn unsere Nachbarn waren lieber im Haus geblieben.

Ich sehe erstmals einen dunkelhäutigen Soldaten

Neger war damals für uns eine ganz normale und wertfreie Bezeichnung für einen dunkelhäutigen Soldaten, nur die Nazis hatten sie in ihrer Propaganda als gewalttätige Monster, und Vergewaltiger bezeichnet. „Nigger“ war dagegen abwertend gemeint. Daher hatten wir große Angst vor diesen Menschen.

Meine erste Begegnung mit ihnen war am 17. April 1945, dem Tag des Kriegsendes in Altdorf. Wir saßen in unserem Bunker an der Hagenhausener Straße, als die Motorengeräusche eines vorbeifahrenden Panzers zu hören waren.

Ich wagte mich an den Eingang und sah hinaus. "Um Gottes Willen, ein Neger, der bringt uns um!" entfuhr es mir beim Anblick des nur wenige Meter vor mir stehenden dunkelhäutigen amerikanischen Soldaten. Hatte man uns doch durch die Propaganda der NSDAP vermittelt, dass sie die Schlimmsten seien. Sie würden mit Messern den Kindern die Bäuche aufschlitzen und die Erwachsenen erschießen.

Der vor mir stehende Soldat hatte sein Gewehr im Anschlag in Richtung der hinter unserer Zypressenhecke vom Volkssturm ausgehobenen „Schützenlöcher“. Die waren aber nicht vom Volkssturm besetzt und so fuhr der Panzer langsam bis zur Einmündung der Schießhausstraße weiter. Dort parkte er und richtete sein langes Geschützrohr über den Friedhof in Richtung Stadtmitte.

Voller Angst und Schrecken ging ich in den Bunker zurück und bat meine Mutter eindringlich, doch möglichst schnell in unser Haus zurückzugehen. Dort wären wir doch sicherer als hier in diesem Erdloch.

Wir taten das dann auch und liefen durch unseren Garten schnell zurück ins Haus, sperrten uns ein und hatten Angst vor dem, was wohl nun kommen würde.

Wir ziehen für ein paar Stunden zum Marktplatz um

Bald darauf läutete es und meine am Marktplatz, Unterer Markt 3, wohnenden Tanten Anni und Gretl Holz standen vor der Tür und holten uns zu sich in ihre Wohnung am Oberen Marktplatz. Bei ihnen wären wir doch sicherer. Da das Untere Stadttor noch mit einer Panzersperre verbarriadiert war gingen wir über den Friedhof und durch das Wichernhaus zum Wohnhaus meiner Tanten am Marktplatz.

Ihr Vater, mein Onkel Stefan (Holz), war trotz seines Alters und einer leichten Behinderung bereits auf dem Marktplatz und am Oberen Tor aktiv, um mit vielen anderen Menschen zu versuchen Schlimmeres zu verhüten, eventuell die Barrikaden zu beseitigen und somit die Stadt kampfflos zu übergeben.

Dort im Haus am Marktplatz fühlten wir uns dann sicher und geborgen.

Die Amerikaner verhandeln mit dem Bürgermeister

Im oberen Stadtteil waren am Vormittag dann weitere amerikanische Panzer, von Hersbruck kommend, beim Gasthof Zum Hirschen angefahren.

Bürgermeister Georg Pickel wurde durch einen Boten vom Kommandanten der 7. US-Armee aufgefordert sofort zu ihm zu Verhandlungen in die Nürnberger Straße zu kommen. Begleitet wurde er dorthin, so hat man erzählt, von einem Altdorfer Bürger namens Felden, der englisch konnte und übersetzen sollte.

Auf dem Weg dorthin trafen beide den Altdorfer NSDAP-Ortsgruppenleiter Robert Bergmann, der sich aber weigerte - getreu dem Befehl des Führers - die Stadt Altdorf kampflos zu übergeben. Im Gespräch vor dem Gasthof Zum Hirschen forderte der amerikanische Kommandant dann aber vom Bürgermeister alle vorhandenen Waffen abzuliefern, die Panzersperren und Barrikaden sofort zu beseitigen damit seine Fahrzeuge ungehindert in die Stadt einfahren können.

Bei Nichtbefolgung werde er die Stadt sofort beschießen lassen.

Die Panzersperren und Barrikaden werden beseitigt

Bürgermeister Pickel teilte diese Forderungen Ortsgruppenleiter Robert Bergmann und dem Leiter des Altdorfer Volkssturms mit. Alle weigerten sich aber die Stadt Altdorf kampflos zu übergeben.

Der amerikanische Kommandant erhielt vom Bürgermeister daraufhin keine Antwort. Mehrere in der Nähe herumstehende Altdorfer - darunter viele mutige Frauen - erlebten diese Diskussion mit und baten den Bürgermeister eindringlich, die Stadt doch nicht zu verteidigen, sondern kampflos zu übergeben. Als sie aber merkten, dass er und die Verantwortlichen zögerten, griffen sie selbst beherzt zu und räumten - auch unter Mithilfe der noch in der Stadt lebenden russischen und polnischen Kriegsgefangenen - die Panzersperre am Oberen Tor beiseite.

Weitere Sperren befanden sich noch an der Lederersmühle, an der Bahnhofsstraße, in der Oberen Wehd und am Unteren Tor.

Kontrollgang und Einnahme der Stadt Altdorf

Nach der Beseitigung der Panzersperre am Oberen Tor marschierten dann zwei amerikanische Soldaten durchs Stadttor über den Marktplatz zum Unteren Stadttor und wieder zurück. Zum Glück fiel bei diesem Kontrollgang kein Schuss.

Das Obere Tor war übrigens vorher schon von einer Panzergranate getroffen und am Mauerwerk leicht beschädigt worden.

Eine Viertelstunde nach diesem Kontrollgang rollten dann amerikanischen Panzer und Jeeps nach und nach zum Altdorfer Marktplatz. Dann fuhren noch weitere Militärfahrzeuge langsam in die Stadt ein.

Einige amerikanische Soldaten besetzten sofort das Rathaus.

Ein sogenannter "Commander/Kommandant" bezog neben dem Gasthof Himmelsleiter Quartier. Auf dem Marktplatz standen dann eine Stunde später viele Jeeps, Lastwägen und Panzer. Alles wirkte irgendwie fremd und bedrohlich.

Vom Altdorfer Volkssturm war bei dieser Aktion nichts mehr zu sehen. Die meisten Männer waren beim Einmarsch der Amerikaner geflüchtet, oder sie wurden von den Amerikanern entwaffnet und einige von ihnen auch in ein Lager abtransportiert.

Für eine kurze Aufregung sorgten dann noch einige SS-Soldaten, die sich in Altdorf versteckt hatten, und die durch das Ranningergäßchen zum Marktplatz wollten. Einige von ihnen wurden von den Amerikanern gefangen genommen, die anderen konnten flüchten.

Mithilfe bei der Beseitigung weiterer Panzersperren

Mit meinem Onkel Stefan ging ich dann noch zur aufgebauten Panzersperre im Bereich der TV-Turnhalle (Türkeistraße/Lederersmühle), um bei deren Beseitigung auch aktiv mitzuhelfen. Mit noch einigen Jugendlichen mussten wir uns aber an die Einmündung der Türkei- in die Riedener Straße stellen und wir sollten von dort winken oder rufen, wenn ein amerikanisches Fahrzeug heranfährt.

Das war eine wichtige Maßnahme, da die Barrikaden noch nicht vollständig beseitigt waren und evtl. anführende Militärfahrzeuge dadurch bei der Weiterfahrt in die Stadt stoppen mussten. Wir fühlten uns dabei als kleine Kriegshelden.

Der Krieg ist in Altdorf endlich zu Ende

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dann im Laufe des Tages unter der Altdorfer Bevölkerung die Nachricht, dass die Stadt von den amerikanischen Soldaten kampflos eingenommen wurde. Wie ein Hohn leuchteten dazu noch von einigen Hauswänden die Naziparolen: „Den Krieg gewinnen wir und sonst keiner“.

So wurde unsere Stadt am 17. April 1945 dank einiger mutiger Frauen, Männer, Kriegsgefangenen und auch Kinder gerettet.

Damit war bei uns in Altdorf der Zweite Weltkrieg nun offiziell zu Ende.

In Deutschland allerdings erst am 8. Mai 1945.

Angst war in der Stadt nun überall zu spüren

Am Spätnachmittag gingen wir, begleitet von unserem Onkel, wieder in unser Haus zurück, sperrten alles ab, schlossen die Fensterläden und hofften, dass es in der Nacht zu keinen Übergriffen durch die amerikanischen Soldaten kommen würde.

Die SS plant einen Angriff auf Altdorf

Kaum hatten wir die Einnahme Altdorfs durch die Amerikaner realisiert, da machte am anderen Tag (18. April 1945) das Gerücht die Runde, dass eine Einheit der SS, die in Ochenbruck Angst und Schrecken verbreitete, in der folgenden Nacht (18. auf den 19. April 1945) einen Angriff zur Befreiung Altdorfs plane.

Gott sei Dank, kam es aber nicht mehr dazu, so wie in Burgthann, Oberferrieden, Schwarzenbruck und Neumarkt. Dort beschossen die Amerikaner mit schweren Geschützen noch einige Schlupfwinkel der SS-Soldaten.

Der Altdorfer Bürgermeister Pickel wird abgesetzt

Am 19. April 1945, zwei Tage nach dem Kriegsende, wurde unser 1. Bürgermeister Georg Pickel (er war seit 1933 im Amt), der die Stadt Altdorf vor der Zerstörung gerettet hatte, durch den amerikanischen Stadtkommandanten seines Postens als Bürgermeister enthoben. Als sein Nachfolger wurden die beiden Altdorfer Bürger Hans Dötsch und Fritz Krehn als 1. und 2. Bürgermeister eingesetzt.

Kriegsende auch in der Nachbarstadt Neumarkt

Rund um Altdorf wurde noch heftig weiter gekämpft. So wurde unsere Nachbarstadt Neumarkt in der Oberpfalz in den letzten Wochen des Krieges noch besonders hart getroffen. Am 23. Februar und 11. April 1945 legten amerikanische Bombenverbände einen Teil der Stadt in Schutt und Asche.

Deutsche SS-Panzergranadiere, unterstützt von ungarischen Soldaten, verteidigten dann im April 1945 die Stadt Neumarkt gegen die anrückenden US-Truppen.

Erst als die US-Armee drohte, den kämpfenden deutschen Soldaten auch den Fluchtweg nach Süden abzuschneiden, gaben sie auf und flüchteten in Richtung Berching. Am 22. April 1945 eroberte die US-Armee dann die Stadt Neumarkt.

Die Amerikaner haben Altdorf eingenommen



Nach der kampflosen Übergabe der Stadt Altdorf an die Amerikaner, gingen zwei amerikanische Soldaten über den Marktplatz zum Unteren Stadttor und wieder zurück. Es fiel kein Schuß, Altdorf war erobert und der Zweite Weltkrieg war nun bei uns zu Ende. Foto: Stadtarchiv Altdorf

Schwere Kämpfe und Zerstörungen in Oberferrieden

Auch im nahen Oberferrieden gab es verlustreiche Kampfhandlungen. Mehrere US-Panzer bezogen am 18. April 1945 am Gruber Berg Stellung und beschossen von da aus das etwa drei Kilometer entfernte Dorf Oberferrieden, in dem sich einige SS-Soldaten aufhielten.

Am folgenden Tag, es war der 19. April 1945, erreichte der Beschuss mit dem Einsatz von Phosphorgranaten seinen Höhepunkt:

Oberferrieden brannte an vielen Stellen. Insgesamt wurden 38 Wohnhäuser und 40 Scheunen sowie viele Stallungen und Nebengebäude zerstört. Auf dem Kirchturm hatte die SS einen Beobachterposten eingerichtet. Deswegen bekam auch die Kirche einige schwere Treffer ab.

Nach erbitterten Kämpfen mit der SS drangen die Amerikaner dann am 20. April 1945 im Dorf ein. Die weiteren Kämpfe verlagerten sich danach in die Oberpfalz.

Auch schwere Kämpfe um Burgthann

Am späten Nachmittag des 16. April 1945 waren amerikanische Panzer von Altenthann in Richtung Burgthann herangefahren.

Als sie an der massiven Panzersperre bei der Schwarzachbrücke ankamen, ließen sie Bürgermeister Andreas Fischer rufen. Weiße Fahnen sollten im Ort gehißt werden, sonst würden sie Burgthann beschießen. Er ließ daraufhin weiße Fahnen aufhängen, als Zeichen, dass der Ort kampflös an die Amerikaner übergeben werde. Bevor der Ort von ihnen jedoch eingenommen wurde, gab es in Burgthann leider noch heftige Kämpfe der SS mit Beschädigungen an einigen Häusern. Dann erst zogen sich die SS-Soldaten in Richtung Neumarkt zurück.

Burgthanns Bürgermeister Fischer wird standrechtlich erschossen

Am nächsten Tag (17. April 1945) entdeckten jedoch zwei SS-Offiziere und ein Oberscharführer der Division "Götz von Berlichingen", diese lag beim Dorf Pfeifferhütte, die weißen Fahnen an den Häusern. Daraufhin erschossen sie am 17. April 1945 Burgthanns Bürgermeister Andreas Fischer standrechtlich. Auch die Häuser in Burgthann, an denen weiße Betttücher als Zeichen der kampflösen Übergabe hingen, bekamen einige Salven aus ihren Gewehren ab. (siehe Seite 106)

Die kämpfende SS zieht sich nach Neumarkt zurück

Am 18. und 19. April 1945 entwickelten sich dann in Burgthann weitere heftige Kämpfe zwischen den Amerikanern und den SS-Soldaten. Bald brannte das untere Dorf lichterloh, 22 Häuser und ein Teil der Burganlage wurden zerstört.

Am 21. April rückten die SS dann in Richtung Neumarkt ab und die Amerikaner besetzten Burgthann. Sechs Tote und zwei Schwerverletzte galt es zu beklagen.

Das glückliche Kriegsende in der Nachbargemeinde Feucht

Am 17. April 1945 war auch in Feucht der Krieg zu Ende.

Die Amerikaner nahmen Feucht ohne große Widerstände ein. Die Menschen sehnten sich nach Frieden, nach dem Ende des Nationalsozialismus und seine menschenverachtende Politik. Die furchtbaren Fliegeralarm und die schrecklichen Bombenangriffe seit dem Frühjahr 1945 hatten seit Monaten zum Alltag der Menschen in Feucht gehört. Mehrmals mussten sie diese Zeit in den dortigen Luftschutzbunkern im Keller oder in Räumen in der Nähe verbringen.

Alle waren nach der Einnahme froh, dass Feucht friedlich eingenommen wurde und es zu keinen Kampfhandlungen zwischen den Amerikanern und den in der Gegend noch verbliebenen SS-Soldaten kam.

Großer Fanatismus in ganz Mittelfranken

In den letzten Tagen, Mitte April 1945, zeigte der Zweite Weltkrieg in Mittelfranken nochmals deutlich seine Schrecken und Brutalität.

Viele Städte und Dörfer wurden verteidigt und damit von den Amerikanern zusammengeschossen. Andere hatten das Glück, dass sie von ihren Bürgermeistern - gegen den ausdrücklichen Befehl Hitlers - kampflos übergeben wurden.

Als die 42. Infanteriedivision der US-Army am 16. April 1945 in Richtung Fürth weiter vorrückte da kamen sie auch nach Neuhof an der Zenn, wo fanatische Nazis die Verteidigung des Dorfes anordneten. Wenige Stunden später lag Neuhof in Trümmern. Durch das „Höllengefeuer“, wie die Bewohner dort sagten, wurden weite Teile ihres Ortes völlig zerstört und verbrannt.

Bei den dreitägigen Kämpfen um Merkendorf im Landkreis Ansbach, starben vom 18. bis 20. April 1945 96 Menschen.

In Ansbach ließ der dortige NS-Kommandant Ernst Meyer am 18. April 1945 den mutigen Studenten Robert Limpert hinrichten, weil er eine Telefonleitung gekappt hatte. Wenige Stunden nach seiner standrechtlichen Hinrichtung kapitulierte dann die Stadt Ansbach vor den Amerikanern.

In Erlangen rettete Oberstleutnant Werner Lorleberg die Stadt, in dem er sie am 16. April 1945 den amerikanischen Soldaten kampflos übergab. Er bezahlte sie aber mit seinem Leben.

In Forchheim hatte der Direktor des dortigen Amtsgerichts, Karl Poiger, den Wehrmachtsbefehl die Stadt bis zur letzten Patrone zu verteidigen, ignoriert und sie am 15. April 1945 kampflos an die Amerikaner übergeben.

Am 19. April 1945 kapitulierte Nürnbergs Nachbarstadt Fürth kampflos. Die 42. US-Panzerdivision konnte problemlos in die Stadt vordringen.

Am selben Tag entging auch die Stadt Schwabach durch die freiwillige Kapitulation der Zerstörung durch die am Stadtrand stehenden amerikanischen Soldaten.

Aus dem Testament von Adolf Hitler

„Von allen Deutschen, allen Nationalsozialisten, Männer und Frauen und allen Soldaten der Wehrmacht verlange ich, dass sie der neuen Regierung und ihren Präsidenten treu und gehorsam sein werden bis in den Tod.

Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassengesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum.“ (29. April 1945)

Die Räumung des Konzentrationslagers in Hersbruck

In unserer Nachbarstadt Hersbruck war erst im Frühsommer 1944 das zweitgrößte Außenlager des KZ Flossenbürg eingerichtet worden. (Siehe Seite 95)

Vor der heranrückenden Front der amerikanischen Armee, räumten dann die Nazis nach und nach die Konzentrationslager.

Ab dem 7. April 1945 auch das KZ Hersbruck. (siehe auch Seite 92)

Etwa 1.600 kranke und körperlich geschwächte Gefangene wurden in Güterwagen nach Dachau gebracht, fast 3.800 Männer mussten in fünf Marschkolonnen den beschwerlichen Weg zum dortigen KZ zu Fuß antreten. Diese sogenannten Todesmärsche unter der brutalen Bewachung der SS forderten zahlreiche Opfer. Etliche Häftlinge konnten fliehen, oder wurden unterwegs von amerikanischen Einheiten befreit. Dann war auch der Krieg in der Nachbarstadt Hersbruck zu Ende.

Die Einnahme Nürnbergs, die Stadt der Reichsparteitage

Am 11. April 1945 erfolgte der letzte Fliegerangriff auf die Stadt der Reichsparteitage und der im September 1935 erlassenen Rassengesetze.

Nach diesen Angriffen waren in der Nürnberger Altstadt 90 Prozent aller Gebäude zerstört oder unbewohnbar. Es gab keinen Strom, kein Gas, und fast kein Wasser und auch für die Toten keine Säрге und Leichenwagen.

1939 lebten in Nürnberg 420.349 Menschen, 1945 nur noch 196.270. Nürnberg war eine zerstörte Stadt, eine Stadt in Trümmern geworden.

Am 16. April 1945 wurde Nürnberg dann von der 7. Amerikanischen Armee besetzt. Von Altdorf aus waren am 17. April 1945 der Geschützdonner und die lauten Explosionen auf unsere Nachbarstadt Nürnberg gut zu hören.

Dadurch wurde auch bei uns in Altdorf große Angst und Schrecken vor dem Kommenden spürbar. Im Radio wurde die Bevölkerung noch mehrmals zum Kämpfen und Durchhalten aufgerufen und nochmals darauf hingewiesen, keine weißen Fahnen als Zeichen der kampflösen Übergabe zu hissen.

Am 16. April 1945 erreichten die Panzer der 7. US-Armee bei Erlenstegen die Stadtgrenze. Oberbürgermeister Liebel, Gauleiter Karl Holz und der Befehlshaber Richard Wolf zogen sich in den Palmenhofbunker unter dem Polizeipräsidium am Nürnberger Jakobsplatz zurück. Es kam zu heftigen Kämpfen.

In den folgenden Tag begann dann mit einem gewaltigen Artilleriefeuer aus dem Norden, Osten und Süden auf Nürnberg eine militärisch sinnlose Schlacht, die noch viele Opfer auf beiden Seiten forderte. Bald war der Altstadttring durchbrochen, die Amerikaner standen am Nürnberger Hauptbahnhof und am Verkehrsknotenpunkt Plärrer (Fürth hatte bereits kapituliert) und eroberten nach und nach die Stadt.

Am frühen Abend des 20. April 1945, es war Hitlers Geburtstag, war der Krieg in Nürnberg dann endgültig beendet. Die US-Truppen feierten ihren Sieg mit einer großen Siegesparade auf dem Hauptmarkt.

Zwei Tage später, am 22. April 1945, wiederholten sie ihre Siegesfeier vor der Zeppelintribüne auf dem Reichsparteitagsgelände und sprengten das vergoldete Hakenkreuz auf dem Mittelbau in die Luft.

Zum Nürnberger Kriegsende gab es eine schaurige Bilanz: 6.000 Menschen in der Stadt mussten dabei sterben, Zehntausende waren obdachlos geworden, zehn Millionen Kubikmeter Trümmerschutt blieben zurück.

Nürnberg war zu einer gigantischen Schutthalde geworden!

Viele Menschen kehren wieder nach Altdorf zurück

Nach dem friedlichen Einmarsch der amerikanischen Soldaten in Altdorf, kehrten auch viele geflüchtete Altdorfer Familien wieder in ihre Wohnungen in Altdorf zurück. Sie hatten Angst vor einem evtl. Beschuss der Stadt und vor den Greueln der Soldaten gehabt und waren deshalb zu Verwandten in die umliegenden Dörfer geflüchtet sowie in die Höhlen im Schwarzachtal, in die Teufelhöhle im Pfaffental, in die Löwengrube und zu verschiedenen Bierkellern in der Umgebung.

Durch Mundpropaganda erfuhren sie aber bald, dass sie in unserer Heimatstadt sicher seien und kehrten wieder in ihre Häuser zurück. Dort schlossen sie die Fensterläden und sperrten alle Türen ab, denn Angst war bei den Menschen immer noch überall in der Stadt zu spüren.

Auch bei den Haustieren, den Hunden und Katzen. Die verkrochen sich beim lauten Heulton der Sirene, oder beim Knall der Explosionen im Zimmer schnell unter dem Sofa, oder sie suchten zitternd die körperliche Nähe von Menschen.

Der schreckliche und verlustreiche Fliegerangriff auf Dresden

Es ist heute am 13. Februar 1945 um 22.09 Uhr der 173. Fliegeralarm im Zweiten Weltkrieg auf Dresden. Keiner konnte in diesem Moment ahnen, dass es diesmal der Schlimmste, Hiroshima eingeschlossen, werden sollte.

Die Stadt ist auch ohne Verteidigung, da alle Soldaten der gesamten Dresdner Flak an die Ostfront abgezogen wurden. Es war dem Feind auch bekannt, dass sich zu diesem Zeitpunkt über eine halbe Million Flüchtlinge befand. Sie mussten sich im Freien aufhalten, da alle Luftschutzbunker in Dresden sie nicht aufnehmen konnten.

Nach dem Abwerfen zahlreicher „Weihnachtsbäume“ - das sind Leuchtraketen zur Markierung der Bombenziele - setzten um 22.15 und 1.30 Uhr die erste und zweite starke Angriffswelle ein.

Am folgenden Mittag (14. Februar 1945) befanden sich noch Zehntausende von Menschen auf den Ausfallstraßen rund um die brennende Stadt Dresden.

Da donnerten nochmals 400 Flugzeuge der US-Streitkräfte über Dresden und warfen auf das Stadtgebiet 650.000 Brandbomben ab.

Vier Tage lang brannte und glühte die Stadt. Die Zahl der Leichen, man schätzt sie auf rund 135.000, war so groß, dass fünf Scheiterhaufen errichtet werden mussten, um sie zu verbrennen. Danach begrub man die zwei Meter dicke Ascheschicht.

Die Barockstadt Dresden war danach vernichtet, Frauenkirche und Zwinger sind nach dem schlimmsten Bombenangriff auf Deutschland ausgebrannt.

Die Lage in Deutschland wird immer hoffnungsloser

Anfang 1945 standen russische Truppen (die Rote Armee) bereits 60 Kilometer vor Berlin. Im März 1945 überquerten die Amerikaner den Rhein bei Remagen.

Die Lage den Zweiten Weltkrieg noch zu gewinnen wurde für die deutschen Truppen immer aussichtsloser.

Reichskanzler Hitler begeht Selbstmord

Am 30. April 1945 beging dann Hitler in einem der vielen Betonbunker in der Berliner Reichskanzlei Selbstmord. Er schoss sich mit einer Pistole in den Mund.

Seine Lebensgefährtin Eva Braun, die er zuvor noch geheiratet hatte, nahm Gift.

Großadmiral Karl Dönitz (1891 - 1980) wurde sein Nachfolger.

Die beiden Unterzeichnungen zur Kapitulation

Am 7. Mai 1945 unterzeichneten dann General Alfred Jodl (1890 - 1946) und der amerikanische General Dwight David Eisenhower (1890 -1969) im Hauptquartier der Amerikaner in Reims (Frankreich) die bedingungslose Kapitulation Deutschland und aller seiner Armeen. General Alfred Jodl wurde dann 1946 beim Prozess der Kriegsverbrecher in Nürnberg zum Tode verurteilt und gehängt.

Eisenhower wurde 1956 amerikanischer Präsident.

Am 8. Mai 1945 wurde dann die Zeremonie der Kapitulation von Reims nochmals im Hauptquartier der Roten Armee in Berlin wiederholt. Damit war der Zweite Weltkrieg in Deutschland und Europa am 8. Mai 1945 offiziell zu Ende.

Am 9. Mai 1945, um 0 Uhr, schwiegen dann an allen Fronten Europas die Waffen.

Die Kampfhandlungen waren zu Ende, es war nun endlich Frieden.

Das Dritte Reich hatte aufgehört zu existieren.

Zurück blieb ein zerstörtes Deutschland mit Millionen hungernder und leidender Menschen, viele von Bomben völlig zerstörte Städte in Europa sowie sechs Millionen gefallene Soldaten. Eine furchtbare Bilanz!

Mama erleidet wieder einen Nervenzusammenbruch

Einige Tage nach dem Kriegsende war meine Mutter mit den Nerven völlig am Ende. Die Aufregungen der letzten Tage hatten an ihren Nerven und Gesundheit gezehrt. „Ich kann nicht mehr. Nun ist der Krieg endlich zu Ende, aber unser Papa ist in Russland verschollen. Wie wird es ihm wohl gehen. Wie soll unser Leben in Altdorf ohne ihn denn nur weitergehen?“

Sie weinte und weinte, meine Schwester und ich saßen neben ihr und weinten mit. Plötzlich zog wieder eine große Traurigkeit in mein Kinderherz ein und verdunkelte dadurch auch die große Freude über das glückliche Kriegsende.

Ich ging am späten Nachmittag in die Praxis von Dr. Müller in der Hersbrucker Straße und schilderte ihm die Situation meiner weinenden Mutter.

Er ging mit mir in seine Garage und wir fuhren in seinem Auto zusammen zu unserem Haus. Mama bekam eine Spritze von ihm und für die kommenden Wochen spezielle Tabletten und Ruhe verordnet.

Meine Schwester und ich versuchten so gut es ging über die Runden zu kommen.

Es war nicht leicht, denn wir waren beide ja erst zehn, bzw. acht Jahre.

Auch das Spielen mit meinen Freunden musste zurückstehen und ich hätte ihre Gemeinschaft doch so dringend gebraucht.

Mama erholte sich langsam und kam einige Tage später wieder zur Ruhe, nur die Sehnsucht nach unserem in Russland vermissten Papa blieb weiterhin.

„Aber vielleicht kommt er ja bald zu uns zurück und wir sind wieder eine glückliche Familie. Ich wünschte es mir doch so sehr!“, hörte ich sie immer wieder sagen.

Zusammen hofften wir dann nach ihrer Gesundung auf eine gute Bewältigung der kommenden Tage und Monate.

Gedanken zum Kriegsende

Das so lange herbeigesehnte Kriegsende war nun 1945 für uns alle Realität geworden. Auch die Hoffnung auf ein friedliches Ende in Altdorf hatte sich erfüllt.

Ich war noch ein Kind mit zehn Jahren und konnte damals nicht so recht einschätzen, was das Kriegsende für uns bedeutet.

Sicher, es wird nun keinen Fliegeralarm mehr geben, kein lautes Sirenengeheul und keine Überraschungsangriffe durch die Tiefflieger.

In Erinnerung sind mir bis heute allerdings schon die zurückliegenden, aufregenden Tage von damals geblieben und auch die große Angst vor dem, was nun wohl alles auf uns zukommen würde. Werden wir es schaffen ohne unseren Papa?

Mit Hilfe unserer hilfsbereiten Nachbarn und anderer lieber Menschen hofften wir die Zukunft gut zu bewältigen. Nicht nur seelisch, sondern auch finanziell.

Wie wird es mit uns Kindern weitergehen, problemlos oder problembehaftet?

Statt Freude, große Angst vor der Zukunft

Damit war der Zweite Weltkrieg in Altdorf offiziell zu Ende und auch eines der schlimmsten Kapitel in der deutschen Geschichte.

Das so lange herbeigesehnte Kriegsende war nun am 17. April 1945 für uns alle in Altdorf Realität geworden. Die Hoffnung auf Frieden hatte sich erfüllt.

Die kurze Phase der Freude darüber wurde aber gleich wieder abgelöst durch die große Angst vor dem nun Kommenden. Angst vor den fremden, amerikanischen Soldaten und ihren Greueltaten sowie vor der neuen und unbekanntem Zeit, die nun kommen würde. Werden wir das alles gut bewältigen?

Abwurf der ersten Atombombe auf Hiroshima (Japan)

In Deutschland und Europa war der Krieg zu Ende, in Japan wurde weiter gekämpft. Am 16. Juli 1945 zündeten die Amerikaner in der Wüste von New Mexiko die erste Atombombe. Drei Wochen später kam sie zum Einsatz.

Wir standen im August 1945 wieder einmal bei der Bäckerei Hassfurther in der Brauhausstraße nach Brot an, als wir von einigen Erwachsenen hörten, dass auf eine Stadt in Japan erstmals eine Atombombe abgeworfen wurde, mit unvorstellbar schrecklichen Folgen für die Menschen dort.

Es war genau am 6. August 1945 um 8.15 Uhr als die durch die Amerikaner auf die japanische Großstadt Hiroshima abgeworfene erste Atombombe (Name: Little Boy/Kleiner Junge) explodierte. Rund 70.000 Menschen waren durch eine unvorstellbare Explosion getötet worden, 10.000 schwer und 30.000 leicht verletzt. Feuer und Druck hatten auf einer Fläche von 13 Quadratkilometern alles zerstört. Hiroshima war nur noch Schutt und Asche.

Zweiter Atombombenabwurf auf Nagasaki (Japan)

Drei Tage später am 9. August 1945 um 11.02 Uhr erfolgte ein zweiter Abwurf, diesmal auf die Stadt Nagasaki. Hier waren innerhalb von wenigen Sekunden 40.000 Menschen tot. Eigentlich wollten die Amerikaner die Rüstungsstadt Kokura angreifen, doch wegen schlechter Sicht wurde das Ausweichziel Nagasaki angefliegen.

Beide Städte waren innerhalb von vier Sekunden fast völlig ausgelöscht. Menschen verdampften, bevor die Druckwelle sie erreichte.

Diese beiden Angriffe zwangen Japan dann am 10. August 1945 zur Kapitulation und beendeten auch dort den Zweiten Weltkrieg.

Danach hörten wir in Altdorf von manchen Erwachsenen: „Das war Hitlers Wunderwaffe. Wenn wir die gehabt hätten, dann gäbe es heute kein Stalingrad, Moskau, Paris und London mehr.“ Furchtbar diese menschenverachtende Aussage.

Parolen und Flugblätter sollen den Kriegsverlauf beeinflussen

Auch das soll erwähnt werden: Die Nazis hatten in den sechs Kriegsjahren versucht, durch eine ausgeklügelte Propaganda, das Kriegsgeschehen positiv zu beeinflussen.

So waren auf Plakaten, angebracht an vielen Altdorfer Hauswänden, mehrmals die dort angebrachten Parolen der Nazis zu lesen:

„Den Krieg gewinnen wir und kein anderer!“, „Der Wille des Führers ist uns Befehl!“ „Nichts für uns - alles für Deutschland“. Diese markigen Parolen sollten Mut machen und keine pessimistische Stimmung in der Bevölkerung aufkommen lassen.

Um auch die Kampfmoral der Bevölkerung hoch zu halten, wurden in Altdorf mehrmals auch bebilderte Flugblätter verteilt. Auf ihnen stand, dass alle Altdorfer Kinder und Frauen von den einmarschierenden Amerikanern, vor allem von den dunkelhäutigen Soldaten, sie wurden damals noch als Neger bezeichnet, umgebracht und die Frauen vergewaltigt werden würden. Deshalb müssen alle gegen diese feindlichen Barbaren und für den „Endsieg“ Deutschlands kämpfen.

Vor allem dürfen sie keine weißen Tücher als Zeichen der kampflosen Übergabe und Kapitulation an ihren Häusern aufhängen. Wer ein weißes Bettlaken, oder Tuch hisse, dem drohe durch die SS-Soldaten ohne Urteil die sofortige Todesstrafe. Häuser, an denen weiße Tücher hängen, werden sofort gesprengt und die Dörfer niedergebrannt. Ein jeder sollte und muss bis zum „Endsieg“ kämpfen! Um zu siegen, müsse auch die Stadt Altdorf unbedingt von ihren Männern und auch von ihren Frauen mit allen Mitteln verteidigt werden.

**Die schwierigen
Jahre von 1945
bis zur
Währungsreform
1948**

Angst vor den Soldaten

Es herrschte in der Stadt ein spürbares Klima der Angst, sowohl bei den vielen Erwachsenen, als auch bei uns Kindern.

Und oftmals hörten wir Kinder, wenn wir uns kurz aus dem Haus trauten, beim Vorbeigehen an einem Wohnhaus laute, verzweifelte Hilfeschreie. Da liefen wir alle dann ganz schnell nach Hause. (Seite 112)

Konrad Holz, Verfasser

Zerstöre nicht durch Rückwärtsschauen deinen Seelenfrieden.
Lebe in der Gegenwart und habe Freude an ihr.

Henry David Thoreau,
amerikanischer Schriftsteller, 1817 - 1862

Trost in dieser schweren Zeit

Wenn du in deinem Leben einmal nicht mehr weiterweißt, wenn du verzweifelt bist, wenn es in dir und um dich dunkel geworden ist, dann versuche dich an die vielen schönen Erlebnisse und Begebenheiten deines bisherigen Lebens zu erinnern!

Denke an das, was dir gelungen ist, was du erlebt hast und was dich froh gemacht hat. Lass' diese Erinnerungen immer wieder an dir vorüberziehen und sei dankbar für das Erlebte.

Du wirst sehen: in dir und um dich herum wird es wieder heller.

Albert Schweitzer,
evangelischer Theologe und Philosoph, 1875 - 1965

Angst, Angst, Angst um Mama

Aus dem Keller hörten wir dann minutenlang die verzweifelten, lauten Hilferufe und die angstvollen Schreie unserer Mama:

„Hilfe! Hilfe!“ „Helft mir doch!“ „Papa, hilf mir!“ „Lieber Gott, hilf mir doch!“ „Nein, Nein, Nein!“

Das laute Schreien unserer Mama wurde begleitet vom höhnischen Gelächter der Soldaten und ihren Anfeuerungen.

Ich spürte plötzlich große Angst, nicht um mich, sondern um meine um Hilfe schreiende Mama.

Helfen konnte ich ihr nicht, denn das Gewehr eines Soldaten war auch weiterhin auf mich und meine kleine Schwester gerichtet. (Seite 126)

Konrad Holz, Verfasser

Alles bricht in Deutschland zusammen

Das was von Deutschland übrig blieb, wurde von den Alliierten in drei Westzonen und in eine Ostzone aufgeteilt.

Eingeschlossen in das Kriegsende am 17. April 1945 in Altdorf war auch der völlige Zusammenbruch des gesamten wirtschaftlichen, sozialen und geselligen Lebens sowie unseres Schulbetriebs in unserer Stadt und natürlich auch im gesamten Deutschland. Leid und Unsicherheit in vielen Familien und die Angst vor der Zukunft prägten das Leben vieler Menschen auch weiterhin.

Ein Stadtkommandant wurde in Altdorf eingesetzt

Nach der Einnahme unserer Stadt hatte die amerikanische Militärregierung im Rathaus, im Schloss und im Haus des Klinikleiters des Altdorfer Wichernhauses, Professor Dr. Franz Becker, ihre Hauptquartiere eingerichtet.

Von dort aus bestimmte sie nun - zusammen mit ihrem Kommandanten Leonard May und seinen Soldaten - die Regeln für das weitere öffentliche Leben der Altdorfer Bevölkerung nach dem Kriegsende.

Der Stadtkommandant konnte aber auch nicht das manchmal sehr aggressive Verhalten seiner Soldaten und die damit verbundenen Übergriffe auf die Altdorfer Zivilbevölkerung verhindern. Wir brauchten damals viel Kraft, um gegen die Angst vor den Besatzern, den Hunger sowie gegen eine spürbare Aussichtslosigkeit anzukämpfen. Vor allem uns Kindern fehlte das tägliche Zusammensein in der Volksschule und danach das gemeinsame Spielen in unserer Freizeit.

Eine Ausgangssperre wird für die Bevölkerung angeordnet

Als erstes wurde von der amerikanischen Militärregierung am 18. April 1945 eine sogenannte "Ausgangssperre" angeordnet. Das bedeutete: Keiner der Altdorfer Bürgerinnen und Bürger durfte von 19 Uhr abends bis 6 Uhr früh sein Haus oder seine Wohnung verlassen.

Abzug der gefangenen Polen und Russen

Nach und nach hatte sich auch unser Röderschulhaus mit Gefangenen aus Polen und Russen gefüllt, die im Krieg im Altdorfer Umland gelebt hatten.

Nach etwa drei Wochen zogen sie endlich ab und die Bevölkerung atmete auf, denn auch sie raubten und plünderten in Altdorf und sorgten für große Unruhe.

Viele Altdorfer Frauen und Männer halfen dann bei der Säuberung des verwüsteten Schulhauses mit, entfernten das demolierte Mobiliar und reinigten das Umfeld.

Großer Vandalismus auch in der TV-Turnhalle

In der TV-Turnhalle - der späteren Stadthalle - hatte eine Nürnberger Firma sehr wertvolle Materialien eingelagert. Das Gebäude wurde von einigen Altdorfer Bürgern gewaltsam geöffnet und alles Eingelagerte gestohlen und abtransportiert.

Auch mir gelang es eine Rolle Eisendraht zu bekommen, die ich später gegen zwei Laib Brot eintauschen konnte.

Es gab Probleme mit der Sommerzeit

In allen vier Besatzungszonen herrschten damals auch verschiedene Uhrzeiten.

So verordneten die Amerikaner den Menschen in ihrer Zone, die Uhren um zwei Stunden vorzustellen. Im Juni 1945 einigten sich dann alle Besatzungsmächte auf eine einheitliche Mitteleuropäische Sommerzeit in Deutschland, so wie sie schon während des Krieges gegolten hatte.

Anarchistische Zustände im Nürnberger Tiergarten

Geradezu anarchistisch ging es im April und Mai 1945 - nach dem Kriegsende - im Nürnberger Tiergarten zu.

So hielten am 21. April 1945 ehemalige russische Arbeiter des Tiergartens mit noch anderen befreiten Kriegsgefangenen im Zoo ein wüstes Saufgelage ab. Dabei wurde einer im Streit erschossen, ein anderer starb an Alkoholvergiftung.

Einen Tag später fiel eine Bande von 40 Polen, Russen und Italienern in den Tiergarten ein und metzelten einige Tiere in den Freianlagen nieder.

Braunbären wurden mit einer Schlinge erdrosselt, Löwen das Rückgrat gebrochen und viele Huftiere, Kamele, Wasserbüffel, Antilopen mit einem Speer erstochen.

Von den im Nürnberger Tiergarten befindlichen 487 Tieren blieben nur noch 168 übrig; von den 11 beliebten Braunbären nur noch einer. Es war ein Morden ohnegleichen, für das es auch angesichts der damaligen großen Hungersnot keine Entschuldigung gibt.

Die Zoomitarbeiter konnten diese Übergriffe ebenso wenig verhindern, wie die kurzzeitig hier stationierten amerikanischen Einheiten. (Nürnberger Nachrichten)

Die Kirchenglocken im und nach dem Krieg

1939, kurz nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges befahl die NSDAP-Regierung den deutschen Kirchen „zur Sicherung der Metallreserve für eine Kriegsführung auf lange Sicht“, fast alle ihrer Glocken der deutschen Rüstungsindustrie zur Verfügung zu stellen. Sie sollten dann eingeschmolzen und möglichst schnell für Waffen und Munition verarbeitet werden.

So wurden Tausende von Glocken von deutschen Kirchtürmen heruntergeholt und auf Güterzügen und Schiffen zu den Hüttenwerken gebracht.

Die meisten von ihnen wurden im Freien auf dem riesigen Gelände des Hamburger Hafens gelagert und waren dort den feindlichen Luftangriffen schutzlos ausgeliefert.

Dieser Ort wurde von der Bevölkerung „Glockenfriedhof“ genannt.

Nach Kriegsende 1945 waren über 45.000 Kirchenglocken aus Deutschland und seinen Ostgebieten vernichtet.

Dazu kamen noch die 30.000 Glocken aus den besetzten Nachbarländern.



Der Hamburger Glockenfriedhof 1948

Ständiger Wechsel bei den Altdorfer Bürgermeistern

Großes Unverständnis gab es in der Bevölkerung auch über den ständigen Wechsel der Altdorfer Bürgermeister, angeordnet durch die Amerikaner.

Georg Pickel, Direktor der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbetriebe Altdorf, war von 1933 bis 1945 der 1. Bürgermeister Altdorfs. Er wurde vom amerikanischen Stadtkommandanten May wieder abgesetzt.

Durch sein damals am 19. April 1945 etwas zögerliches Verhalten hat er die Stadt Altdorf durch eine kampflose Übergabe an die einrückenden amerikanischen Truppen gerettet. Das hatten viele Altdorfer Bürger noch in Erinnerung.

Georg Pickel starb dann am 12. Januar 1947 im Alter von 62 Jahren im US-Internierungslager Hammelburg.

Die beiden Altdorfer Hans Dötsch und Fritz Krehn übernahmen dann als 1. und 2. Bürgermeister Pickels Amtsgeschäfte.

Sechs Wochen später mussten aber auch sie wegen ihrer Parteizugehörigkeit zur NSDAP ihr Bürgermeisteramt an Fritz Pranz und Hans Kurz abgeben.

Die Altdorfer Bevölkerung litt unter den Plünderungen und Überfällen

Hauptaufgabe der beiden neuen Bürgermeister Pranz und Kurz war es dann, die öffentliche Sicherheit zusammen mit der amerikanischen Besatzungsmacht wieder herzustellen. Unterstützt wurden sie dabei auch von einigen Altdorfer Männern, die im Zweiten Weltkrieg nicht Mitglied der NSDAP waren.

Polizei gab es in Altdorf keine mehr, die für Sicherheit der Bürger hätte sorgen können. Die Polizisten hatte man alle wegen ihrer Parteizugehörigkeit entlassen.

Und es gab einiges zu tun in unserer Stadt.

Das waren vor allem die vielen weiterhin stattfindenden Überfälle und Plünderungen zu verhindern, oder aufzuklären.

Die früheren russischen und polnischen Kriegsgefangenen in Altdorf - nicht die amerikanischen Soldaten - rächten sich nun an einigen Menschen der Altdorfer Bevölkerung für das während ihrer Zwangsarbeit erlittene Unrecht.

Sie raubten, plünderten und nahmen Rache und Vergeltung.

Dadurch gab es auch ein neues Problem, trotz der Lebensmittelkarte fehlten in den kommenden Wochen wichtige Lebensmittel in den Altdorfer Geschäften zur Versorgung der Bevölkerung.

Es herrschte in der Stadt auch ein spürbares Klima der Angst, sowohl bei den vielen Erwachsenen, als auch bei uns Kindern.

Und oftmals hörten wir Kinder, wenn wir uns kurz aus dem Haus trauten, beim Vorbeigehen an einem Wohnhaus in der Stadt laute, verzweifelte Hilfeschreie.

Da liefen wir alle dann ganz schnell wieder nach Hause.

Viele Wohnungen werden in Altdorf beschlagnahmt

Zwei Tage nach dem Kriegsende 1945 musste auf Anordnung der amerikanischen Militärbehörde sehr schnell der notwendige Wohnraum für die Unterbringung der in Altdorf stationierten amerikanischen Soldaten organisiert werden. Damit kamen wieder neue Probleme und vor allem große Not über die Altdorfer Bevölkerung.

Dafür wurden dann viele Häuser und Wohnungen, oftmals ganze Straßenzüge, für ihre Unterbringung geräumt. Dabei wurde von den amerikanischen Soldaten und ihren deutschen Helfern oftmals sehr rücksichtslos vorgegangen und gehandelt. Leider mussten wir Kinder das auch auf brutalste Art miterleben.

Die Schreckliche Bedrohung unserer Mama durch Soldaten

Auch wir waren von der Wohnraumsuche für die Amerikaner leider betroffen. Keiner konnte von uns damals ahnen, dass es dabei für uns zum schlimmsten Erlebnis des Zweiten Weltkriegs kommen sollte. Ein Vorfall, den ich bis heute noch nicht verarbeitet habe.

Zwei Tage nach dem Kriegsende (19. April 1945), standen früh vier amerikanische Soldaten an unserer Haustüre und gingen gleich in unsere Wohnung.

Dabei sahen sie an unserer Garderobe im Flur des Hauses die Dienstmütze meines in Friedenszeiten bei der Post beschäftigten Vaters hängen. An ihr war das deutsche Hoheitszeichen, ein Hakenkreuz, angebracht. In der Schublade darunter entdeckten sie außerdem noch einige Kleinkaliber-Patronen. Die Pistole dazu, gedacht zu unserer Verteidigung, hatten wir in unserem Nebengebäude vergraben.

Zwei Soldaten stießen daraufhin unsere Mama im Flur brutal an die Wand, bedrohten sie, mit ihren Gewehren und schrien dabei laut „Nazi, SS, Nazi, SS“ und zwangen sie mit vorgehaltener Waffe mit ihnen in unseren Keller zu gehen.

Meine kleine, achtjährige Schwester und ich standen hilflos im Hausflur, sie schrie laut weinend nach ihrer Mama und klammerte sich hilflos an mich.

Aus dem Keller hörten wir dann minutenlang die verzweifelten, lauten Hilferufe und die angstvollen Schreie unserer lieben Mama:

„Hilfe! Hilfe! - Helft mir doch! - Papa, hilf mir! - Lieber Gott, hilf mir! - Nein, Nein!“
Das laute Schreien unserer Mama wurde begleitet vom lauten, höhnischen Gelächter der Soldaten und ihren lauten Anfeuerungen.

Ich spürte plötzlich eine ganz große Angst, nicht um mich, sondern um meine so herzerreißend um Hilfe schreiende Mama.

Helfen konnte ich ihr nicht denn das Gewehr eines Soldaten war auch weiterhin auf mich und meine kleine Schwester gerichtet.

Dann war plötzlich Totenstille im Keller. Eine Stille die sich fast schmerzhaft anfühlte. Minuten später kam dann Mama mit zerrissener Kleidung, am ganzen Körper zitternd, kreidebleich und geschockt von dem hinter ihr liegenden Geschehen wieder zu uns in den Flur.

Was damals geschehen war, habe ich von ihr nie erfahren. Nur einmal den Satz gehört: „Es war furchtbar, es war einfach schrecklich!“

Bevor wir Kinder unsere Mama wieder in die Arme schließen konnten, schrie uns einer der Soldaten an und stieß uns in Richtung Haustüre. Ein Soldat sagte dann auf deutsch, dass wir unser Haus sofort verlassen müssen, es würde nun ihnen gehören.

Was wir tragen konnten, das durften wir dann beim Weggehen noch mitnehmen. Dabei sahen wir noch, wie die Soldaten unser Radio, einige Bücher und kleinere Möbelstücke vor das Haus warfen, Benzin darüber schütteten und alles mit lautem Gelächter anzündeten. Und immer wieder hörten wir ihre lauten Rufe "Nazi, SS!"
Wir sahen dann noch wie unsere wenigen „Luxusgüter“ vollständig verbrannten.

Dann standen wir Drei hilflos und verlassen auf der Straße.

In unsere Verzweiflung gingen wir dann weiter zum Haus meines Onkels Heinrich Müller in der Albert-Schweitzer-Straße. Er nahm uns auf und die überstandene Aufregung über das Geschehene wich dort langsam einem Gefühl der Sicherheit.

Meine geschockte Mama hat danach jedoch tagelang nichts mehr gesprochen, sie wirkte verstört, zerbrochen und gedemütigt. Ich nahm sie immer wieder in den Arm und spürte, dass sie das auch nicht tröstet. Auch ich hätte mit meinen 10 Jahren doch selbst Trost und Zuspruch gebraucht und meine kleine Schwester erst recht.

Erneuter Umzug in ein anderes Haus

Nach der Aufnahme im Haus meines Onkels, mussten wir dann einige Tage später in das Nachbarhaus der Familie Anton Brich in der Rascher Straße umziehen.

Dazu gibt es eine lustige Geschichte:

Vor dem Haus meines Onkels stand ein Panzer, der eine Straßenkreuzung absicherte. Die dazugehörigen amerikanischen Soldaten unterhielten sich in ihrer Sprache darüber, was in den nächsten Tagen von ihnen denn so geplant sei.

Sie konnten nicht wissen, dass mein in ihrer Nähe mehrmals herumstehender Onkel, ein kleiner, unscheinbarer Mann, die englische Sprache perfekt beherrschte und alles von ihnen Gesprochene verstand. Er hatte sich diese Kenntnisse bei seinem mehrjährigen Amerikaaufenthalt angeeignet. Und so erfuhr er von den Soldaten, dass sein Haus morgen geräumt werden sollte.

Nach dieser Nachricht schafften wir dann sofort und von den Soldaten unbemerkt, alles Notwendige ins Nachbarhaus der Familie Brich.

Als die Soldaten am anderen Tag die Räumung anordneten, da wunderten sie sich, dass wir nichts mitnahmen und dass im Haus nichts Essbares für sie zu finden war.

Kriminalkommissar Michael Geißler klärt einen Mord auf

Am 26. April 1945 - neun Tage nach dem Einmarsch der Amerikaner - war wieder große Aufregung in Altdorf: Ein amerikanischer Captain wurde in Oberwellitzleithen, hundert Meter neben einer Scheune, in seinem Jeep erschossen aufgefunden.

Bis zur Aufklärung hatten die Amerikaner unsere beiden Bürgermeister Hans Dötsch und Fritz Krehn in Haft genommen. Sie drohten auch mit schweren Maßnahmen gegen die Stadtbevölkerung, wenn dieses Verbrechen nicht umgehend aufgeklärt würde. Die Amerikaner vermuteten hinter diesem Mord einen Angriff aus dem Hinterhalt der versprengten SS-Soldaten im Altdorfer Umland.

Dem in Altdorf lebenden Kriminalkommissar Michael Geißler gelang es dann nach mehrtägigen Nachforschungen den Täter zu ermitteln. Es war ein flüchtender deutscher Kriegsgefangener, kein SS-Soldat wie vermutet, der entdeckt worden war und auf den Amerikaner geschossen hatte. Durch diese schnelle Aufklärung des Altdorfer Kriminalbeamten Michael Geißler blieb unsere Stadt vor den angekündigten Repressalien der Amerikaner verschont.

Michael Geißler, ein freundlicher und netter Mann, hatte uns Kindern oftmals von diesem für uns so spannenden und spektakulären Ereignis erzählt.

Er wurde dann auch in der Nachkriegszeit in Altdorf zu einem sehr beliebten Geschichtenerzähler, vor allem für die Kinder der Kindergärten und der Volksschule.

Auch wir freuten uns immer wieder, wenn er, „der Kriminaler“, uns irgend etwas Spannendes aus seinem Berufsleben erzählte. Michael Geißler war auch ein Mensch, der immer Zeit hatte, wenn man ihm begegnete.

Aus Dankbarkeit für die Aufklärung dieses Vorfalles 1945, ernannte ihn die Stadt Altdorf 1971 zum Ehrenbürger Altdorfs. Die Michael-Geißler-Straße in Altdorf erinnert heute noch an diesen mutigen Mann und an den Helden unserer Kindheit.

Hausdurchsuchungen nach Wertgegenständen

Ende April 1945 befahl der amerikanische Stadtkommandant durch eine weitere Anordnung, dass die Altdorfer Bevölkerung Wertgegenstände, wie Radios, Fotoapparate, Feldstecher und Taschenlampen an die Amerikaner abliefern müsse.

Taschenlampen waren aber wegen des häufigen Stromausfalles für die Menschen wichtig. Wer sich weigerte, dem wurde die Todesstrafe angedroht.

Eine brutale Aktion gegen einen Altdorfer Jugendlichen

Der mit mir befreundete Hans Egerer hat mir erzählt, dass er als Jugendlicher 1945 durch diese Abgabeanordnung der „Besatzer“ fast in Lebensgefahr geraten war.

Er sah am Unteren Torturm, wie amerikanische Soldaten mehrere von der Altdorfer Bevölkerung beschlagnahmte Taschenlampen und andere Gegenstände mutwillig zerstörten. Hans war darüber so wütend, dass er mit ihnen schimpfte und eine am Boden liegende intakte Taschenlampe aufhob und mit ihr davon laufen wollte.

Ein GI verhaftete den Vierzehnjährigen und führte ihn mit gezogener Pistole über den Marktplatz ins Rathaus. Dort wurde er lautstark verhört, mehrmals ins Gesicht geschlagen und auch gefragt, ob er bei der Waffen-SS sei. Dann eingesperrt.

Am Abend konnte ihn seine besorgte Mutter wieder in die Arme schließen.

Rückkehr in unser verwüstetes Wohnhaus

Am 2. Mai 1945, zwei Wochen nach der gewaltsamen Räumung und Vertreibung, aus unserem Haus, konnten wir wieder dorthin zurückkehren.

Die amerikanischen Soldaten hatten sich eine andere Bleibe gesucht.

Wir wurden nicht verständigt, das Haus stand von einem Tag auf den anderen leer.

Alle Zimmer befanden sich in einem katastrophalen Zustand. Fast alle Möbelstücke waren zerstört, Fensterscheiben und Türen eingeschlagen, alle Kleidungsstücke gestohlen, die Toilette zugenagelt und es stank im ganzen Haus bestialisch.

Meine Mutter bekam bei diesem Anblick einen Weinkrampf und brach im Flur ohnmächtig zusammen. Wie sollten wir dieses Chaos nur bewältigen?

Es hat danach dann viele Monate gedauert, bis wir die verwüsteten Räume, mit Hilfe unserer hilfsbereiten Nachbarn, die Familien Pühler, Reinhold und Räbel, wieder in einen bewohnbaren Zustand gebracht hatten.

Viele für uns zum Leben wichtige Gegenstände, wie Tisch und Stühle, Geschirr, Töpfe, die Zinkbadewanne, unsere Bücher sowie Spielzeug, Radio und vor allem Schuhe und wichtige Kleidungsstücke waren nicht mehr vorhanden.

Die kaputten Fensterscheiben im Haus wurden notdürftig mit Pappe ausgebessert.

Im Garten waren die Beete mit den bereits im Frühjahr erfolgten Anpflanzungen durch die Fahrspuren der Jeeps zerstört und an einigen Stellen waren auch große Mengen Müll abgeladen worden.

Bei den Renovierungsarbeiten im Haus merkten wir auch deutlich, wie sehr uns doch unser in Russland vermisster Vater fehlte. Dazu kam noch, dass es in den Geschäften fast kein Material für die notwendige Reparaturen zu kaufen gab und wenn ja, dann konnten wir es nicht bezahlen.

Ich erlebte meine Mutter in dieser Zeit wieder verzweifelt und nachts weinte sie viel.

Unsere Nachbarn helfen uns wo es geht

Ohne unsere hilfsbereiten Nachbarn, vor allem Ludwig Reinhold und seine Frau, hätten wir diese Situation und das folgende Jahr nach dem Kriegsende 1945 nicht so leicht bewältigt. Gott sei Dank, dass es diese lebenswerten und hilfsbereit Menschen gegeben hat. Wegen einer Amputation seines rechten Beines, trug Ludwig Reinhold eine Prothese, und war deshalb auch vom Kriegsdienst befreit.

Er wurde mir auch in vielen Lebenslagen ein echter Vaterersatz.

Ludwig hatte auch ein gutes Allgemeinwissen. Wir Kinder konnten ihn alles fragen, wir bekamen immer eine zufriedenstellende Antwort. Und wenn wir aus irgendeinem Grund einmal traurig waren, dann streichelte er uns über den Kopf, nahm uns in den Arm und die Welt war für uns Kinder wieder in Ordnung.

Angst vor der Zuteilung in die Sowjetzone

Auch ein nicht verstummendes Gerücht sorgte bei der Altdorfer Bevölkerung immer wieder für große Aufregung: Mittelfranken sollte der sowjetischen Besatzungszone zugeschlagen werden. Gott sei Dank, blieb das alles nur ein Gerücht.

Selbsthilfe war gefragt

Um nicht zu verhungern und überleben zu können, musste man selbst aktiv werden. Auch da war uns unser Nachbar Ludwig Reinhold eine große Hilfe.

Vor allem beim Anlegen und Bepflanzen unserer Gartenbeete. Er gab uns dazu auch die von ihm selbst gezogenen Samen und Pflanzen.

Ludwig gab uns wertvolle Tips für den Gemüse- und Obstanbau.

Ab und zu schenkte er uns auch einen jungen Hasen, eine Henne, oder eine Ente und zeigte uns, wie wir diese Tiere aufziehen müssen.

Einige Monate später hatten wir dann damit wieder reichlich zu essen.

Als er später älter und seine Frau gestorben war, da konnte ich ihm bei der Bewältigung seines Alltags ab und zu etwas helfen. Vor allem, wenn „diese schrecklichen und bürokratischen Schreiben“ von der Stadt Altdorf, oder von anderen Behörden kamen. Da war er jetzt altersbedingt mit der Bürokratie total überfordert. Ich war dankbar, dass ich ihm dadurch etwas zurückgeben konnte, für das, was er meiner Mutter und uns Kindern alles Gutes getan hat.

Die Lebensmittelkarte gibt es weiterhin

Auch die Verteilung der Lebensmittel wurde durch die Amerikaner neu geregelt.

So gab es ab Mai 1945 in ihren jeweiligen Sektoren neue Lebensmittelkarten, die wie bisher, entsprechend der Schwere der Arbeit in verschiedene Verbrauchergruppen eingestuft waren. Sie bestanden weiterhin aus Feldern mit den Eindrücken für Brot, Butter, Milch und sonstigen Lebensmitteln sowie für die "Sonderzuteilungen".

In einigen Altdorfer Gaststätten konnte man mit ihnen auch wieder zum Essen gehen. Die Wirte gaben auf der Speisekarte an, wie viele Marken welcher Art der Gast für das gewünschte Gericht dann abzugeben und zu bezahlen hatte.

Im Frühjahr 1946 bekamen wir Normalverbraucher für einen gesamten Monat:

800 Gramm Fleisch, 500 Gramm Fett, 4.000 Gramm Schwarzbrot, 600 Gramm Nahrungsmittel, 125 Gramm Zucker und fünf Liter Magermilch.

Im Februar 1948 mussten 1.300 Kalorien pro Tag, davon 44 in Form von Fleisch, ausreichen. Wochen später wurden diese Ration nochmals gekürzt.

Erst ab der Währungsreform im Juni 1948 kam der Warenfluss besser in Gang und der Verkauf über die Lebensmittelkarten wurde dann 1950 eingestellt.

Die Diebstähle auf dem Land nehmen zu

Der Mangel an den für das Alltagsleben oft notwendigen Waren und Lebensmitteln veränderte leider nach dem Kriegsende auch das Verhalten mancher Menschen in Altdorf und seinem Umland. Das führte dazu, dass von Woche zu Woche die Einbrüche in den Bauernhöfen rund um Altdorf und die nächtlichen Diebstähle auf ihren Kartoffel- und Gemüsefeldern drastisch zunahmen.

Die Altdorfer Polizei war 1945 nach der Entlassung aller ihrer Beamten, die der NSDAP angehörten, völlig unterbesetzt und tat sich mit der Aufklärung schwer.

Die Lage verbesserte sich erst, als im Herbst 1948 eine reichliche Kartoffelernte für entsprechende Entspannung sorgte und dass auch das für die Sicherheit und Ordnung notwendige Personal bei den Polizeidienststellen wieder vorhanden war.

Strategien zum Überleben: Der Schwarzhandel

Unser Zahlungsmittel, die Reichsmark, verfiel nach dem Kriegsende 1945 von Tag zu Tag immer mehr. Dadurch nahm auch der Tausch- und Schwarzhandel, vor allem mit Lebensmittelmarken immer mehr zu. Mit der Reichsmark konnte man kaum noch etwas kaufen. Zigaretten, Kaffee, Alkohol waren zu Ersatzzahlungsmittel geworden.

Die große Frage, die damals nach dem Kriege tagtäglich die Menschen beschäftigt hat, war daher, womit soll man das für das Leben Notwendige noch bezahlen?

Dadurch entstand ein lebhafter Tausch- und Schwarzhandel. Was Nürnberger Familien damals in überfüllten Zügen aufs Land schlepten war unvorstellbar.

Wer noch Teppiche, Bilder, Uhren, Kameras, Schmuck, Kunstgegenstände, Schuhe und Kleidung besaß, tauschte sie gegen Fleisch, Gemüse, Lebensmittel, Mehl und Schmalz ein. Vor allem auf dem Lande blühte dieser Schwarzhandel, denn den Bauern ging es meistens gut, sie hatten ja genügend zu essen.

Ein zynischer Satz wurde damals gerne zitiert:

Den Bauern geht es durch den Schwarzhandel so gut, dass ihre Kühe in den Ställen mittlerweile schon auf drei Lagen Teppich stehen.

Schlimm war es für die Menschen, die total ausgebombt waren und alles verloren hatten, sie konnten keinen Tauschhandel betreiben und mussten weiterhin in sehr bescheidenen Verhältnissen leben.

Strategien zum Überleben: Das Kippensammeln

Aus der Not der Nachkriegszeit heraus geboren, entstand ein neuer Volkssport unter den Rauchern: Sie widmeten sich dem Kippensammeln. Dabei waren auch wir Kinder sehr aktiv dabei, konnten wir doch damit unser Taschengeld aufbessern.

Wir sammelten die vielen auf der Straße herumliegenden Zigarettenkippen der amerikanischen Soldaten ein, entfernten das Papier und füllten den Tabak in eine Blechdose.

Wenn diese dann gut gefüllt war, sprachen wir die Altdorfer Raucher vor dem Bahnhofsgebäude, auf der Straße und auf dem Marktplatz an.

Wir wussten genau, wieviel Tabak man für eine in Zeitungspapier selbst gerollte Zigarette brauchte und hatten für diese Menge unseren festen Preis.

Wir verdienten dabei ganz gut, auch deshalb, weil bei uns die Neugierde auf das Rauchen vorbei war. Wir waren sportlich und da durfte nicht geraucht werden.

Zigaretten wurden damals auch zur geheimen Währung.

Die „Zigarettenwährung“ war auf dem Schwarzmarkt ein gängiger Begriff.

Was könnten Altdorfer Kinder heute Geld verdienen, wenn sie die vielen auf den Straßen und Gassen Altdorfs herumliegenden Zigarettenkippen aufsammeln würden.

Strategien zum Überleben: Die „Rossbolln-Sammler“

Auch die sogenannten „Rossbolln-Sammler“ prägten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 das Altdorfer Stadtbild.

Die Beete ihrer Schrebergärten mussten ja auch ab und zu gedüngt werden.

Da es in Altdorf keine Düngemittel zu kaufen gab, sammelte man alles ein, was auf der Straße herumlag und für die Düngung geeignet war. So sah man in dieser Zeit viele Männer mit Eimer, Schaufel und Handbesen durch die Altdorfer Gassen und Straßen gehen, um vor allem die auf der Straße liegenden Hinterlassenschaften der Pferde aufzusammeln.

Diese Fäkalien wurden im Volksmund „Rossbolln“, in hochdeutsch „Pferdeäpfel“ genannt. Die Einsammler wurden als „Rossbolln-Sammler“ bezeichnet.

Schwierigkeiten mit einem geordneten Schulbetrieb

Ab Mai 1945 lief auch der Schulbetrieb in Altdorf wieder normal an. Unser Schulhaus war intakt und hatte den Krieg gut überstanden.

Durch die Schäden der vielen Fliegerangriffe war das leider in Nürnberg anders. Dort konnten die Volksschulen erst im Herbst 1945 mit dem Unterricht beginnen, weil zu viele Schulgebäude total zerstört waren.

Probleme gab es auch an den Nürnberger Gymnasien, denn dort musste wegen Raummangels sogar Schichtunterricht gegeben werden. Das bedeutete, dass die Schüler wechselweise am Vormittag oder Nachmittag zur Schule kommen mussten, natürlich auch am Samstag.

Schrebergärten zur Selbstversorgung entstehen in Altdorf

Die Lebensmittelversorgung der Menschen während und nach der Kriegszeit war durch die Lebensmittelkarten streng geregelt. Aber es war dazu auch Eigeninitiative gefordert. Die Nachbarstadt Nürnberg hatte es dann vorgemacht und für ihre Bevölkerung mehrere Parks und Grünflächen zum Anbau von Kartoffeln und Gemüse frei gegeben.

Nach diesem Vorbild entstanden nach dem Kriegsende 1945 auch in Altdorf die sogenannten „Schrebergärten“. Diese etwa 150 bis 200 qm großen Parzellen wurden angelegt, um der Bevölkerung durch den dort möglichen Gemüseanbau eine weitere Ernährungsquelle zu erschließen.

Die Gärten wurden von den Pächtern intensiv bewirtschaftet und befanden sich entlang der Gleise im Bereich des Altdorfer Bahnhofs, auf dem Gelände neben der Schützenbaracke am Bleichanger, nahe der Altdorfer Scharrer-Siedlung am Weg nach Hegnenberg und auf verschiedenen anderen Flächen in unserer Stadt.

Aufgrund des herrschenden Wohnungsmangels in Altdorf, wurden auch die in diesen „Schrebergärten“ erstellten Gartenhäuschen (die „Lauben“) meistens ohne bauliche Genehmigung geduldet.

Die Baubehörden zeigten sich wegen des Wohnungsmangels großzügig und so durften diese Schwarzbauten auch problemlos bewohnt werden.

Die Geschichte der Schrebergarten

Die Bezeichnung Schrebergarten kennt wohl jeder, aber nur wenige wissen, woher diese Bezeichnung kommt. Unser Lehrer gab uns dazu die folgende Erklärung:

Dieser Name ist nicht auf einen Gärtner zurückzuführen, sondern auf den Arzt und Direktor der Orthopädischen Heilanstalt Leipzig, Daniel Gottlieb Moritz Schreber.

Der hatte in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in Leipzig für Kinder und Jugendliche einige Sport- und Spielplätze bauen lassen, die nach seinem Tode in die Arbeit eines Erziehungsvereins integriert wurden.

Zur Erinnerung an den verstorbenen Arzt Schreber wurde dieser Verein dann in „Schreberverein“ umbenannt.

Auf einem weiteren Grundstück legte man damals auch kleine Gärten und Parzellen zum Gemüseanbau an, um den Kindern und Jugendlichen auf diese Weise die Gartenarbeit näherzubringen. 1869 soll es dann in Leipzig schon mehr als hundert dieser Gärten gegeben haben; sie wurden nun „Schrebergärten“ genannt.

Auch in anderen Städten entstanden ähnliche Anlagen, die man aber „Armen- oder Sozialgärten“ nannte.

Der Begriff „Schrebergarten“ hat sich dann deutschlandweit durchgesetzt.

Nürnberger Menschen erzählen: Das Leben in Trümmern

Im Flüchtlingslager auf dem Sportgelände des TV 1881 Altdorf, lebte auch eine ältere ausgebombte Frau aus Nürnberg. Da mein Freund Dieter van Eesbeek auch dort wohnte kümmerten wir uns um sie.

Sie erzählte uns, dass sie bis vor einer Woche mit ihrer Nachbarin noch mitten in den Trümmern der Altstadt gewohnt habe, ohne Fenster, ohne Türen. Gewaschen und gekocht wurde auf einem Herd im Freien, den alle benutzen durften. Leider gab es auch wenig Wasser, kein Heizmaterial und fast keine Lebensmittel.

Und vor allem war die Angst vor Überfällen in der Nacht immer präsent.

Die Menschen halfen tatkräftig mit den Schutt beiseite zu räumen, um sich einen Weg durch die Ruinen zu bahnen. Ein Eisenbahnzug transportierte dann Tonnen von Schutt aus der Altstadt zu den Nürnberger Schutthalden (Silbersee, Marienberg).

Menschen erzählen: Der Untergang des Schiffes Gutshof

Im Lager auf dem Altdorfer Sportplatz waren auch Flüchtlinge aus dem Sudetenland untergebracht. Othmar war einer von ihnen, ein älterer, gebrochener Mann. Er erzählte uns Kindern mehrmals von seiner Flucht mit dem Untergang des Schiffes Gustloff. Dabei weinte er mehrmals heftig und konnte minutenlang nicht mehr weiterreden. Wir hörten dann mehrmals den Satz: „Furchtbar der Untergang dieses riesigen Schiffes, furchtbar dieses Sterben der vielen Menschen“. (siehe Seite 173)

Was war damals im Januar 1945 geschehen? Othmar erzählte uns, dass der Fluchtweg in den Westen abgeschlossen war und sie damals mit einer riesigen Menschenmenge von den Russen aus Königsberg in Richtung Ostsee nach Danzig und Gotenhafen getrieben wurden. Dort standen überfüllte Flüchtlingslager.

Rund 100.000 Menschen warten dort in eisiger Kälte auf den Abtransport in den Westen. In Gotenhafen lag auch die „Wilhelm Gustloff“, ein Vorzeigeschiff, später ein Lazarettschiff und ab 1940 eine schwimmende Festung.

Als am 30. Januar 1945 die Abfahrt des Schiffes in den Westen bekannt wurde, da drängten weit über 10.000 Mensch aufs Schiff. Die Gustloff war hoffnungslos überfüllt. Dann feuerte der Kapitän eines russischen U-Bootes vier Torpedos auf das Schiff ab. Schwer getroffen ging es nach einer Stunde unter. 9.000 Menschen starben in dieser Nacht. Es war die größte Schiffskatastrophe der Geschichte.

Die Vertreibung durch die Benes-Dekrete

1938 annektierte das Deutsche Reich das Sudetenland. 1939 wurde die Tschechoslowakei besetzt, bei der Tausende Tschechen ihr Leben verloren.

Als dann der Zweite Weltkrieg zu Ende war, begannen dann im Mai 1945 die Vertreibung der deutschstämmigen Bevölkerung durch ihre tschechischen Nachbarn.

Insgesamt 14 Millionen Menschen wurden nach dem Kriegsende 1945 aus den deutschen Ostgebieten vertrieben, oder flüchteten in den Westen.

619.000 Todesopfer und 2,2 Millionen Vermisste waren dabei zu beklagen.

Die meisten von ihnen gingen nach Bayern, viele auch nach Franken (Bubenreuth).

Voraussetzung für die Vertreibung waren die in Tschechien verabschiedeten Benes-Dekrete. „Den Deutschen wird mitleidslos und vervielfacht all das heimgezahlt werden, was sie in unseren Ländern seit 1938 begangen haben“.

Diese Dekrete waren auch die juristische Grundlage für die Vertreibung und die Enteignung. Es wurde damals auch angeordnet, dass jeder Deutsche eine Armbinde mit einem „N“ für „Nemec“ („Deutscher“) tragen muss. Die Benes-Dekrete wurden bis heute nicht außer Kraft gesetzt. (siehe auch Seite 142 und 143)

Unser Verhältnis zu den amerikanischen Soldaten

Von Monat zu Monat entwickelte sich nach dem Kriegsende 1945 auch nach und nach ein vertrautes, ja herzliches Verhältnis von uns Kindern zu einigen amerikanischen Soldaten, vor allem zu den Dunkelhäutigen unter ihnen.

Wir Kinder hatten schnell einige Wörter englisch gelernt und konnten somit in ihrer Sprache grüßen und uns mit ihnen auch gestenreich unterhalten.

Den Satz: „Have you chocolate?“ („hast Du Schokolade?“) kannte fast jedes Altdorfer Kind und praktizierte ihn bei jeder passenden Gelegenheit.

Lernen mussten wir nur, dass die geschenkte Schokolade und der für uns anfangs so gewöhnungsbedürftige Kaugummi nicht vergiftet sind, wie es uns die Nazis noch kurz vor dem Kriegsende mit ihren Flugblättern beigebracht hatten.

Aus moralischen Gründen war es aber nicht gerne gesehen, dass einige Altdorfer Mädels Kontakte zu den amerikanischen GIs hatten; ganz schlimm, wenn diese dunkelhäutig waren. Diese Mädels wurden dann als „Negerluder“ bezeichnet.

Wir Kinder liebten vor allem die dunkelhäutigen Soldaten

Diese dunkelhäutigen Soldaten waren für uns Kinder schon eine Besonderheit, denn wir hatten bisher noch nie solche Menschen in Altdorf gesehen.

Nach der Nazi-propaganda waren sie brutale Menschen, die nur mordeten und schlimme Verbrechen an der Bevölkerung begingen.

Doch wir erlebten sie immer fröhlich, kinderfreundlich und vor allem sehr freigiebig.

Wir hörten mit ihnen zusammen auch erstmals die uns bis dahin völlig unbekannte Rock- und Roll-Musik, gespielt vom amerikanischen AFN-Sender.

Manchmal tanzten wir auch zusammen zu diesen uns so fremden Melodien.

Allerdings überprüften wir immer nach einem kräftigen Händedruck mit den dunkelhäutigen Soldaten unsere Hände, ob sie nun nicht braun gefärbt waren.

Ich erinnerte mich bei diesen Begegnungen auch mehrmals an unsere Zeit im Altdorfer Kindergottesdienst, in der wir von diesen Menschen ein sehr positives Weltbild vermittelt bekommen hatten. (Siehe auch Seite 22, der Nick-Neger)

Von den Soldaten lernte wir das Indiacaspiel

Als wir uns ab 1947 wieder auf dem städtischen Sportplatz treffen konnten, kam dort gelegentlich auch ein Jeep mit amerikanischen Soldaten angefahren, die sich dann auf dem Gelände sportlich betätigten. Dabei entstanden nach und nach schüchterne persönliche Kontakte zu den fröhlichen und kinderfreundlichen Soldaten.

Eines Tages gab uns einer von ihnen, wir nannten ihn Bill, nicht nur einen Kaugummi, sondern auch einen Indiacaball. Das war ein etwa faustgroßer, gelber Ball an den mehrere rote Federn angeklebt waren.

Wir kannten dieses Sportgerät nicht und schauten etwas unverständlich.

Er rief einen anderen Soldaten herbei, spannte zwischen zwei Bäumen eine Schnur und beide zeigten uns dann wie man mit der flachen Hand den Indiacaball über diese Schnur hin- und her spielen kann. Wir begriffen es und spielten dann auf dem städtischen Sportplatz dieses amerikanische Spiel mit voller Begeisterung.

Wir spielten es solange bis einer immer zwei oder drei Sätze (das richtete sich danach wie viel Zeit wir hatten) gewonnen hatte. Ein Satz ging bis 15 Punkte.

Es wurde unser Lieblingsspiel, einige Jahre später auch im CVJM Altdorf.

Dort wurde es von uns allerdings auf einem markierten Spielfeld (16 m x 6 m) als Mannschaftsspiel mit fünf Spielern gespielt und es kam später dann auch das Federballspiel mit einem Schläger dazu.

Meine erste und letzte Zigarette

Einige Tage nach meinem 10. Geburtstag (30. März 1945) dachte ich, dass es an der Zeit wäre auch einmal das Rauchen einer Zigarette auszuprobieren.

Woher wir die Zigaretten hatten, das weiß ich leider nicht mehr.

Zusammen mit meinen zwei älteren Nürnberger Cousins Kuno und Georg Holz versteckte ich mich in unserem Hühnerstall im Garten, um mit ihnen zusammen die erste Zigarette meines Lebens zu rauchen. Leider hatten wir vergessen, den Schieber vor dem kleinen Ausgang des Hühnerstalles herunterzulassen.

Durch diese Öffnung zog dummer Weise unser dichter Zigarettenqualm wie eine langgezogene Wolke hinaus, genau vor meine zufällig vorbeigehende Mutter.

Ihr Kochlöffel, er war für meine Erziehung ein wichtiges Schlaginstrument, tobte sich dann auf meiner verlängerten Rückseite gewaltig aus.

Meine Cousins bekamen ihre Standpauke daheim in Nürnberg. Ich werde nie zum Raucher werden, habe ich mir damals geschworen und ich habe dieses Versprechen bis heute auch gehalten.

Das Eigentum Altdorfer Vereine wurde beschlagnahmt

Auch die Arbeit der Altdorfer Vereine traf die Verhältnisse nach dem Kriegsende sehr schwer. Denn die amerikanischen Behörden verboten allen Vereinen der Stadt die Durchführung ihre Arbeit, selbst die Arbeit mit den Jugendlichen.

Beim Roten Kreuz und der Altdorfer Feuerwehr beschlagnahmten sie auch deren Besitz. So musste die Sanitätskolonne Altdorf ihren Sanitätswagen abgeben und die Altdorfer Feuerwehr ihren gesamten Bestand an Geräten und Fahrzeugen.

Dem TV 1881 Altdorf wurde seine Turnhalle und der Sportplatz an der Jahnstraße beschlagnahmt. Letzterer war lange Zeit ein beliebter Parkplatz der Amerikaner.

Das Landratsamt wurde von Nürnberg nach Altdorf verlegt

Das in Nürnberg durch die Bombenangriffe völlig zerstörte Gebäude des dortigen Landratsamts wurde 1945 zu uns nach Altdorf verlegt. Sein neuer Dienstsitz war bis 1965 das Altdorfer Schloßgebäude am Schloßplatz.

Wie grüßt man als Kind nun nach dem Kriegsende?

Ein Problem hatten wir Kinder nach dem Kriegsende auch damit, wie wir jetzt grüßen sollten. In der Kriegszeit (1939 bis 1945) mussten wir unseren gewohnten Gruß „Guten Morgen“, „Grüß Gott“, oder „Guten Abend“ gegen ein zackiges „Heil Hitler“ (im Volksmund der „deutsche Gruß“) austauschen.

Bei hochgestellten Persönlichkeiten, wie Polizisten, Lehrern, dem Bürgermeister, Pfarrern und vor allem bei allen Männern in Uniform, wurde dieser Gruß noch mit einem Hochheben der rechten Hand unterstützt.

Das hatten wir über viele Jahre brav und intensiv praktiziert.

Dann kam das Kriegsende, was tun? Weiterhin wie bisher grüßen, oder doch wieder wie früher. Wir Kinder waren einfach überfordert.

Ich erinnere mich noch, dass uns einmal im Kappelgraben auf dem Weg zur Schule ein prominenter Altdorfer entgegenkam. Wir zögerten kurz beim Grüßen und riefen dann alle laut wie immer mit erhobener rechter Hand „Heil Hitler!“

Der Mann stellte sich vor uns hin und sagte leise und ganz väterlich: „Boum, dös derf ma doch etz nemma song, mir ham doch etz a ganz andere Zeit.“

Damit war für uns alles geklärt und wir grüßten wieder wie ganz früher mit einem freundlichen „Grüß Gott!“. (siehe auch Seite 139)

Der Nürnberger Prozeß beginnt

Von meinem Nürnberger Onkel Konrad Holz und den Altdorfer Nachbarn erfuhren wir, dass am 20. November 1945 im Saal 600 des Nürnberger Justizgebäudes in der Fürther Straße der Kriegsverbrecherprozess gegen deutsche Politiker begann. Sie waren alle angeklagt, den Zweiten Weltkrieg verursacht zu haben.

Mit dem beim Prozess vorliegendem Beweismaterial - Filme, Geheimprotokolle, belastendes Material, Tagebücher von Verurteilten, KZ-Unterlagen - wurden dann am 1. Oktober 1946 die Urteile verkündet: 12 Todesurteile, u.a. Göring, Keitel, Ribbentrop, Bormann, drei lebenslange und vier befristete Freiheitsstrafen sowie drei Freisprüche. Sie wurden 14 Tage später hingerichtet (Tod durch den Strang). Hermann Göring verübte Selbstmord und schluckte unbemerkt eine Giftampulle.

In 12 weiteren Nachfolgeprozessen mussten sich bis zum 14. April 1949 insgesamt noch 185 Ärzte, Juristen, SS- und Polizeiangehörige, Wirtschafts- und Militärführer sowie hohe Regierungsvertreter in Nürnberg für ihre Kriegsverbrechen verantworten.

Die herumliegende Munition wird zu einer tödlichen Gefahr

In unserer Freizeit fuhren wir weiterhin mit den Fahrrädern zu interessanten Plätzen, oder trafen uns mit den Freunden am städtischen Sportplatz. Da man uns in der Kriegszeit ja zu kleinen Helden erzogen hatte, spielten wir auch gerne mit der herumliegenden, scharfen Munition. Dass das gefährlich war, blendeten wir aus.

Leicht zu Handhaben waren die Eierhandgranaten.

Wir hatten bei der HJ gelernt mit ihnen umzugehen. Man musste sie nur in die Hand nehmen, an dem dort angebrachten Ring ziehen, bis drei zählen und wenn sie dann zu rauchen begannen, sie schnell wegwerfen. Der danach hörbare Explosionsknall wurde von uns Kindern immer mit einem lauten Lachen begleitet.

Gefährlich wurde es nur, wenn die Eierhandgranaten nach dem Wegwerfen nicht explodierten und rauchend im Grase lagen. Was tun? Nur ja nicht hingehen und nachschauen. Wir haben sie dann so lange aus sicherer Entfernung mit großen Steinen beworfen, bis sie explodierten.

Lebensgefährlich waren dagegen die mit echtem Sprengstoff gefüllten Köpfe der herumliegenden Panzerfäuste. Eine Panzerfaust war im Krieg eine Waffe zum Abschuss eines Panzers. Sie hatte ein langes Rohr und vorne einen mit Sprengstoff gefüllten Munitionskopf. Um die herumliegenden Köpfe einer Panzerfaust haben wir immer einen großen Bogen gemacht und die Fundstelle sofort der Polizei gemeldet.

Tödliche Unfälle passierten leider immer wieder

Obwohl dieses Wissen um die Gefährlichkeit der herumliegenden Munition bei den meisten Jugendlichen vorhanden war, passierte immer wieder etwas Schreckliches, oftmals mit tödlichem Ausgang. So hatten eines Tages ältere Jugendliche auf dem städtischen Sportplatz den Kopf einer Panzerfaust entdeckt und warfen ihn zur Explosion auf ein seit Tagen hier herumstehendes Autowrack. In ihm befanden sich aber unsere beiden Spielkameraden Hermann Reitenspieß und Ludwig Maul.

Wir waren aus sicherer Entfernung Augenzeugen dieses tödlichen Ereignisses.

Im Garten der Rudersvilla am Altdorfer Ziegelweg lag auch der Kopf einer Panzerfaust herum. Beim Spielen im Garten meines Cousins Konrad Weiß am Ziegelweg, hörten wir dann plötzlich einen lauten Explosionsknall.

Ein von der Familie Roßbach adoptierter Junge (Familiennamen Liss), stieß mit dem Fuß dagegen, löste dadurch eine Explosion aus und verletzte sich dabei tödlich.

Auch die Altdorfer Landwirte mussten bei ihrer Arbeit auf den Feldern und im Wald sehr vorsichtig sein. Vor allem im Frühjahr und Herbst beim Pflügen ihrer Äcker.

Das Anzünden von Schwarzpulver wurde zu einem beliebten Spiel

Trotz der vielen Vorfälle, spielten wir Kinder weiterhin mit der herumliegenden Munition, die wir an einigen Stellen rund um Altdorf und im Stadtgebiet fanden.

Vor allem das Anzünden von Schwarzpulver war zu einem beliebten Spiel geworden. Wir gewannen es aus den herumliegenden Patronen für die Gewehre und Pistolen. Dabei entfernten wir mit Hilfe einer Zange vorsichtig die Metallspitze von der Patrone und leerten das Pulver aus der Hülse in eine Blechdose. Warf man in diese mit Pulver gefüllte Dose ein Streichholz, so verpuffte alles mit einer gewaltigen Flamme. Oft verbrannten wir uns dabei unsere Kopfhare und die Augenbrauen.

Gab man noch scharfe Kleinkalibermunition in die Blechdose und etwas Benzin dazu, dann krachte es nach dem Entzünden wie ein echtes Silvesterfeuerwerk.

Brand und Explosion im Gartenhaus

Diese Kombination aus Munition, Schwarzpulver und Benzin probierten wir einmal im Geräteschuppen meines Veters Konrad Weiss aus, mit unvorhergesehenen Folgen. Nach dem Anzünden krachte es in diesem kleinen Holzhäuschen am Ziegelweg - wir hatten es vorher schnell verlassen - ganz wie wir es erwartet hatten.

Plötzlich verging uns aber das Lachen, denn wir stellten beim Blick durch das kleine Fensterchen mit Schrecken fest, dass durch die Explosionen die Holzwände des Gartenhäuschens bereits leicht brannten. Was tun?

Wegen der weiterhin explodierenden Munition konnten wir aber nicht schnell eingreifen und löschen. Es brannte langsam weiter, doch dann war plötzlich Stille. Es ging alles gut und es entstand kein größerer Brand am Gartenhaus.

Von meinem Onkel Fritz Weiss, hatte danach aber jeder von uns eine solche Tracht Prügel bekommen, dass wir tagelang wirklich nicht mehr sitzen konnten.

Doch einige Tage später saßen wir erneut wieder beisammen und freuten uns, dass es bei unserem Spiel mit dem Schwarzpulver wieder laut krachte und schön brannte.

Die schwierigen Bombenentschärfungen in Nürnberg

Jeden Tag wurden in Nürnberg auch Fliegerbomben entschärft, denn etwa 10 Prozent der während des Zweiten Weltkrieges auf die Stadt abgeworfenen Bomben - 3.600 Spreng- und Brandbomben so wurde von den Behörden geschätzt - waren damals nicht explodiert und lagen im Erdreich herum.

Der Stadtteil Maxfeld, in dem sich meine Oberrealschule befand, war schon nach dem Großangriff am 28./29. August 1942 von den Behörden als ein sehr großes Schadensgebiet eingestuft worden.

Wir kannten auch die besten Pilzplätze im Wald

Wir wussten auch einige Plätze im Röthenbacher-, Rieder- oder Ungelstetter Wald, wo essbare Pilze wuchsen. Ich war dankbar, dass mein Opa in Dechendorf mich zum Pilzspezialisten ausgebildet hatte. Dadurch kannte ich die Steinpilze, die Rotkappen und vor allem die Pfifferlinge (wir nannten sie „Gelberla“).

Einer mit uns befreundeten behinderten und in sehr armen Verhältnissen in der Schießhausstraße wohnenden Frau, brachten wir gelegentlich einige Pfifferlinge aus dem Wald sowie manchmal ein Ei und einige Kartoffel.

„Boum, eich schickt heit der liebe Gott, denn ich hät' heit nix zum Essen g'habt!“, so hat sie uns manchmal mit Tränen gedankt. (Sie auch Seite 94)

Wir arbeiteten auch gerne als Helfer beim Betrieb der Dreschhalle mit, entfernten für ältere Leute Unkraut aus den Ritzen der Gehsteigplatten vor ihrem Haus, kehrten die Gehsteige am Wochenende, kauften für sie ein, oder führten auch ihre Hunde aus.

Gymnasium: Bombenexplosion während des Unterrichts

Seit Herbst 1946 war ich in Nürnberg an der dortigen Oberrealschule - so nannte man damals die Gymnasien - in der Löbleinstraße 10.

Es war fünf Jahre später, am Vormittag des 4. Juni 1951, als wir während des Unterrichts ein schlimmes, bis heute unvergessliches Erlebnis hatten. Im Hinterhof eines Anwesens in der nahen Maxfeldstraße 40 sollte heute eine gefundene Fünf-Zentner-Fliegerbombe entschärft werden. Die Polizei stellte zwar ein Warnschild auf, informierte aber die Nachbarschaft und auch unser Gymnasium nicht.

Plötzlich hörten wir eine laute Detonation. Im Klassenzimmer zerbarsten die Fenster, unser Chemielehrer Franz Stöcklein fiel durch die Druckwelle erschrocken zu Boden, wir Schüler schrien und waren geschockt. Was war passiert?

Der als „Bombenkönig von Nürnberg“ bekannte Sprengmeister Alfons Haas und sein Kollege Karl Ziegler von der Süddeutschen Sprenggesellschaft lösten beim Hantieren mit dem Zünder der Bombe leider eine Explosion aus. Wegen der mangelhaften Sicherheitsvorkehrungen richtete diese im weiten Umkreis der Maxfeldstraße aber große Zerstörungen an.

Neben den beiden völlig zerfetzten Sprengmeistern Haas und Ziegler waren noch ein weitere Toter sowie neun Schwer- und 25 Leichtverletzte zu beklagen.

69 Wohnungen wurden zerstört und viele Familien waren dadurch obdachlos.

Eine halbe Stunde später legte sich unsere Aufregung und der Unterricht ging wieder normal weiter. Wir waren aber sehr traurig, denn einige Wochen vorher hatten die beiden Sprengmeister in einer spannenden Unterrichtsstunde uns noch von ihrer so schwierigen Arbeit erzählt. Hunderte von Bomben hatten sie schon gesprengt, ohne, dass etwas passiert war. Nun fanden diese beiden mutigen Männer bei ihrer gefährlichen Arbeit leider den Tod.

Durch Arbeit kamen wir Kinder zu mehr Taschengeld

In vielen Familien in Altdorf war zum Leben weiterhin sehr wenig Geld vorhanden.

Auch ein Taschengeld gab es für die meisten Kindern nicht. So versuchten wir Kinder unseren Beitrag zum Leben und auch für unsere Freizeitgestaltung zu leisten.

Wenn wir zu Fuß oder mit dem Fahrrad zusammen im Wald unterwegs waren, dann gab es immer wieder einmal einen längeren Stopp zum Pflücken von Heidelbeeren, wir nannten sie allerdings Schwarzbeeren, und den roten Preiselbeeren.

Wir kannten auch die vielen am Wald- oder Wiesenrand stehenden Hecken im Altdorfer Umland, im Eismannsberger Tal, oder auch zu den beiden Seiten des Schwarzachtals, wo die braunen Haselnüsse, die blauen Schlehenbeeren und die roten Hagebutten wuchsen.

Am Weg hinab ins Pfaffental standen einige große Kastanienbäume, deren Früchte gerne das Altdorfer Forstamt abnahm.

Eine Rarität waren allerdings Nüsse, den Nußbäume gab es im freien Gelände nur wenige, oder sie standen auf dem Gelände der Bauernhöfe.

Wir fanden für unsere gepflückten Naturalien in der Nachbarschaft oder bei Menschen am Marktplatz immer sehr schnell Abnehmer und bekamen als Entgelt dafür einen halben Laib Brot, Kartoffeln, Tomaten, Äpfel, Eier oder etwas anderes.

Mama hat sich jedenfalls immer gefreut, über das, was ich heimbrachte.

Für alles von uns Gesammelte fanden die Erwachsenen damals Verwendung, machten Marmelade, oder backten Kuchen.

Von unserem Fahrradhändler Georg Pühler bekamen wir als Gegenleistung eine kostenlose Reparatur oder ein wichtiges Ersatzteil für unseren „Drahtesel“ (Fahrrad).

Wichtig waren auch die Altdorfer „Kegelboum“

Neben dem Altdorfer Krankenhaus befand sich der Brauereigasthof Auer, ein großer Gasthof mit Kegelbahn, Biergarten und Gartenpavillon. Die beliebte Kegelanlage war vor allem an den Sonn- und Feiertagen in Betrieb und sehr stark frequentiert.

Dazu mussten die schweren Holzkegel immer wieder richtig und schnell aufgestellt werden. Dafür gab es uns Kinder, die "Kegelboum".

Es war damals ein heißbegehrter Job dort als "Kegelbou" arbeiten zu dürfen.

Diese Arbeit war nicht leicht. Rollte die Kugel, so mussten wir uns neben der Bahn immer schnell in Sicherheit bringen. Lagen die kiloschweren Holzkegel am Boden, dann hieß es sie schnell und richtig wieder aufzustellen.

Als Entlohnung gab es an einem Nachmittag 20 bis 30 Pfennige. Schaffte ein Kegler einmal alle "Neune", dann erhielten wir auch eine bescheidene Sonderprämie.

Wenn wir Glück hatten, dann konnten wir uns davon zwei Kugeln Eis im Café Beil am Unteren Tor kaufen.

Die Sorge um das tägliche Brot

Ein Problem war auch weiterhin - wie zu Kriegszeiten auch - die vorhandenen Lebensmittel in den Altdorfer Geschäften gerecht zu verteilen.

Die Behörden gaben zwar weiterhin, wie schon seit 1939, Lebensmittelkarten aus, konnten aber immer weniger Nahrungsmittel zuteilen.

So standen die Menschen oft stundenlang vor den Geschäften, die ihre wenigen Waren anboten und hofften, dass es für sie alle zum Kauf reichen würde.

Man war weiterhin auch noch sehr erfinderisch. So wurde, zum Beispiel, die Hefe zum Kuchenbacken im Brauhaus gekauft. Sie war dunkelbraun und musste vor dem Gebrauch erst mehrmals gründlich gewässert werden. Das notwendige Salz konnte in der Altdorfer Schweinemast besorgt werden. Es hatte allerdings immer eine eigenartige gelbliche Färbung und roch sehr eigenartig.

Gestohlene amerikanische Lebensmittelpakete waren die Rettung

Als ich wieder einmal die Tränen meiner Mutter nicht mehr sehen konnte, weil wir nichts mehr zu essen hatten, versuchte ich mit meinem Freund Xaver Luther das zu ändern. Wir wollten aus dem streng bewachten Verpflegungsdepot der Amerikaner neben unserem Haus auf dem heutigen Spielplatz an der Jahnstraße, einige Kartons mit Esswaren stehlen.

Dabei mussten wir allerdings sehr überlegt vorgehen um von den zwei bewaffneten Wachsoldaten nicht erwischt zu werden. Sie gingen den ganzen Tag in langsamen Schrittempo und mit lauter Unterhaltung immer die gleiche Runde. Wir stoppten die Zeit: Sie brauchten für ihren gesamten Rundgang etwa vier Minuten.

Als sie nun im Depotgelände - auf dem damals auch einige defekte Panzer und Fahrzeuge standen - nach oben gingen, kletterte ich schnell über den Zaun, lief in eines der Verpflegungszelte, nahm einige am Zelteingang stehende Pakete und warf sie meinem auf der Straße wartenden Freund zu. Der beförderte sie sofort über die Hecke in unseren Garten. Dann kletterte ich schnell wieder über den Zaun und wir verschwanden bevor uns die nun bald in Gegenrichtung marschierenden Soldaten entdecken und auf uns schießen konnten.

Mit diesen gestohlenen Paketen konnten wir dann wieder einige Zeit überleben.

Gott sei Dank, hat man uns beide bei diesem Diebstahl nicht erwischt. Wir wurden somit auch keine vorbestraften Jugendlichen. Ich bin nicht stolz auf diese Geschichte, aber hungern müssen, das tat halt damals schon sehr weh. Ebenso das Weinen der Mutter zu sehen und das Fehlen des vermissten Vater zu spüren.

Die Zeitung "The Stars and Stripes" wird in Altdorf gedruckt

Ein Kuriosum aus der Nachkriegszeit möchte ich auch erwähnen:

Ende des Zweiten Weltkrieges lagerte die Nürnberger NSDAP die Druckerei Willmy - sie druckte ihre Parteizeitung „Der Stürmer“ - in das Gebäude der Altdorfer Schweinemast auf dem heutigen Industriegelände der SUSPA aus.

Nach ihrem Einmarsch in Altdorf fanden die Amerikaner dort diese funktionierende Druckerei der Nazis vor. Auf deren Maschinen druckten sie dann ab Mai 1945 ihre Armeezeitung "The Stars and Stripes" für den gesamten von ihnen besetzten süddeutschen Raum, die sogenannte amerikanische Militärzone.

Die erste Ausgabe erschien am 8. Mai 1945 mit der Schlagzeile "ETO WAR ENDS" - Der Krieg auf dem europäischen Kriegsschauplatz ist zu Ende". (ETO stand für European Theatre of Operations: europäischer Kriegsschauplatz).

Monate später wurde diese Druckerei allerdings von Altdorf nach Pfungstadt in Hessen verlagert.

Reger Betrieb in der Altdorfer Villa Waldheim

Oswald Baltzer, der Besitzer der Villa Waldheim neben dem Bahndamm, und später 1. Vorsitzender des CVJM Altdorf (1953 bis 1971), hat mir einmal erzählt, dass auch seine beiden Häuser auf dem weiträumigen Grundstück für lange Zeit von den Amerikanern beschlagnahmt worden waren.

Die 60 Redakteure und Mitarbeiter der Zeitung „The Stars and Stripes“ waren dort untergebracht, ebenso das für ihre Versorgung notwendige Küchenpersonal.

70 andere Mitarbeiter wohnten im beschlagnahmten Altdorfer Gasthof Zum Hirschen in der Nürnberger Straße.

Damit für die Amerikaner immer genügend frisches Gemüse vorhanden war, wurden in dem großen Gelände des Waldheims für sie durch drei Altdorfer Gärtner viele Beete angelegt und von ihnen auch bewirtschaftet.

Oswald Baltzer erinnerte sich auch noch an den etwas ungehobelten amerikanischen Offizier Milton George Laird, der sehr arrogant, rustikal und unangenehm bei ihm und auch bei den Altdorfer Behörden auftrat.

Wir Kinder hatten großen Respekt vor den Erwachsenen

Als Kinder hatten wir immer großen Respekt vor den Erwachsenen.

Ganz besonders vor den Altdorfer Polizisten, unseren Lehrerinnen und Lehrern, den Pfarrern, den Ärzten sowie den Altdorfer Bürgermeistern.

Wir hatten auch ein gutes Verhältnis zu unseren Nachbarn.

Wenn wir ihnen begegneten, dann grüßten wir sie und unterhielten uns oftmals kurz mit ihnen. Es tat uns gut, manchmal von ihnen über den Kopf gestreichelt zu werden, oder ein liebes Wort zu hören. (siehe auch Seite 134)

Nach und nach werden wieder rechtliche Strukturen sichtbar

Im Dezember 1945 wurde der bayerische Staat, der bekanntlich im Dritten Reich seine Eigenstaatlichkeit verloren hatte, durch eine Erklärung des amerikanischen Oberkommandierenden General Eisenhower wieder hergestellt.

Am 3. Dezember 1946 wurde die neue Verfassung des Freistaats Bayern in München festlich proklamiert.

In unserer Stadt Altdorf bemühte sich die amerikanische Militärregierung weiterhin um eine Normalisierung der Verhältnisse. Man spürte dann schon von Woche zu Woche eine gewisse Entspannung und auch Sicherheit.

Die Entnazifizierung und ihre Probleme

Nach dem Kriegsende wurden den Amerikanern auch die 6,5 Millionen Mitglieder, die der NSDAP (Nationale-Sozialistische-Partei-Deutschlands) angehörten, zum Problem, so dass sie über eine sogenannte Entnazifizierung nachdachten.

Über 65 Prozent der deutschen Beamten, mehr als 80 Prozent aller Richter und Justizbeamten waren in der Partei. Der NS-Lehrerbund meldete 491.000, der Ärztabund 72.000 Gefolgsleute. Es war die breite deutsche Mitte, die sich Hitlers Ideologie und Politik damals verschrieben hatte.

Am 2. August 1945 einigten sich die Siegermächte im Potsdamer Abkommen darauf, alle deutschen NSDAP-Mitglieder sollten von einem neutralen Gremium - der sogenannten "Spruchkammer" - abgeurteilt werden.

Daraufhin bildeten sich ab März 1946 in den Städten und Landkreisen sogenannte „Spruchkammern“, die bei Verdacht auf Naziverbrechen Anklage erhoben.

Diese Sondergerichte stufen die Betroffenen dann in eine von fünf Gruppen ein: als Hauptschuldige, Belastete, Minderbelastete, Mitläufer oder als entlastet.

Wer bereit war, sich wieder als guter Demokrat zu erweisen, bei dem sah man über seine Parteizugehörigkeit hinweg und gab ihm die Möglichkeit zur Rückkehr in sein altes Berufsleben.

Etwa 2,5 Millionen Deutsche waren ohne Verfahren amnestiert worden.

Diese Entnazifizierung endete dann auch in Altdorf nach wenigen Jahren mit einer Massenamnestie. Viele lebenserfahrene Altdorfer drückten das so aus:

„Man geht braun (als ehemaliger Nazi) in die Verhandlung hinein und kommt dann weiss (unschuldig) wieder heraus!“

Die Entnazifizierung meines Vaters

1946 wurde auch mein Vater im Altdorfer Amtsgericht entnazifiziert.

Das Gremium bestand - nach meiner Erinnerung - aus politisch verfolgten Männern und auch mancher "verkrachten Altdorfer Existenz". Ich nehme aber an, dass schon ein echter Jurist mit dabei war.

Mein Vater, ein einfacher Zusteller bei der Post, der durch seine Parteizugehörigkeit nicht den geringsten Vorteil hatte und schon 1939 in den Krieg ziehen musste, war plötzlich nach Darstellung dieser Mitglieder der Altdorfer "Spruchkammer" ein sehr großer Nationalsozialist. Nach einer sehr kurzen Verhandlung, wurde er dann als sogenannter "Mitläufer" eingestuft.

In mir kam damals Haß und Abneigung hoch gegen diese Leute der Spruchkammer, die meinen geliebten Vater so entehrt und in Abwesenheit verurteilt hatten.

Dieses - nach meiner Meinung - ungerechte Verhalten der Justiz bei der Entnazifizierung meines Vaters, hat meine persönliche Einstellung zu unserem Staat und seinen Gremien viele Jahre lang sehr negativ beeinflusst.

Ich hatte seitdem ein sehr gespaltenes Verhältnis zu staatlichen Einrichtungen, über Gerechtigkeit und Fingerspitzengefühl bei gewissen Behörden in Altdorf und in unserem Staat. Vielleicht war das falsch, was ich mir da so zusammengereimt hatte. Doch es gab niemanden mit dem ich über dieses Problem hätte reden können und der mir sagte, dass ich Unrecht hätte.

Das Eintreten für die Gerechtigkeit in unserer Gesellschaft und mein ehrenamtliches Engagement für die Menschen in Altdorf wurde dann später zur Triebfeder meines sozialen und ehrenamtlichen Handelns in der Kirche und im CVJM, später in der Postgewerkschaft, im Alpenverein und im Partnerschaftsverein Altdorf.

Meine Großeltern halfen uns, wo es nur ging

Einen Riesenanteil bei der Bewältigung der Nachkriegszeit hatten damals auch weiterhin meine Großeltern mit ihrem kleinen Bauernhof in Dechendorf bei Schwabach. Sie halfen uns so gut sie es konnten.

Mein Großvater Josef List kannte sehr viele Leute, die ihm oftmals als Gegenleistung für eine erledigte schriftliche Arbeit, Eier, Gemüse, Fleisch, Brot und Lebensmittel schenkten. Dazu kam noch alles, was auf seinem Bauernhof erzeugt wurde.

Mit einer Postkarte unserer Großeltern, auf der stand, dass wir Brot und Nahrungsmittel bei ihnen abholen könnten, wurden wir dann informiert.

Die Abholung der Lebensmittel war immer ein Problem

Problem: Großvater musste arbeiten und konnte daher nicht mit dem Zug nach Altdorf fahren. Für eine Zugfahrt nach Schwabach hatte meine Mutter kein Geld.

Und so musste ich als Elfjähriger mit meinem Fahrrad an mehreren Wochenenden von Altdorf über Feucht, Wendelstein, Schwabach zu ihnen nach Dechendorf fahren. Bis Wendelstein kannte ich die Wegstrecke von unseren privaten Radtouren mit meinen Freunden. Orientieren konnte ich mich nur an den aufgestellten Straßenschildern, eine Landkarte hatte ich nicht.

Meine Mama weinte jedesmal vor Angst, wenn ich in Altdorf losfuhr, meine Oma vor Dankbarkeit, wenn ich in Dechendorf ankam.

Am anderen Tag ging es dann auf der gleichen Strecke wieder zurück nach Altdorf. Der Korb auf meinem Gepäckträger war nun gut gefüllt mit viel Essbarem.

Die Bewältigung dieser 35 Kilometer langen Strecke mit dem Fahrrad war für mich kein Problem, denn durch den Sport war ich trainiert und körperlich gut drauf.

Das Problem waren nur die bösen Menschen, die mich anhielten und ausraubten.

"Wo kommst Du denn mit Deinem Fahrrad her?"

"Ich komme von meinen Großeltern!"

"Was hast Du denn da in Deinem Korb?"

"Brot, Eier und etwas zum Essen."

"Zeig' mir doch mal, was Du alles hast."

Höflich tat ich das und schon hatten diese gemeinen Menschen mir laut lachend alles abgenommen und liefen weg. Verzweifelt und traurig stand ich da.

Meine Rückfahrt nach Altdorf legte ich dann laut weinend zurück und ich kam mit leeren Händen daheim an. Das passierte mir allerdings nur einmal. Dann hatte ich gelernt, mit dem Fahrrad immer schnell zu sein, nicht anzuhalten und gegen alle Erwachsenen ein gesundes Mißtrauen zu haben.

Mama bringt uns mit Näharbeiten über die Runden

Da meine Mutter unseren am 12. März 1944 vermissten Vater nicht für tot erklären ließ, bekamen wir wenig finanzielle Unterstützung vom Staat.

Mit ihrer Hände Arbeit, sie war gelernte Schneiderin, hat sie uns aber trotzdem schlecht und recht durchgebracht. Für ein von ihr in tagelanger Arbeit genähtes Kleid verlangte sie meistens 12 Reichsmark.

Doch wenn ich das Kleid bei der Kundin ablieferte, dann hatte die meistens auch kein Geld um es gleich zu bezahlen und so musste der auf dem Rückweg geplante Einkauf von Brot und Lebensmitteln leider ausfallen.

Das bedeutete für meine Schwester und mich wieder hungrig ins Bett zu gehen.

In dieser Zeit haben wir Kinder den Hunger und oftmals auch die Hartherzigkeit meiner Verwandtschaft, die uns nicht halfen, besonders intensiv erlebt und gespürt.

Die öffentliche Bekanntmachungen wurden damals ausgerufen

Auf eine für uns Kinder sehr beliebte Art wurden nach dem Kriegsende 1945 die Mitteilungen des Bürgermeisters an die Bevölkerung weitergegeben. Dazu waren die Amtsboten des Altdorfer Rathauses, die Herren Hendelmeier und Leicht, mit einer großen Glocke unterwegs. Schaukästen und Aushänge sowie Veröffentlichungen in einer Tageszeitung gab es damals nicht.

Mit ihrer Glocke läuteten sie beim Gang durch die Straßen und Gassen unserer Stadt zunächst mehrmals laut und kräftig. Wenn sich dann langsam die Haustüren und Fenster öffneten und die Leute herausschauten, oder auf die Straße kamen, dann verkündigte der „Ausschellerer“ - so hieß er bei der Bevölkerung - mit lauter Stimme: "Der Bürgermeister gibt bekannt", oder einfach nur "Bekanntmachung". Dann las er den auf der Straße stehenden Menschen die amtlichen Mitteilungen laut vor.

Für uns Kinder war es die größte Gaudi vor oder nach den Amtsboten herzulaufen und pausenlos mit lauter Stimme zu rufen: "Bekanntmachung, Bekanntmachung, Bekanntmachung" oder "Der Bürgermeister der Stadt Altdorf gibt bekannt."

Die Jahre vorher wurden die Bekanntmachungen den Altdorfer Bürgerinnen und Bürgern noch am Sonntag nach dem Gottesdienst vor der Laurentiuskirche verlesen.

Zwangseinquartierung von wohnungssuchenden Bürgern

Nach dem Kriegsende fehlte es an Wohnungen. Ein Grund dafür waren die 3 Millionen Deutsche, die von 1945 bis 1946 aus dem Sudetenland (Tschechien) wegen der „Benes-Dekrete“ vertrieben wurden. 2,6 Millionen von ihnen wurden in Deutschland aufgenommen, 1.100 davon und noch 900 Evakuierte in Altdorf. Sie waren in Häusern im Stadtgebiet, in Baracken auf dem TV-Sportgelände, an der Rascher Straße und auf dem Areal der Gärtnerei Näder untergebracht.

Mit offenen Armen wurden sie in Altdorf nicht aufgenommen. Sie wurden aber nach und nach gut integriert. Trotzdem war Jahre nach ihrer Ankunft immer noch der Satz an die heiratswilligen Männer zu hören: „Bou, heirat' ja ka Flüchtlingsmadla!“ (siehe auch die Seiten 132 und 143)

Langsame Integration der Flüchtlinge in Altdorf

Diese Flüchtlinge aus dem Sudetenland wurden leider auch geringschätzig „Polacken“ (Polen), oder auch die „Rucksackdeutschen“ genannt, für die man auch ungerne Wohnungsraum zur Verfügung stellte. Obwohl sie deutsch sprachen so wie die Einheimischen, erfuhren sie doch lange Zeit Ausgrenzung und Ablehnung! Dass sie auch noch Katholiken waren trug ebenfalls dazu bei.

Die meisten von ihnen hatten aber das gleiche Schicksal wie viele Altdorfer Familien: Der Vater war gefallen, das Geld war knapp und die Mütter mit ihren Aufgaben völlig überfordert. Der brutalste Satz war aber „Geht wieder dorthin, wo ihr herkommt!“

Wir Altdorfer Kinder schafften es aber nach und nach, viele von ihnen gut zu integrieren sowie mit ihnen zu spielen und freundschaftlich umzugehen.

Die geflüchteten Kinder und Jugendlichen waren damals in der Jugendarbeit des CVJM Altdorf und in der weiblichen Gemeindejugend der evang. Kirchengemeinde herzlich willkommen. Und sie kamen auch gerne!

Den Begriff „Ökumene“ kannten wir Kinder damals 1945 nicht, aber wir haben den Sinn dieser Botschaft problemlos und gerne umgesetzt.

Wir lernten von ihnen auch neue Spiele kennen, die wir gemeinsam ausgelassen und fröhlich umsetzten. Sie hatten auch Lieder, deren Text wir zwar wegen ihres Dialekts nicht verstanden, aber nach und nach zumindest den ersten Vers kannten. Dazu gehörte auch das beliebte Bergmannslied: „Glückauf, Glückauf, der Steiger kommt“.

Die „Charta der Heimatvertriebenen“ ein Beitrag zur Versöhnung

Die aus ihrer Heimat in Ostpreußen, Pommern, Schlesien sowie dem Eger- und Sudetenland Vertriebenen, versuchten sich in ihrer neuen Heimat zu integrieren. Ein viel beachteter Beitrag zur Versöhnung mit den Vertreibern war dazu am 5. August 1950 in Stuttgart die Unterzeichnung der „Charta der Heimatvertriebenen“. Sie enthielt einen Aufruf zum Verzicht auf Rache und Vergeltung nach den Vertreibungen im Zweiten Weltkrieg sowie ein Bekenntnis zur Völkerverständigung. Es gab aber auch Widerspruch und vor allem das Recht auf die verlassene Heimat nicht aufzugeben. „Meine Heimat ist das Egerland, Altdorf ist mein Daheim“.

Wohnungsprüfer sorgten für Wohnraum

Um das durch die Flüchtlinge entstandene Wohnungsproblem zu lösen, kamen in die Häuser die "Wohnungsprüfer", die nach eigenem Ermessen den notwendigen Wohnraum für den Wohnungseigentümer und seine Familie festlegten. Gleichzeitig beschlagnahmten sie sofort Zimmer für die wohnungssuchenden Menschen. Diese Maßnahme führte bei vielen Wohnungsinhabern zu einem gewissen Fremdenhass.

Selbst die kleine Turmwächterstube im Turm der Altdorfer Laurentiuskirche, die bis Kriegsende dem Volkssturm als Aussichtswarte diente, und auch einige Räume im Unteren Torturm wurden damals bewohnt.

Auch bei uns zogen in den 1. Stock unseres kleinen Einfamilienhauses nach und nach Georg Grosser, die Familien Fritz Zettl, Hermann Wiesele und Paul Kühn ein. Wir kamen trotz der räumlichen Enge jahrelang gut miteinander aus.

Georg Grosser wird uns eine große Hilfe

Für uns war die Einquartierung fremder Menschen auch ein Glücksfall.

So zog 1945 in ein Zimmer unseres Einfamilienhauses auch Georg Grosser ein.

Er kam aus Nürnberg und arbeitete in Altdorf in der Druckerei der amerikanischen Streitkräfte. Er hatte ein Auto und seit vielen Jahren die Jagd in Dechendorf - dem Wohnort meiner Großeltern - gepachtet. Somit konnten wir nun öfters mit ihm bequem und ohne Fahrtkosten im Auto zu den Großeltern fahren. Ich habe das vor allem in den Schulferien und an Wochenenden öfters in Anspruch genommen.

Leider wurde Georg Grosser, den ich wegen seiner väterlichen und fröhlichen Art ins Herz geschlossen hatte, nach einem Jahr in das hessische Pfungstadt versetzt.

Ich erlebe einen schlimmen Autounfall mit

Bei einer dieser Fahrten mit Georg Grosser nach Dechendorf waren wir beide an einem schrecklichen Autounfall beteiligt.

Wir fuhren bei Penzenhofen den Berg in Richtung Feucht hinab, als gerade ein Ehepaar ihr defektes Auto den Berg heraufschob. Als wir uns auf gleicher Höhe begegneten, lief ihr Kind plötzlich hinter dem Auto hervor und rannte direkt in unser Fahrzeug. Trotz Vollbremsung war es zu spät. Das Kind wurde durch die Luft gewirbelt, fiel auf die Fahrbahn zurück und lag leblos auf der Straße.

Seine Mutter nahm es auf den Arm, schrie, weinte und schrie. Der Vater ging auf Georg los und schlug auf ihn ein. Erst ein anhaltender Autofahrer und die später hinzukommende Polizei konnte diese Situation beruhigen. Die Sanitäter fuhren das Kind mit seinen Eltern gleich nach Altdorf in die Klinik. Die Polizei bestätigte an Ort und Stelle und auch später im Prozess, dass Georg keine Schuld trifft.

Bei der Gerichtsverhandlung erfuhren wir auch, dass ihr Kind unbemerkt beim Schieben aus dem Auto ausgestiegen war, um den Eltern zu helfen. Gerade in dem Augenblick als unser Auto auf gleicher Höhe war. Es war ihr einziges Kind.

Mama weint nachts wieder viel

Unser Leben litt schon etwas unter den eingeschränkten Räumlichkeiten in unserem Einfamilienhaus und unter den fremden Menschen mit ihren Eigenheiten.

So waren wir sehr froh, als wir ab Herbst 1952 die drei vom Wohnungsamt beschlagnahmten Zimmer im 1. Stock unseres Hauses wieder für uns alleine hatten. Im Schlafzimmer standen aber weiterhin drei Betten: die zwei Ehebetten in dem Mama und ich schliefen, in einem Beistellbett meine jüngere Schwester.

Oftmals wachte ich nachts auf und hörte meine Mama leise weinen.

Der Grund war immer dergleiche, ihre große Sehnsucht nach unserem in Russland vermissten Papa, das immer fehlende Geld zum Kauf von Nahrungsmitteln, Heizmaterial und für die Abzahlung der Raten unseres Hauses sowie auch die mangelnde Unterstützung durch unsere Verwandten in Altdorf.

Wir hatten immer zu wenig, trotz Waisenrente und Mamas intensiven Näharbeiten

Ich kroch dann immer zu ihr ins Bett und versuchte sie mit meinen 11 Jahren zu trösten, sagte irgend etwas zu ihr, meistens habe ich aber auch mitgeweint, denn auch mir fehlte mein Papa sehr.

Und am Morgen musste ich dann in die Schule, manchmal unausgeschlafen, traurig und auch unkonzentriert. Kein Lehrer konnte den Grund erahnen und auch wissen, was ich in der zurückliegenden Nacht zu verarbeiten hatte.

Öffentliche Veranstaltungen sind in Altdorf wieder erlaubt

In Altdorf hatte sich die Bevölkerung mittlerweile an die amerikanischen Soldaten und an ihre Anordnungen gewöhnt. Auch das gesellschaftliche Leben kam in der Stadt langsam wieder zurück und normalisierte sich.

Durch die sogenannte „Neulizensierung“ erlaubten die Amerikaner dann ab 1946 auch, dass die Arbeit aller Altdorfer Vereine wieder aufgenommen werden durfte und damit auch das gesellige Leben in der Stadt wieder langsam in Gang kam.

Dies geschah dann auch durch die 1946 und 1947 wiedergegründeten Vereine: HGV (Handwerker-Gesellen-Verein), Gesangverein Liedertafel, TV 1881 Altdorf sowie durch die in den gleichen Jahren neu gegründeten Vereine, dem 1. FC Altdorf, dem VdK-Ortsverband und dem CVJM Altdorf.

So wurden nun von den Altdorfer Vereinen und der Kirche wieder Jugendarbeit, Theateraufführungen, Chorkonzerte, gesellige Treffen, gemeinsames Musizieren, Singen und Sport für die Bevölkerung angeboten.

Alle Veranstaltungen und Aktivitäten waren damals immer gut besucht.

Die Turnhalle wird von den Amerikanern zurückgegeben

Ein wichtiger Grund dafür war auch, dass die im April 1945 von den Amerikanern beschlagnahmte TV-Turnhalle an den Verein zurückgegeben wurde. Somit konnten wieder größere öffentliche Veranstaltungen aller Art in Altdorf stattfinden.

Das waren vor allem die beliebten Rosenmontagsbälle, Tanzveranstaltungen, Bunte Abende, Theateraufführungen, Jubiläums- und Weihnachtsfeiern der Vereine, Stiftungsfeste, Fahnenweihen und die beliebten Konzerte des Altdorfer Orchesters unter Leitung von Hermann Pranz sowie auch mehrere Boxveranstaltungen

Bis zu 400 Personen kamen zu den angebotenen Veranstaltungen. Der begehrteste Platz in der Halle war für viele Besucher auf der sogenannten „Galerie“, der Empore.

Die Menschen freuten sich damals wieder treffen zu können, sei es in der TV-Turnhalle, in der Kirche, oder später auch im Kino und auf dem Sportplatz.

Die TV-Turnhalle wurde wieder Sport- und Kulturtreff

Die im August 1904 an der Türkeistraße erbaute 12 Meter breite und 20 Meter lange Turnhalle des TV 1881 Altdorf, war die einzige Veranstaltungshalle in der Stadt.

Sie wurde später noch mehrmals umgebaut (1913, 1923, 1954, 1960).

Ein Geräteraum, Küche, Garderobe und Toiletten wurden eingebaut, ebenso eine große, funktionsgerechte Bühne. Dadurch war die TV-Turnhalle für Veranstaltungen verschiedenster Art sehr gut geeignet.

In der Halle wurde aber nicht nur geturnt und sportlich trainiert, es fanden auch viele andere Veranstaltungen statt. Bis zu 400 Personen kamen zu den Veranstaltungen. Der begehrteste Platz war für viele auf der sogenannten „Galerie“.

Viele Prominente waren in der TV-Turnhalle zu einem Vortrag oder einer politischen Versammlung. Die Liste reicht vom bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Franz-Josef Strauß über den Bergsteiger Luis Trenker (1978) bis hin zu vielen Chören, Musik-, und internationalen Folkloregruppen.

TV 1881 und 1. FC nehmen ihren Sportbetrieb wieder auf

Es gab damals in Altdorf zwei Sportvereine: Den TV 1881 Altdorf, der Handball spielte und den 1946 neu gegründeten Fußballverein 1. FC Altdorf.

Der FC Altdorf absolvierte seine Ligaspiele auch auf dem Sportgelände des TV 1881, bevor er 1951 dann seine eigene Sportanlage an der Nürnberger Straße bekam.

Beide Vereine durften ab Sommer 1947 ihren Spielbetrieb wieder aufnehmen.

Die Amerikaner hatten die Sportanlage an der Jahnstraße und auch den Festplatz daneben geräumt. Beide Anlagen wurden dann durch viele freiwillige Helfer wieder funktionsfähig hergerichtet. Damit waren beste Voraussetzungen für einen perfekten Sportbetrieb der Handballer (TV 1881) und Fußballer (1. FC) geschaffen.

So schauten damals sonntags über zweihundert Zuschauer mit Begeisterung den Spielen zu. Denn es war in Altdorf gute Tradition: am Vormittag geht man in seine Kirche und am Nachmittag mit der ganzen Familie auf den Sportplatz, um dort die Fußballer oder Handballer lautstark anzufeuern.

Der Sportplatz wurde auch für uns Kinder wieder wichtig

Sehr wichtig für unsere Freizeitgestaltung war damals auch der Sportplatz des TV 1881 Altdorf an der Heumannstraße. (siehe auch Seite 146 und 179)

Unser Lehrer hat uns damals erzählt, dass der Straßename nicht von einem Mann kommt, der den Bauern bei ihrer Heuarbeit hilft, sondern an den bekannten Altdorfer Juraprofessor Johannes Heumann von Teutschenbrunn (1711 - 1760) erinnert.

Heumann war der größte Wohltäter der Stadt Altdorf. Er stiftete ihr mehrere Grundstücke, darunter auch ein großes Wiesengelände an der Heumannstraße.

Dort legte dann 1927 der TV 1881 Altdorf seinen Sportplatz an.

Rückblick: Der Altdorfer Sportplatz im Zweiten Weltkrieg

In der Kriegszeit war diese Sportanlage auch das Ausbildungsgelände für die Mitglieder der Altdorfer Hitlerjugend (HJ). Obwohl ich und einige meiner Schulfreunde erst neun Jahre alt waren, durften wir schon an ihren Aktivitäten teilnehmen. Wir lernten dort auf der Aschenbahn das richtige Marschieren im Gleichschritt. Zu den Höhepunkten der Ausbildung zählte auch das Blasen einer Fanfare und das Trommeln im Fanfarenzug, oder das Tragen einer Fahne.

In den auf dem Gelände errichteten fünf Holzbaracken waren ausgebombte Familien aus Nürnberg und ab 1945 auch Flüchtlinge aus dem Sudetenland untergebracht. Dort stehen heute die TV-Vereinsstätte Sportpark und die TV-Judohalle.

Benutzung des Altdorfer Sportplatzes durch die Amerikaner

Die Amerikaner hatten nach der Einnahme Altdorfs am 17. April 1945, den Sportplatz und den angrenzenden Festplatz sofort beschlagnahmt. Dort wurden viele ihrer Fahrzeuge geparkt und ein sehr streng bewachtes Lebensmitteldepot angelegt.

Ab Frühjahr 1947 räumten sie dann das Sportgelände und auch den Festplatz daneben und der TV 1881 Altdorf konnte dort seinen Sportbetrieb wieder aufnehmen. Beide Anlagen waren aber so stark beschädigt, dass sie vorher durch viele freiwillige Helfer in wochenlanger Arbeit wieder funktionsfähig hergerichtet werden mussten. (siehe auch Seite 139 und 145)

Fußball spielten wir nur barfuß

Dieser Sportplatz wurde danach wieder - wie in der Kriegszeit auch - ein beliebter Treffpunkt der meisten Altdorfer Kinder und Jugendlichen.

Auf seinem Spielfeld, auf der Aschenbahn und in der großen Weitsprunggrube, konnten wir uns so richtig austoben.

Es gab auch immer wieder Erwachsene, die uns die Grundbegriffe der Leichtathletik und des Handballs beibrachten. Das Beisammensein mit diesen älteren Menschen tat uns meistens vaterlosen Kindern gut. (siehe auch Seite 179)

Auch Fußball haben wir dort schon begeistert gespielt, allerdings nur barfuß, denn für Fußballschuhe hatten wir kein Geld. Helmut Müller und Hans Weißkopf waren begeisterte "Barfuss-Fussballer", die zeigten, dass man auch ohne Schuhe gut Fußball spielen kann. Gefürchtet waren ihre "Bauernspitzen", das waren Freistöße, die sie mit dem nackten Spann aus großer Entfernung aufs Tor schossen.

Auch Klaus Wolfermann, Olympiasieger 1972 im Speerwurf, trainierte dort.

Stammtische entstehen, Tanzveranstaltungen werden angeboten

Auch die seit Jahrzehnten beliebten Stammtische entstanden nach und nach wieder in den meisten Altdorfer Gaststätten.

Großer Beliebtheit erfreuten sich auch die vielen angebotenen Tanzveranstaltungen im Saal der Gaststätten Deinhard (heute Hypobank) und Rotes Ross.

Zu ihnen kamen sogar die katholischen Tänzer aus der nahen Oberpfalz zu Fuß in das lutherische Altdorf, denn die Altdorfer Mädels waren damals schon sehr begehrt. Das hat mir ein Gastwirt aus Oberölsbach einmal erzählt.

Damals, so sagte er, da fragte man eine nicht näher bekannte Angebetete erst nach ihrer Religion und Herkunft und dann erst nach ihrem Vornamen.

Die beliebten Faschingsumzüge erfreuten wieder die Altdorfer

Großen Zuspruchs erfreuten sich in der Faschingszeit auch die beliebten Altdorfer Faschingsumzüge, die am Marktplatz von vielen Menschen jubelt wurden.

Dabei stellten kostümierte Mitglieder einiger Altdorfer Vereine auf Fuhrwagen Motive aus den Verfehlungen im Altdorfer Alltagsleben humorvoll dar. Die Zuschauer hatten daran ihre (Schaden)Freude, waren begeistert und lachten sehr viel.

Das Altdorfer Rosenau-Kino wird eröffnet

Auch das beliebte Rosenau-Kino am Unteren Tor und später das Kino Braun in der Nürnberger Straße nahmen wieder ihren Betrieb auf. Informationen über die dort gezeigten Filme bekamen wir Jugendlichen von dem öffentlich ausgehängten katholischen Filmanzeiger. Darin waren die Filme in drei Kategorien eingeteilt:

1. Zu empfehlen. 2. Bedingt zu empfehlen. 3. Unbedingt abzuraten.

Für die Filme der 3. Kategorie zeigten wir aber meistens das größte Interesse.

Bei den Altdorfer Sängerknaben („Singerboum“)

Unsere Begeisterung für das Singen konnten wir Altdorfer Buben nach dem Kriege ab 1947 bei den „Altdorfer Sängerknaben“- im Volksmund „die Singerboum“ - der evangelischen Kirchengemeinde ausleben.

Es war damals schon eine Ehre in diesem bekannten Knabenchor mitsingen zu dürfen, der vom strengen aber von uns geschätzten Oberlehrer Georg Wagner geleitet wurde. Wir nannten ihn liebevoll den "Wagners Schorsch".

Viel Freizeit musste von uns Sängern aufgebracht werden, um die Texte der Lieder für die Beerdigungen, Hochzeiten, das Neujahrssingen in den Dörfern und für die Gottesdienste auswendig zu lernen und musikalisch auch umzusetzen.

Bei den „Singerboum“ gab es auch eine gewisse Hierarchie.

So wurden die älteren Sänger als Kreuzträger und Orgeltreter eingesetzt. Da die Orgel in der Laurentiuskirche damals noch nicht elektronisch betrieben wurde, mussten die älteren Sänger als Orgeltreter, von uns wurden sie "Orgelpumper" genannt, beim Gottesdienst die beiden Trittbretter für den Blasebalg der Orgel mit den Füßen gefühlvoll auf und ab betätigen. Machten sie das nicht richtig, dann verstummten die Töne der Orgel nach und nach mit einem leisen Heulton.

Für unsere Gesangsvorträge bei den Beerdigungen und Hochzeiten gab es 50 Pfennige, die Kreuzträger und Orgeltreter bekamen sogar 70 Pfennige.

Bei Hochzeiten sangen wir mit Orgelbegleitung von der zweiten Empore der Laurentiuskirche für das Brautpaar das Lied "Jesu, geh voran auf der Lebensbahn". Am Ende der Trauung eilten wir dann alle ganz schnell zum Hauptportal der Kirche, um von den vom Brautpaar ausgeworfenen Süßigkeiten und Geldmünzen noch etwas zu bekommen.

Zu den Beerdigungen trafen wir uns in der Laurentiuskirche.

Dort zogen wir uns um - unsere Dienstkleidung bestand aus einem schwarzen Umhang und einer schwarzen Mütze - und marschierten dann mit dem Pfarrer, Chorleiter Georg Wagner und dem Kreuzträger über den Altdorfer Marktplatz zum Friedhof an der Magdalenenkirche. Dort versuchten wir mit unseren Liedvorträgen die Trauerfeiern würdig zu umrahmen.

Am 2. Weihnachtsfeiertag - am 1. Feiertag sang traditionell immer der Kirchenchor und spielte der Posaunenchor - durften wir im Gottesdienst mitwirken.

Mit unseren hellen Knabenstimmen brachten wir meistens das beliebte und bekannte Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ zum Vortrag.

Danach wurden wir von unserem Leiter Georg Wagner meistens gelobt: „Boum, schöi habt da gsunga, einfach schöi!“. Dabei strahlte er uns alle mit seinem gütigen Lächeln an. Durch sein Lob, spürten wir, dass nun auch etwas von der Weihnachtsbotschaft in unsere Herzen eingezogen war.

Singerboum: Das beliebte Neujahrssingen auf dem Land

Eine besondere und auch anstrengende Aktion für uns „Singerboum“ war jedes Jahr zwischen Weihnachten und Heilig-Drei-König das Neujahrssingen.

Wir gingen in den Weihnachtsferien täglich zu Fuß bis nach Weißenbrunn, Raschbach, Adelheim, Pühlheim, Weinhof, Grünsberg, Ungelstetten und Birnthon, um den Leuten die besten Wünsche der Kirchengemeinde für das neue Jahr mit Gesang und Worten auszusprechen. Als Dank bekamen wir von ihnen Plätzchen, Eier, Schinken, geräucherte Leberwürste oder ein Stück geselchtes Fleisch.

Alle diese Gaben wurden dann nach unserer Rückkehr am Abend ehrlich aufgeteilt und daheim von unseren Eltern dankbar entgegengenommen.

Das Lied von der Altdorfer Blachershex

Eine Extrabelohnung gab es von den Erwachsenen auch, wenn wir ihnen auf Wunsch das textlich so furchtbare Lied von der "Altdorfer Blachershex" vorsangen. Warum es die Erwachsenen so liebten, konnten wir nie nachvollziehen.

Wir sangen das, obwohl das Singen dieses Liedes von unserem Chorleiter verboten war. Vielleicht war es ein Spottlied auf die Geistlichkeit?

„Residend ins Bladewux; Komm, ach komm ins Bladewux.

Sie empfängt die Sennewick bei Könewick Maria.

Sunnablätta blätt man sich //: in Gabriel //:

Eva - Eva fürcht de net, I dou der nix, denn i bin der Schneidersfritz.

Schlawenzia, Hosianna in der Höh', Ex-Natius Rex, alte Blachershex, verreck“.

Die Premiere eines neuen Weihnachtsliedes

Wir „Altdorfer Singerboum“ trafen uns im November 1948 zur wöchentlichen Chorprobe auf der 2. Empore unserer Laurentiuskirche. Chorleiter Oberlehrer Georg Wagner überraschte uns dabei mit der Ankündigung: „Boum, heute üben wir für Weihnachten ein neues Lied aus dem evangelischen Kirchengesangbuch ein, das ein Altdorfer Bürger getextet und komponiert hat, Nikolaus Herman.

Dieser Liedvortrag wird für uns alle an Weihnachten eine Premiere werden“.

Wir waren überrascht, denn eigentlich waren wir zum Proben auf „O, du fröhliche“ oder „Stille Nacht“ eingestellt.

Nach seiner Ankündigung herrschte unter uns Singerboum zunächst Schweigen und Ratlosigkeit. Dann kamen die ersten Fragen: „Von wem ist dös Laid (Lied), Herr Lehrer?“ „Von an echten Altdorfer?“ „Herr Lehrer, was is'n a Premiere?“

Antwort: „Dieses Weihnachtslied ist vom Altdorfer Nikolaus Herman, habt ihr von dem noch nichts gehört? Oder kennt ihr nur den „Ramsauers Gerch“ und den „Friedla“, das waren damals zwei bekannte Altdorfer Originale?“ (siehe Seite 199)

Einer antwortete schüchtern: „Doch, ich glaab, da „KiDi“, unsere Bezeichnung für den damaligen Altdorfer Dekan, Kirchenrat Georg Distler, hat uns schoo amaal von dem was erzählt, aber des hat uns damals net su viel intressiert!“

„Ihr Musikbanausen, der Herman hat viele Kirchenlieder getextet und komponiert, 11 davon sind in unserem Gesangbuch abgedruckt. Schämt euch, dass ihr das nicht wisst. Und wenn ihr später nach der Probe von der Kirche die Hermansgasse zum Judenbühl hinuntergeht, dann denkt daran, die ist nach ihm benannt.

Eine Premiere ist übrigens etwas, was man das erste Mal macht“.

Nach diesen Erläuterungen begann die Chorprobe und wir legten beim Einüben des neuen Liedes „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich, in seinem höchsten Thron“, bedingt durch seine lebhaft Melodie, tempomäßig gleich zu schnell und zu laut los.

Nach der Ermahnung unseres „Schorsch“: „Boum, das ist doch kein Wanderlied, sondern ein Weihnachtsstück!“, übten wir es dann sehr besinnlich mit ihm ein.

Bei der nächsten „Christenlehre“ (die weitere Unterrichtung der Konfirmanden nach ihrer Konfirmation) baten wir dann Dekan Georg Distler uns doch nochmals etwas über Nikolaus Herman zu erzählen. Der „KiDi“ tat das gerne: Nikolaus Herman ist um 1480 oder 1500 in unserer Stadt geboren, war dann ab 1518 Kantor, Lehrer und Liederdichter an der Lateinschule in St. Joachimsthal im heutigen Tschechien und schrieb dort viele evangelische Kirchenlieder. Er starb 1561.

Im Gottesdienst am 2. Weihnachtsfeiertag in der Laurentiuskirche kam dann unsere Premiere. Von der 2. Empore herab brachten wir das einstudierte Lied „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich, in seinem höchsten Thron“ gekonnt zum Vortrag.

Oberlehrer Wagner sang leise die zweite Stimme dazu und lobte uns für den Vortrag.

Der Altdorfer Liederdichter Nikolaus Herman

Immer, wenn wir vom Rathaus durch die Hermansgasse zum Judenbühl gingen, dann war von uns Jugendlichen oftmals der Satz zu hören:

„Denk draa, dös is unserm Schorsch sei Hermansgass' und da Herman is a ganz berühmter Altdorfer g'wesen, der hout zwa Weihnachtsläider gschriem. Aans davoo homma an Weihnachten 1948 in unserer Kirng (Kirche) gsunga, als Premiere!“

Stolz waren wir als Kinder auch immer, wenn wir unseren Verwandten und Bekannten von dem Altdorfer Kantor und Liederdichter Nikolaus Herman erzählen durften, auch dass die vom Marktplatz zum Judenbühl abzweigende Hermansgasse nach ihm benannt ist.

Dieses Wissen über die Lebensgeschichte und das segensreiche Wirken des Dichters hatten wir im Konfirmandenunterricht und in der Christenlehre von Dekan Georg Distler erhalten. Er hatte uns damals auch darauf hingewiesen, dass im alten evangelischen Gesangbuch sich damals die folgenden 11 Lieder von ihm fanden.

Der Altdorfer Lehrer Hans Biegel hat sie einmal für die evang. Kirchengemeinde zusammengestellt:

Nr. 20:	Den die Hirten lobeten sehre	(nur Text, nicht mehr im neuen EG)
Nr. 21:	Lobt Gott, ihr Christen alle gleich	(EG 27, Text und Melodie)
Nr. 80:	Erschienen ist der herrlich Tag	(EG 106, Text und Melodie)
Nr. 114:	Wir wollen singen ein Lobgesang	(EG 141, Text)
Nr. 116:	Heut singt die liebe Christenheit	(nur Text, nicht mehr im neuen EG)
Nr. 246:	Ein wahrer Glaube Gott's Zorn stillt	(EG 413, Text)
Nr. 313:	Wenn mein Stündlein vorhanden ist (EG 522, Text)
Nr. 339:	Die helle Sonn leucht' jetzt herfür	(EG 437, Text)
Nr. 355:	Hinunter ist der Sonnenschein	(EG 467, Text)
Nr. 376:	Bescher', uns Herr, das täglich Brot	(nur Text, nicht mehr im neuen EG)
Nr. 388:	In Gottes Namen fahren wir	(EG 498, Text)

Der Altdorfer Posaunenchor darf wieder spielen

Der 1928 gegründete Altdorfer Posaunenchor der evangelischen Kirchengemeinde durfte ab 1947 - unter Leitung von Diakon Max Klaus - seine Tätigkeit wieder aufnehmen. Wir waren nicht nur vom Musizieren begeistert, sondern auch von der funktionierenden Gemeinschaft im Posaunenchor zwischen den älteren und jungen Bläsern, die uns meist vaterlosen Jugendlichen sehr gut tat.

Der Posaunenchor spielte vor allem an den kirchlichen Feiertagen in und vor der Laurentiuskirche und auch vom Kirchturm.

In der Advents- und Weihnachtszeit spielten wir am Abend mehrmals im Altdorfer Krankenhaus und im Wichernhaus für die Patienten sowie auch vor den auf dem Marktplatz aufgestellten Christbäumen weihnachtliche Weisen. Die Bevölkerung war dazu immer sehr zahlreich anwesend und freute sich über unsere Auftritte.

Oftmals geschah das Musizieren aber bei Schneefall und niedrigen Temperaturen und manches Musikinstrument froh dabei beim Spielen ein.

Auch nach dem Gottesdienst am Heiligen Abend in der festlich geschmückten Altdorfer Laurentiuskirche, wurde traditionsgemäß noch beim Weihnachtsbaum vor der Kirche gespielt; manchmal auch hoch vom Turm der Kirche herab.

Beim vor dem Gotteshaus aufgestellten Weihnachtsbaum standen die vielen Kirchenbesucher nach dem Gottesdienst noch in kleinen Gruppen zusammen, hörten uns zu, unterhielten sich, wünschten sich gesegnete Feiertage, oder trösteten die vielen Altdorfer Kriegerwitwen und deren Kinder. Die mussten Weihnachten leider ohne ihren geliebten Ehemann und Vater feiern.

Der Altdorfer Posaunenchor war sehr vielseitig

Der Altdorfer Posaunenchor spielte damals auch während des Jahres an weiteren kirchlichen Feiertagen und Festen in der Laurentiuskirche, bei der Waldweihnacht und beim Jahresfest des CVJM Altdorf sowie bei den Jubelkonfirmationen der evangelischen Kirchengemeinde.

Beim festlichen Zug mit den vielen Jubilaren (oftmals ca. 100 Frauen und Männer) vom Schloßplatz in die nahe Laurentiuskirche, mussten wir Bläser allerdings immer besonders langsam marschieren, damit die älteren und viele schon mit Stöcken gehenden Jubelkonfirmanden uns auch folgen konnten.

Eine besondere Auszeichnung war auch das Mitspielen im Quintett des Altdorfer Posaunenchores, das bei vielen Advents- und Weihnachtsfeiern Altdorfer Vereine im damaligen Saal des Gasthofes Rotes Ross musikalisch mitwirkte.

Es bestand aus Konrad Haas, Paul Heffner, Konrad Holz, Helmut Meindel und Eberhard Kraus.

Beliebt war auch das Turmblasen an Silvester

An Silvester trafen sich in den Jahren nach dem Kriegsende 1945 viele Altdorfer wieder traditionsgemäß ab 23 Uhr auf dem Marktplatz.

Vor den Altdorfer Gastwirtschaften brannten kleine und größere Feuer, in denen die alten Kalender und auch einige Besen unter dem Applaus der Herumstehenden verbrannt wurden.

Wir Bläser vom Altdorfer Posaunenchor trafen uns gegen 23.30 Uhr am Eingang des Turmes der Laurentiuskirche und stiegen dann gemeinsam hoch zum Turmkranz der Laurentiuskirche, um von dort einige Choräle zu spielen.

Hoch über dem Marktplatz verabschiedeten wir dann das zu Ende gehende alte Jahr mit dem Choral „Nun danket alle Gott mit Herzen Mund‘ und Hände“ und begrüßten damit auch das Neue.

Während wir vom Turm unsere Choräle spielten, krachten am Boden die gezündeten Feuerwerksraketen und erleuchteten den dunklen Altdorfer Nachthimmel.

Wegen der vielen guten Wünsche für das neue Jahr zog sich unser Heimweg über den belebten Marktplatz danach meistens immer sehr in die Länge.

Einige Jahre später wurden wir Bläser so stark mit Feuerwerkskörpern beschossen, dass es für uns auf dem Kranz des Turmes zu gefährlich wurde.

Das traditionelle Silvesterblasen musste deshalb aus Sicherheitsgründen eingestellt werden. Damit verschwand auch ein Stück Altdorfer Tradition.

Ab 1950 gab es dann noch die Altdorfer Stadtkapelle

Das musikalische Leben in unserer Heimatstadt Altdorf wurde ab Anfang 1950 auch durch die von Josef Jandascka geleitete Stadtkapelle bereichert.

Einige Jahre später haben sie sich umbenannt in „Die Wallensteiner“.

Die etwa 20 Musiker gaben viele Konzerte in der Stadthalle, spielten im Altdorfer Umland in Bierzelten und viele Male auch als Festkapelle bei den Altdorfer Wallenstein-Festspielen im historischen Universitätshof sowie danach beim großen Festzug und beim geselligen Ausklang in einem Biergarten.

Es bestanden auch viele Jahre lang freundschaftliche Beziehungen zur Musikkapelle in Haus (bei Schladming) in der österreichischen Steiermark

Die 22 Musiker waren auch im Juni 1972 zur Nürnberger Hütte in den Stubaier Alpen aufgestiegen, um dort an einer Veranstaltung der Sektion Nürnberg des DAV und an einer Bergmesse mitzuwirken.

1947 wurde der CVJM Altdorf gegründet

Zwei Jahre nach dem Kriegsende wurde am 15. März 1947 in unserer Stadt der CVJM (Christlicher Verein Junger Männer) Altdorf gegründet.

Bei der Gründung im Speisesaal des Wichernhauses verfolgten die damaligen Gründungsmitglieder das Ziel, junge Menschen durch den CVJM Altdorf für die Botschaft von Jesus Christus zu begeistern. Bei der Gründungsversammlung wurde beschlossen die Vorstandschaft erst in der ersten Verwaltungssitzung zu bestimmen.

In dieser Sitzung am 25. April 1947, wurden dann einstimmig

Georg Härtlein,	Leiter des Altdorfer Wirtschaftsamt, zum 1. Vorsitzenden,
Fritz Pranz,	Altdorfs 1. Bürgermeister (1945 - 1948) zum 2. Vorsitzenden,
Max Klaus,	Diakon im Wichernhaus, zum Schatzmeister und
Georg Keil,	Altdorfer Kantor, zum Schriftführer und Sekretär gewählt.

Max Klaus war 1947 der Wiedergründer des bereits im Dezember 1928 gegründeten Altdorfer Posaunenchores und auch dessen langjähriger Leiter.

Nachfolger des Gründungsvorsitzenden Georg Härtlein (1947 - 1949) wurden dann später Dekan Georg Distler (1949 - 1953) und Oswald Baltzer (1953 - 1971).

Unterstützt wurde die Jugendarbeit des CVJM Altdorf in den nachfolgenden Jahren durch die Vikare Heinrich Wolter, Fritz Steigmeier und Siegfried Nonnast sowie die Diakone Georg Keil, Max Klaus, Wilhelm Zink und Hans Meister.

Das Programmangebot war, so wie es das CVJM-Logo, ein rotes, gleichseitiges Dreieck, symbolisiert, auf Körper, Seele und Geist ausgerichtet. Und das geschah mit der Botschaft von Jesus Christus und dem Rückenwind des Glaubens.

Die Schwerpunkte der Altdorfer CVJM-Arbeit waren damals:

Die Abhaltung von Jugend- und Familientreffen, Bibelabende, Evangelisationen, Sonnwendfeiern, Waldweihnachten, Freizeiten, Fahrten, Radtouren, Zeltlagern, Theateraufführungen und Besuche alter Menschen.

Das Altdorfer Heimatlied „Mein Altdorf du“

Nach dem Kriegsende ist auch das beliebte Volkslied „Mein Altdorf du“ entstanden. Geschrieben hat es die Altdorferin Käthe Franz, vertont wurde es vom Nürnberger Pianisten Willy Bär, der für einige Jahre von Nürnberg nach Altdorf gezogen war und in der Unteren Vorstadt wohnte.

Beim Frühjahrskonzert der Altdorfer Liedertafel am 13. Mai 1950 in der TV-Turnhalle erklang dieses Lied zum ersten Mal. Die Zuhörer und Besucher des damaligen Chorkonzertes waren von der Melodie und auch vom Text begeistert.

Im Lied wurden der Charme unserer Heimatstadt Altdorf zum Ausdruck gebracht.

Heute ist dieses Altdorfer Heimatlied leider in Vergessenheit geraten.

Text des Liedes: „Mein Altdorf du!“

Weithinragend auf Juras Höh'n, umspinnen von Sagen so schön.

Leben und weben weit und breit, Erinnerungen aus alter Zeit.

Altdorf, du Perle vom Frankenland, jeder liebt dich, der dich erkennt,

liebt die vom Alter ergrauten Türme; sie überdauerten Zeitenstürme.

Liebt den Kranz deiner Wälder und Fluren, deiner großen

Vergangenheit Spuren, wo alte Brunnen raunen

und sagen Urvätergeschichten aus fernen Tagen. Und ist es die Heimat und trieb es dich fort, musst du nun wandern von Ort zu Ort, die Sehnsucht wird nie dich verlassen nach den verträumten Winkeln und Gassen.

In ihnen liegt heute noch, ach so hold von unserer Kindheit erträumtes Gold.

„Boum, etz woor i grood im Himmel druum“

Die Bilder von alten, einsamen Menschen in Kliniken und Heimen gehörten in der zurückliegenden Coronazeit zu den traurigsten Augenblicken. Doch eine ähnliche Zeit, die auch von großer Einsamkeit geprägt war, erlebten auch viele ältere, kranke und alleinstehende Menschen in Altdorf nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Zu den Aufgaben des CVJM Altdorf gehörte damals nicht nur die Jugendarbeit, sondern auch der jahrelang durchgeführte Besuch alleinstehender, älterer Menschen in ihrer Wohnung. Dabei wurde ihnen auch die Sonntagspredigt aus der Altdorfer Laurentiuskirche vorgespielt, die wir vorher in der Sakristei der Kirche auf ein Tonband aufgenommen hatten.

Oftmals hörten wir danach beim Verabschieden von den Besuchten dankbar den Satz: „Die Boum vom CVJM worn heit widder dou!“

Dazu eine Geschichte vom 1. Weihnachtsfeiertag, 25. Dezember 1947:

Mein Freund Hans Weißkopf und ich besuchten mit dem Tonbandgerät und einigen Kerzenstummeln die Anna, eine allein wohnende ältere Frau in Altdorf. Ihre Adresse hatten wir von der Gemeindeschwester unserer Kirchengemeinde erhalten.

Nachdem Anna uns eingelassen hatte, setzte sie sich wieder in ihren Sessel und deckte sich mit einer warmen Decke zu. „Boum, mir tout heit widder alles wäi, aber schöi, dass ihr dou seid, nou horch' ma uns halt a mal die Predigt aa (an)!“ Dazu zündeten wir die mitgebrachten Kerzenstummeln an und verteilten sie im Zimmer.

Auf Annas Wunsch hin mussten wir noch das Bild ihres im Krieg gefallenen Ehemannes von der Wand nehmen und ihr in die Hand geben. Wir lasen ihr dann die Weihnachtsgeschichte vor und schalteten danach das Tonbandgerät mit der Predigt ein. Eine Predigt dauerte damals aber meistens bis zu 45 Minuten.

Und das wurde für unsere Besuche bei älteren Menschen immer zu einem großen Problem. Sie schliefen alle dabei langsam ein. So auch diesmal bei Anna.

Nach einer Viertelstunde merkten wir, dass auch sie im Sessel beim Zuhören der Predigt sanft entschlafen war. Was tun? Wir entschieden uns beide, sehr laut das Weihnachtslied „O, du fröhliche, o. du selige!“ zu singen. Dabei betätigten wir noch den Schnelldurchlauf unseres Tonbands, um dadurch rasch an das Predigtende auf der Tonbandspule zu kommen.

Während wir beide noch mit voller Lautstärke den dritten Vers dieses beliebten Weihnachtsliedes sangen, wachte Anna abrupt auf, sang gleich mit, weinte dabei und küsste das Bild ihres gefallenen Mannes.

Danach war dann bei ihr aber alle Traurig- und Müdigkeit verschwunden. Sie sagte zu uns: „Boum i woor etz grood im Himmel droom. Die Engel homm dort su schöi a Weihnachtsläid g'sunga und mei Kreiz tout ma etz fei a nemmer wäi (weh)!“

Zu unserer Überraschung erzählte sie uns dann noch einen Witz über einen Pfarrer, der wie sie auch, unter starken Kreuzschmerzen litt: „Dou houts a mal an Pfarrer geb'n, der woor aa gscheit krank, su wäi ich. Sei Amtsbruder hat nan beim Bsuch getröstet: „Denk immer daran, wen der Herr lieb hat, den züchtigt er!“ Drauf hat sei Kolleg 'ganz ernst g'sagt: „Dann soll Gott möglichst bald an andern liebhaben!“

Wir lachten mit ihr, Hans sprach noch ein Gebet, ich hängte das Bild ihres Mannes wieder zurück, wir löschten die brennenden Kerzen und verabschiedeten uns.

Die fast niedergebrannten Kerzenstummeln ließen wir auf dem Tisch zurück. Sie sollten ja noch beim abendlichen Besuch der Gemeindeschwester da sein.

Monate später ist die von uns am 1. Weihnachtsfeiertag besuchte Seniorin dann friedlich eingeschlafen. Nun war sie wirklich im Himmel droben.

Viele Mütter leiden unter den Kriegsfolgen

Meine Mutter war seit dieser furchtbaren Kriegszeit leider auch nicht mehr wie früher. Die Zeit des Hoffens und das Warten auf ihren Ehemann, unseren geliebten Papa, der tägliche harte Kampf ums Überleben, die für sie manchmal deutlich spürbare Ungerechtigkeit in der Gesellschaft, die finanziellen Probleme, der zermürbende Kleinkrieg mit den Behörden der Stadt und der Post, hatten sie im Lauf der Jahre hart und verbittert gemacht. Sie war zu einer echten Kriegerwitwe geworden, wie so viele Frauen in meiner Heimatstadt Altdorf. Hart, verbittert, verschlossen.

Ihre frühere fröhliche und aufgeschlossene Art war nach und nach einer Ernsten und Nachdenklichen gewichen. Sie weinte immer wieder einmal und hatte auch wenige Menschen, die ihr halfen oder sie trösteten. Nur die Nachbarn und einige Bekannte. Darunter litten natürlich auch wir Kinder, meine Schwester vor allem.

Unsere Mama war früher sportlich, naturverbunden, kommunikativ, sang mit uns Kindern fröhlich und ausgelassen und spielte mit uns im Haus und Garten. Vieles davon war vorbei, einiges war für immer in ihrem Inneren verschüttet.

Trotzdem war sie für meine Schwester und mich eine fürsorgliche Mama, ja, auf ihre Art die beste Mama der Welt. Sie hat für uns immer nur das Beste gewollt, für uns gesorgt sowie Freude und Leid, Höhen und Tiefen der Kriegszeit mit uns geteilt.

Das öffentliche Leben entwickelt sich langsam weiter

Das öffentliche Leben in Altdorf entwickelte sich von Tag zu Tag immer mehr positiv weiter. Die wichtigsten Behörden in der Stadt, dazu zählten das Rathaus, das Amtsgericht, viele Geschäfte und auch die Presse (Der Bote in Feucht) waren wieder mit fachkundigem Personal besetzt und arbeiteten zum Wohle der Bevölkerung.

Viele der von den amerikanischen Panzerketten sehr stark zerstörten Straßen in der Stadt waren mittlerweile wieder notdürftig repariert auf ihnen fahren nun die neuen VWs, Typ Käfer, die Motorroller der Marke Vespa und Lambretta sowie einige sportliche Motorräder.

Die Strom- und Wasserversorgung in Altdorf funktionierten auch wieder störungsfrei und verdunkeln, wie im Krieg, mussten wir auch nicht mehr.

Auch einige nachts brennende Straßenlampen sorgten für die nötige Sicherheit der Menschen auf den Straßen und Plätzen unserer Heimatstadt.

Was die Pendler nach Nürnberg sehr freute, die Zugverbindungen von Altdorf nach Nürnberg auf der 1952 elektrifizierten Bahnstrecke der S-Bahn wurden von Tag zu Tag pünktlicher und die Fahrzeit verkürzte sich auch von 50 auf 40 Minuten.

Erinnerungen an die furchtbaren Zerstörungen in Nürnberg

Mein in Nürnberg lebender Onkel Konrad Holz war zu Besuch. Er erzählte uns, dass Nürnberg - nach Dresden - die am schlimmsten zerstörte Stadt in Deutschland sei.

Jede dritte Wohnung in der Stadt war völlig zerstört. Wasser und Strom gab es in den ersten Monaten nach Kriegsende 1945 nur in einzelnen Straßenzügen.

10,7 Millionen Kubikmeter Trümmerschutt mussten 1945 nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Stadt geschafft werden. Dies geschah vor allem mit einer eigenen Materialbahn, die den Schutt von den Trümmerbergen in der Stadt zum heutigen Volkspark Marienberg fuhr.

Auch der Pionierweiher in Nürnberg, der südliche Teil der Baugrube des von Hitler geplanten Deutschen Stadions, wurde bis 1962 als Mülldeponie Bauernfeindstraße (Silberbuck) betrieben. Noch an anderen Stellen der Stadt legte die Stadtverwaltung weitere Deponien zur Aufnahme des Trümmerschutts an.

Die hilfreiche Kinderspeisung durch die Amerikaner in Bayern

Spürbar war bei uns Kindern in Altdorf auch weiterhin die große Hungersnot, denn die auf den Lebensmittelkarten angebotenen Rationen reichten bei weitem nicht so recht um satt zu werden.

So konnte man damals in der Zeitung auch nachlesen, dass in der Nachbarstadt Nürnberg 1947 12,9 Prozent der dortigen Kinder unterernährt waren.

Ich denke, in Altdorf war diese Zahl ähnlich, wahrscheinlich aber sogar noch höher.

Mit 10 Millionen Care-Paketen und der Einführung der sogenannten „Schulspeisung“ - manche nannten diese Hilfsaktion auch „Kinderspeisung“ oder „Quäkerspeisung“ - ab 1947 in allen bayerischen Schulen, versuchten die Amerikaner dieses Problem bei den deutschen Kinder in den Griff zu bekommen und ihre Not zu lindern.

Diese Kinderspeisung gibt es auch in Altdorf

Aus amerikanischen Spenden, oder durch Freigabe von Lebensmitteln aus ihren Armeebeständen wurden auch in Altdorf ab 1947 täglich wir Kinder mit einfachen Speisen wie Kakao, Brötchen, Haferflockenbrei, Erbswurstsuppe oder ab und zu auch mit einer Tafel Schokolade versorgt.

Die Ausgabe erfolgte in Altdorf überwiegend in der Volksschule und auch in einem Gebäude (Flachbau) in der Schießhausstraße auf dem Gelände der dortigen Firma Bau-Scharrer.

Zur täglichen Ausgabe mussten wir Kinder ein Gefäß mitbringen, bei mir war es eine von unserem Nachbarn umgearbeitete große Blechdose und einen Eßlöffel.

Das Verabreichte wurde von uns meistens sofort an Ort und Stelle verspeist.

Dabei herrschte immer eine dankbare und vor allem fröhliche Stimmung.

Oftmals haben wir nach dem Essen auch gemeinsam gesungen oder gespielt und waren dankbar für diese unseren Hunger stillende Aktion der Amerikaner.

Dadurch wurde auch das Verhältnis der Bevölkerung zu den amerikanischen Besatzern verbessert, denn auch die Erwachsenen sahen diese Hilfsaktion positiv.

In diesem Flachbau auf dem Scharrer-Areal waren im Zweiten Weltkrieg polnische und russische Kriegsgefangene untergebracht, die im Baugeschäft arbeiteten.

Sie wurden dort gut versorgt und auch die meisten der dort beschäftigten Bauarbeiter gingen gut mit ihnen um. Versorgten sie auch gelegentlich mit zusätzlichem Essen und schlugen oder schikanierten sie nicht.

Der Bahnhof Märzfeld in Nürnberg und seine Geschichte

Bei unseren gelegentlichen Fahrten mit dem Fahrrad von Altdorf nach Nürnberg, kamen wir auch immer an dem früheren Bahnhof Märzfeld vorbei.

Auch er hatte, wie wir von einigen Erwachsenen damals erfuhren, im Zweiten Weltkrieg eine große Bedeutung und auch eine interessante Geschichte.

Der große Bahnhof nahe des Geländes auf dem die Nürnberger Reichsparteitage abgehalten wurden, diente ursprünglich der Ankunft der vielen Teilnehmer an dieser gigantischen Veranstaltung von Adolf Hitler und seiner NSDAP.

Das Bahnhofsgebäude mit seinen Anlagen wurde dann aber zu Kriegsbeginn im September 1939 auch für den Transport von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern genutzt. Diese Frauen und Männer wurden damals von dort auf verschiedene Arbeitskommandos in Nürnberg und seinem näheren Umland verteilt und eingesetzt.

Zwischen den Jahren 1941 und 1942 wurde der Bahnhof Märzfeld dann aber auch zur Deportation jüdischer Bürger aus Nordbayern zur Ermordung in Osteuropa sehr intensiv genutzt. Von etwa 2000 Deportierten überlebten nur 52.

Die harmlosen Altdorfer Straßenbanden

Es hört sich heute schlimmer an, als es in der Realität war: verschiedene Straßen und Gebiete in Altdorf wurden von jugendlichen Gruppen beherrscht, sie wurden von uns als „Banden“ bezeichnet.

Die Bekanntesten von ihnen waren die „Silbergässler“, die „Brauhaussträßler“, die „Vuurstädter“ (das waren wir), die „Vom Spiedl“ (Fischbacher Straße) und noch einige andere. Jede Gruppe beherrschte ihren Straßenbereich und „attackierte“ bei Erscheinen alle nicht dort Wohnenden. Dabei kam es allerdings nur zu kleineren Pöbeleien, harmlosen Raufereien und lautstarken verbalen Auseinandersetzungen. Dies alles diente nur dazu, um die „Rangordnung“ im Viertel herzustellen. Verletzt, oder blutig geschlagen wurde keiner.

Trotzdem hatte ich jedesmal Angst, wenn ich bei meiner Tante Anni Rupprecht in der Silbergasse etwas Essbares abholen, oder auch die von meiner Mutter genähten Kleider an einige Kunden dort abliefern musste. Irgendein Jugendlicher war damals immer auf der Straße und machte Ärger.

Kam einer von ihnen dann in unseren Bereich, dann ertönte laut der Ruf „die Silbergässler (oder auch andere) sind da!“ Und dann lief das Zusammentreffen nach den bekannten Regeln ab.

Nach und nach verlor sich aber diese Rivalität unter den Straßenbewohnern und wir spielten oft auf dem städtischen Sportplatz Handball oder Fußball gegen einander.

Zur Beruhigung dieser Situation trugen sicher auch die Jugendarbeit der evang. Kirchengemeinde und des CVJM bei sowie die aktive Sportausübung beim TV 1881 Altdorf und dem 1947 gegründeten 1. FC Altdorf.

Einige Jahre nach dem Kriegsende war diese Rivalität dann ganz verschwunden.

Wir besichtigen die riesigen Schuttablagerungen in Nürnberg

Zusammen mit unseren älteren Freunden - und natürlich aus Neugierde - sind Hans Weißkopf, Dieter van Eesbeek und ich in den Sommerferien 1947 mit dem Fahrrad mehrmals nach Nürnberg gefahren, um dort zu sehen, wie es um den Wiederaufbau der durch die furchtbaren Luftangriffe zerstörten Stadt Nürnberg bestellt ist.

Es waren allerdings für uns Kinder vom Land, die wir ja von den Fliegerangriffen weitgehend verschont geblieben waren, immer noch schreckliche Bilder die wir da zu sehen bekamen. Aber von mal zu mal sahen wir auch die Fortschritte: immer mehr Straßen waren vom Schutt geräumt und damit auch für uns gut befahrbar.

Was wir dann dort sahen, das war allerdings schrecklich, aber auch beeindruckend. Hart arbeitende Frauen, wir nannten sie „Trümmerfrauen“, und viele Männer aller Altersgruppen, deutsche Kriegsgefangene aus den alliierten Besatzungszonen sowie Mädchen und Buben, hatte seit Kriegsende Unvorstellbares geleistet.

Viele Straßen und Wege zwischen den riesigen Nürnberger Schuttbergen waren durch ihre Arbeit wieder frei, befahr- und begehbar.

Wir schauten dabei aber auch in viele müde und ernste Gesichter dieser schwer arbeitenden Menschen. Heute weiss ich, wir blickten damals in die Gesichter der wahren Heldinnen und Helden der Nachkriegszeit.

Einmal hatte Hans bei der Rückfahrt zwischen Fischbach und Birnthon einen „Platt“. Einen neuen Schlauch und Flickzeug für die Schadensbehebung hatten wir damals nicht. Doch wir hatten für solche Fälle immer einen aus Getreidehalmen gebundenen langen „Zopf“ als Behelf dabei. Den legten wir auf die Fahrradfelge und befestigten ihn stramm und fest mit Draht oder einer Schnur. So kamen wir trotz seines Malheurs wieder wohlbehalten nach Altdorf zurück.

Zwei Großbrände sorgen in Altdorf für Aufregung

Innerhalb von zwei Wochen gab es in Altdorf wieder zwei Großbrände.

Am 26. August 1947 brannte abends das Mühlengebäude der Zentralmolkerei in der Bahnhofstraße bis auf die Grundmauern nieder. Bereits am 9. August 1943 war dort das Gebäude des Lagerhauses abgebrannt.

Eine Woche später, am 4. September 1947, wurde eine mit Heu und Getreide gefüllte Scheune in der Türkeistraße ein Opfer der Flammen.

Neben der Bewältigung der schwierigen Nachkriegszeit kamen diese zwei Brände noch für die Bevölkerung in Altdorf dazu. Die noch nicht so gut ausgerüstete Altdorfer Feuerwehr hatte mit der Brandbekämpfung sehr große Probleme.

Die Altdorfer „Fenstergucker“ waren bei der Bevölkerung unbeliebt

Beliebt war es nach dem Kriegsende in Altdorf bei älteren Menschen beiderlei Geschlechts - tagsüber oder am Abend - neugierig vom Fenster aus das Leben und Treiben auf der Straße zu beobachten. Die Männer meistens neben ihrer Ehefrau im Unterhemd. Das waren die sogenannten „Altdorfer Fenstergucker“.

Fernsehen gab es damals noch nicht und so war der Blick aus dem offenen Fenster für diese Menschen sicher eine unterhaltsame Sache.

Dabei wurden die Vorbeigehenden freundlich begrüßt, gelegentlich mit ihnen auch kurz kommuniziert und danach deren Aussehen, Gangart, Figur, Kleidung und Gesundheitszustand kritisiert. Das vom Fenster aus Gesehene gab dann immer genügend Gesprächsstoff für den alltäglichen Tratsch (Gespräch) mit den Nachbarn. Denn es gibt doch nichts Schöneres als über andere zu reden.

Die schüchternen „Fenstergucker“ taten das heimlich hinter den zugezogenen Vorhanggardinen. Man merkte das aber, weil sich dabei die Vorhänge bewegten.

Die „Fenstergucker“ sorgten mit ihren Beobachtungen auch für die in unserer Stadt zu geltende Moral und für öffentliche Ordnung.

Wenn wir Jugendlichen verliebt waren und heimlich am Abend mit unserer Angebeteten Hand in Hand spazieren gingen, dann mussten wir immer darauf achten bestimmte Straßen zu meiden, in denen „Fenstergucker“ wohnten und aktiv waren. Denn manchmal durften unsere Eltern von unseren Liebschaften noch nichts wissen. Selbst verwitwete Erwachsene wagten oftmals keinen gemeinsamen, öffentlichen Spaziergang mit ihrem neuen Partner. Sie trafen sich lieber auf dem von einer Mauer umgebenen ruhigen Altdorfer Friedhof, oder vor dem belebten Altdorfer Bahnhofsgebäude, um von den „Fensterguckern“ nicht „ausgeredet“ zu werden.

Wenn so ein „Fenstergucker“ starb, dann war er im Volksmund "weg vom Fenster".

Wir waren auch stolz auf unsere Altdorfer Lederersmühle

Beeindruckt hat uns Kinder auf dem Weg zur Schule auch immer das sehenswerte Fachwerkhaus der Lederersmühle neben der TV-Turnhalle. Wir wussten damals nur, dass sie früher vom Wasser des Altdorfer Badgrabens betrieben wurde. In der Schule haben wir dann erfahren, dass Altdorf durch seine Gerber im 18. Jahrhundert auch eine richtige Industriestadt war.

Der Name Lederersmühle geht zurück auf die in Altdorf arbeitenden „Lederer“, auch Läderer genannt. Das waren damals Gerber. 1796 arbeiteten in Altdorf sechs Rotgerber, die kräftige Lederarten herstellten und vier Weißgerber für feines Leder. Die Rotgerber verwendeten als Gerbmittel zerkleinerte Eichen und Fichtenrinde, die Weißgerber Alaun. Nach einem längeren Gerb- und Trockenprozess konnte das Leder, ein damals sehr gefragter Rohstoff, dann verkauft werden.

Die Gemeinde Altdorf/ Uri (Schweiz) hilft uns 1948

Die Not der Menschen in unserer Stadt versuchte 1948 auch die schweizerische Gemeinde Altdorf im Kanton Uri mit zwei Hilfsaktionen etwas zu lindern.

Diese beiden Hilfsaktionen, drei Jahre nach dem Kriegsende, wurden zur Grundlage der freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem ernerischen und dem fränkischen Altdorf und später (2025) auch zu einer Städtepartnerschaft (siehe Seite 169).

Wie kamen diese Hilfe zustande?

Ein Historiker hatte festgestellt, dass sich die Wappen der beiden Kommunen ziemlich ähnlich sind. Um das zu erforschen, entwickelte sich ein reger Briefverkehr zwischen den beiden Altdorfs. Im Schreiben unseres Bürgermeisters Fritz Pranz vom 28. März 1947 an den Gemeinderat von Altdorf/Uri stand der folgende wichtige Satz: „Eine besondere Freude würden Sie unserer Stadt und damit unseren Ärmsten bereiten, wenn der Gemeinderat Altdorf/Uri unserer gedenken könnte“.

Damit meinte er die Linderung der großen Not seiner Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg im fränkischen Altdorf.

Die erste Hilfsaktion der Gemeinde Altdorf/Uri

Am 29. November 1947 erfolgte dann durch die Gemeindeverwaltung Altdorf/Uri im Urner Wochenblatt ein Aufruf zur Hilfe und Unterstützung der Bevölkerung im fränkischen Altdorf. Die Menschen im ernerischen Altdorf spendeten daraufhin acht Container Wäsche, Kleider, viele Schuhe und eine Menge an Lebensmitteln.

Alles wurde am 13. Februar 1948 mit einem Lkw von der Urner Kantonshauptstadt Altdorf zu uns transportiert und dort im Rathaus nach und nach an 197 Bedürftige verteilt. Die beschenkten Altdorfer Frauen und Kinder bestätigten den Erhalt der Hilfsgüter und Kleidungsstücke durch ihre Unterschrift.

Dieses Dokument ist heute noch im Altdorfer Stadtarchiv vorhanden.

Urner Hilfsaktion: Unser Bürgermeister bedankt sich

Unser Bürgermeister Fritz Pranz bedankte sich am 7. April 1948 für diese erhaltenen Hilfsgüter mit dem folgenden Dankschreiben beim Gemeindepräsidenten im schweizerischen Altdorf/Uri.

„Die Stadt Altdorf beehrt sich, anliegend zum Zeichen der Dankbarkeit eine Adressmappe anlässlich der Spendenverteilung zu übergeben.

Der Stadtrat und die gesamte Stadt Altdorf danken nochmals herzlichst für die übersandten Gaben. Wir nehmen an, dass wir durch die Überreichung der Adressmappe das Freundschaftsverhältnis zwischen unseren beiden Gemeinden festigen und vertiefen.

Der Stadtrat und die Gesamteinwohnerschaft wünschen der Gemeinde Altdorf/Uri ungeteiltes Wohlergehen und grüßen auf das Herzlichste.

Fritz Pranz, 1. Bürgermeister“

Dem Dankschreiben des Bürgermeisters war auch die Empfangsbestätigung der 197 dankbaren Altdorfer Bürgerinnen und Bürger als Anlage beigelegt.

Urner Hilfsaktion: Weitere Hilfsgüter kommen noch an

Im Herbst 1948 erfolgte im Urner Wochenblatt nochmals ein Aufruf der Gemeindeverwaltung Altdorf/Uri zur erneuten Hilfe für die fränkischen Altdorfer.

Mit dem gespendeten Geld wurden in der damaligen Altdorfer Schuhfabrik Bally 30 Paar Kinderschuhe gekauft, dazu gab es von der Firma gratis noch 100 Paar Frauenschuhe. Die Schuhe und noch weitere Hilfsgüter wurden dann im Herbst 1948 wieder zu uns transportiert und an Hilfsbedürftige in unserer Stadt verteilt.

Die erste Kommunalwahl in Altdorf nach dem Kriegsende

Langsam kehrte in Deutschland und auch in unserer Stadt wieder so etwas wie völlige Normalität im Alltagsleben der Menschen ein, auch politisch.

Ab 1948 gab es wieder einen von der Bevölkerung gewählten Bürgermeister und Stadtrat. Altdorf wurde ab 1945 durch die von der amerikanischen Militärregierung eingesetzten Bürgermeister Hans Dötsch (1. Mai bis 31. Juli 1945) und Fritz Pranz (1. August 1945 bis 30. April 1948) gut verwaltet.

Im April 1948 fand dann die erste Altdorfer Gemeindewahl nach dem Zweiten Weltkrieg statt. Dabei wurden Hans Dötsch als Nachfolger von Fritz Pranz von der Altdorfer Bevölkerung als neuer Bürgermeister gewählt sowie auch die Mitglieder des neuen Altdorfer Stadtrates.

Hans Dötsch übte sein Amt vom 1. Mai 1948 bis zum 30. April 1960 aus.

Eine Währungsreform soll bald kommen

Dann kam 1948 für alle Menschen in Deutschland das wohl einschneidendste und prägendste Ereignis nach dem Kriegsende 1945, die Währungsreform.

Es wurde damals erzählt, dass dazu einige US-Experten, Briten und Deutsche im Ort Rothwesten bei Kassel das für diese Währungsumstellung nötige Konzept heimlich ausgearbeitet hatten.

Danach wurden im Frühjahr 1948 in Amerika 5,7 Milliarden D-Mark-Noten gedruckt und in 23.000 Stahlkisten - Name der Aktion „Bird Dog“ (Spürhund) - unter strengster Geheimhaltung nach Frankfurt/Main gebracht.

Die Währungsumstellung wurde 1948 realisiert

Und dann war es soweit. Vom 20. auf den 21. Juni 1948 hatte die im November 1923 eingeführte Deutsche Reichsmark in den drei westlichen Besatzungszonen ihre Gültigkeit verloren sie wurde durch die Deutsche Mark ersetzt.

Die DDR (Östliche Besatzungszone) hatte weiterhin ihre eigene Währung.

Jeder Bewohner der drei Westzonen in Deutschland bekam am Sonntag, 20. Juni 1948 auf seiner Bank, 40 Deutsche Mark im Umtausch gegen 40 Reichsmark, als sogenanntes "Kopfgeld" für den Start in eine hoffentlich gute Zukunft.

Einen Monat später dann noch weitere 20 DM.

Das restliche Altgeld musste bis 26. Juni 1948 deklariert und abgegeben werden.

Es wurde dann im Verhältnis von zehn zu eins gegen die neue Deutsche Mark getauscht. Dazu gehörten auch die 600 Reichsmark auf meinem Sparbuch, Aus ihnen wurden dann 60 DM, das reichte aber auch wieder nicht für ein neues Fahrrad.

Die Währungsreform trifft uns hart

Meine Mama klagte auch, wie sie die auf dem Haus noch lastenden Restschulden mit dem neuen Geld bezahlen sollte.

Und noch ein Problem kam dazu: Die Bezahlung der Rechnung für meine Knieoperation vor einigen Wochen im Wichernhaus. Sie musste in bar bezahlt werden. Irgendwie haben wir alle diese Probleme dann aber in den nächsten Monaten und Jahren dann doch gut geschafft.

Dieser Währungsschnitt am 20. Juni 1948 war für die meisten Menschen eine deutlich spürbare und sehr schmerzhaft Zäsur, auch für uns armen Leute.

Noch mehr aber für meine Großeltern, denn ihr Ersparnis wurde nach der Inflation 1922/1923 nun zum zweiten Mal entwertet.

Die Deutsche Mark wurde dann eine westdeutsche Erfolgsgeschichte.

Traumhafte Angebote in den Altdorfer Schaufenstern

Wir Kinder staunten, was nun Tage nach der Währungsumstellung plötzlich in den Schaufenstern der Altdorfer Geschäfte alles ausgestellt und zu sehen war.

Gestern waren die Schaufenster noch trist und leer und heute prall gefüllt mit verlockenden Angeboten und Gegenständen, die uns Kinder staunen ließen.

Für uns Fahrradbegeisterte waren es vor allem die sehr modernen Fahrräder mit Dreigangschaltung, die nun im Fahrradgeschäft Uth in der Oberen Brauhausstraße im Schaufenster zum Kauf angeboten wurden. So eines zu besitzen, das wäre schon ein Riesentraum.

In den Textilhäusern Soldner (die Altdorfer sagten beim „Schreyer“) am Unteren Tor und Konrad Schmidt am Oberen Marktplatz, waren in den Schaufenstern viele schöne und moderne Kleidungsstücke für Frauen sowie auch Einiges für Männer und Kinder ausgestellt. Dort standen täglich viele Altdorfer Frauen und Männer staunend davor und hofften bald das nötige Geld zum Kauf dieser bisher so sehr vermissten Kleidungsstücke zu haben.

Das Schuhgeschäft Hupp am Marktplatz hatte viele schöne, braune und schwarze Halbschuhe in allen Größen ausgestellt sowie auch moderne Turnschuhe.

Im Schaufenster des Schreibwarengeschäftes Fritz Pranz am Marktplatz standen viele interessante Bücher und Schachteln mit neuen Spielen im Schaufenster.

Und selbst im Geschäft vom „Stricker Jakob“ und in anderen Geschäften auf dem Marktplatz war viel Neues und Interessantes zu sehen.

Nur hatten wir halt zum Kauf dieser ausgestellten Artikel schon wieder zu wenig, oder gar kein Geld, denn auch die Preise waren sehr schnell explodiert.

Doch es machte uns Kindern großen Spaß mit den Freunden auf „Entdeckungstour“ zu gehen und dabei in den Schaufenstern viel Neues zu entdecken.

Wir hofften auch, dass der eine oder andere Wunsch am Geburtstag oder durch das Christkind an Weihnachten vielleicht Wirklichkeit wird.

Ein Generalstreik wegen der schlechten Wirtschaftslage

Die wirtschaftliche Lage in Deutschland - und auch in Altdorf - wurde aber nach der Währungsreform nicht für alle Menschen gleich spürbar besser. Ein Grund war auch, dass die Arbeitslosigkeit immer weiter anstieg. Deswegen kam es am 12. November 1948 zum ersten Generalstreik in Deutschland. Tausende beteiligten sich daran.

Die Altdorfer Schießhaus-Kirchweih in der Unteren Vorstadt

Die Bewohner der Unteren Vorstadt hatten ihre eigene Kirchweih.

Darauf waren wir Kinder schon etwas stolz.

In der Nähe des Altdorfer Festplatzes, an der Schießhausstraße, steht das Gasthaus Zum Schießhaus der Familien Haas/Feuerlein (die heutige Metzgerei Gerstacker) mit seinem schattigen Biergarten. Dort wurde alljährlich anfangs Juli immer die beliebte Altdorfer Schießhaus-Kirchweih gefeiert. Warum Schießhaus-Kirchweih?

Nahe der Schießanlage der Privilegierten Schützengesellschaft Altdorf am dortigen Bleichanger, hatten auch nach dem Kriegsende die Hubertusschützen Altdorf in einem angebauten Gebäude an die Gaststätte Zum Schießhaus viele Jahre lang ihr Sportdomezil. Später konnten sie dann in ihrer eigenen Anlage am Prackenfelder Weg ihren Sport ausüben. Das Gasthaus zum Schießhaus, in dem auch am 24. November 1967 der Altdorfer Alpenverein gegründet wurde, gibt es mittlerweile nicht mehr. Die Kirchweih wird aber immer noch im Juli gefeiert.

Radtour zur Befreiungshalle und Walhalla bei Kelheim

In den Pfingstferien 1949 starteten wir mit Zelt und Kopftopf mit unseren älteren CVJM-Freunden mit unseren Rädern von Altdorf in Richtung Niederbayern. Unser Ziel war Kelheim und der Besuch der Befreiungshalle und Walhalla.

Diesen "Bildungs- und Kulturtrip" nach Niederbayern zu dem ehrwürdigen und beeindruckenden Monumentalbau Ludwigs des I. hatten wir gut vorbereitet.

Wir fuhren mit unseren Fahrrädern und der notwendigen Ausrüstung auf dem Gepäckständer die ca. 80 Kilometer lange Strecke von Altdorf über Gnadenberg - Sindlbach - Litzlohe - Dietkirchen - Velburg - Parsberg - Beratzhausen - Hemau nach Kelheim. Dort konnten wir in einem Gasthof kostengünstig übernachten.

Am anderen Morgen fuhren wir, meistens schoben wir aber unsere Fahrräder, hinauf zur hoch über der Stadt Kelheim auf dem Michelsberg am Zusammenfluß von Donau und Altmühl sehr eindrucksvoll stehenden Befreiungshalle. Ein beeindruckender gelber Rundbau mit blauem Dach, entworfen vom Architekten Leo von Klenze.

Der Weg dorthin hatte es mit unseren schwer beladenen Rädern aber in sich. Schwitzend waren wir nach einiger Zeit endlich oben und freuten uns nun auf die Besichtigung dieses mächtigen, eindrucksvollen Bauwerks Ludwigs des I.

Wir sahen in der 45 m hohen Halle die 34 sich an den Händen haltenden und 3,30 m hohen Skulpturen aus Marmor der Siegesgöttinnen. Eindrucksvoll und beeindruckend!

Bei der Führung erfuhren wir auch, dass die Grundsteinlegung für diesen Bau am 19. Oktober 1842 stattfand und die feierliche Eröffnung am 18. Oktober 1863.

Wir lasen auch das am Boden angebrachte und uns in der Schule mehrmals vermittelte Zitat „Moechten die Teutschen nie vergessen was den Befreiungskampf Nothwendig machte und wodurch sie siegt.“

Nachdem wir noch von der Aussicht auf die unten vorbeifließende Donau und zu den bewaldeten Hängen dahinter begeistert waren, fuhren wir auf dem Wanderweg von der Befreiungshalle zum Donauufer weiter.

Und dann staunten wir: Als wir aus dem Wald herauskamen, da lag es vor uns das mächtige Kloster Weltenburg am anderen Ufer der Donau.

Mit einer Fähre setzten wir über ans andere Ufer, an dem das Kloster Weltenburg steht. Ein wunderschöner Ort mit dem wohl ältesten Kloster Bayerns und seiner sehenswerten Klosterkirche der Gebrüder Asam.

Nach der Besichtigung der Kirche tranken wir im schattigen Biergarten noch eine Maß Weltenburger Klosterbier („wir können ja mit dem Schiff problemlos nach Weltenburg fahren“). Die Jüngeren unter uns hatten ihren Müttern allerdings daheim versprochen in Weltenburg keine Maß Bier zu trinken; sie fanden dann eine andere Lösung und tranken zu zweit eine „Halbe“.

Danach befuhren wir mit dem Schiff, die Fahrräder waren problemlos untergebracht, durch die Weltenburger Enge - dem sechs Kilometer langen Donaudurchbruch - zurück nach Kelheim. Die Donau hat hier einen sehenswerten Weg durch den harten Kalk des Fränkischen Jura gebrochen und dadurch eine der eindrucksvollsten deutschen Flusslandschaften entstehen lassen. Wir sahen dabei die Römerwand und weitere bis zu 100 m hohe Felswände, die aus dem Wasser ragten.

Nach dem Michelsberg, auf dem die Befreiungshalle steht, ist diese Wildheit dann vorbei und das Donautal weitet sich und wird lieblich und flach.

Nachdem wir in Kelheim übernachtet hatten, besuchten wir noch die Walhalla und fuhren am anderen Tag auf gleicher Route wieder zurück nach Altdorf.

Eine erlebnisreiche Radtour, ohne eine Fahrradpanne, war zu Ende. (Bild Seite 39)

**Nach der
Währungsreform
ging es langsam
aufwärts
(1948 - 1955)**

Fordere viel von dir selbst und erwarte wenig von den anderen.
So wird dir viel Ärger erspart bleiben.

Konfuzius,
chinesischer Philosoph, 551 - 479 v. Chr.

Sei dir deiner Kräfte, Bedürfnisse und Möglichkeiten bewusst,
dann wirst du auf jedem Weg, den du beschreitest,
einen Gefährten haben.

Tibetanische Lebensweisung

Schreckliche Schicksale

Ein Altdorfer Gastwirt, der bei der Marine war, berichtete vom Untergang
des mit Flüchtlingen völlig überladenen Schiffes Wilhelm Gustloff.
Es versank am 9. Februar 1945 nach heftigen Beschuss durch die
russischen Soldaten mit über 9.000 Menschen an Bord in der Ostsee.

Konrad Holz, Verfasser

Leuchtende Tage! Nicht weinen, dass sie vergangen sind,
sondern lächeln, dass sie gewesen sind.

Tagore Rabindranath,
bengalischer Dichter und Philosoph, 1861 - 1941

Sage nicht alles, was du weißt,
aber wisse immer, was du sagst.

Matthias Claudius,
deutscher Dichter, 1740 -1815

Bessere Lebensbedingungen durch den Marshallplan

Eine Initialzündung zur weiteren wirtschaftlichen Entwicklung nach der Währungsreform in Deutschland war auch der 1948 aufgelegte amerikanische Marshallplan (ERP), das Europäische Wiederaufbauprogramm. Dadurch wurde wenige Jahre später ein bei Kriegsende 1945 von niemanden für möglich gehaltener Lebensstandard erreicht, auch in unserer stark zerbombten Nachbarstadt Nürnberg.

Nach der Währungsreform wurde in Altdorf viel gebaut

Der Wiederaufbau der vielen zerstörten Städte in Deutschland, auch in unserer Nachbarstadt Nürnberg, machte von Monat zu Monat große Fortschritte.

Auch in Altdorf begann nach der Währungsreform 1948 eine sehr rege Bautätigkeit. Die drei hier ansässigen Baugeschäfte Pöllot in der Nürnberger Straße, Pühler in der Neumarkter Straße und Scharrer in der Schießhausstraße bauten für mehrere Wohnungsbaugesellschaften und Privatleute viele Häuser.

So entstand ab 1950 durch die Bauhilfe des Landkreises Nürnberg die Georg-Lowig-Siedlung entlang der Hagenhausener Straße nach dem Schwimmbad.

Es folgten die Siedlungen des Werkvolks, des Gundekar-Werks und des VdK.

Von 1968 bis 1970 der Bau der Siedlung Fürstenschlag.

Außerdem wurden im Stadtgebiet und Am Berglein viele private Wohnungen neu ausgewiesen und gebaut, oder alte modernisiert.

Die auf dem Gelände des städtischen Sportplatzes errichteten fünf Holzbaracken des ehemaligen Flüchtlingslagers wurden schrittweise wieder abgebaut.

Dort stehen heute die TV-Vereinsstätte Sportpark und die TV-Judohalle.

Die in den Baracken untergebrachten Menschen hatten im Stadtgebiet, oder in den Altdorfer Außenorten, Wohnraum gefunden.

Im Bereich der Altdorfer Dreschhalle am Bleichanger wurde die neue Oberrealschule gebaut, daneben 1954 die neue Volksschule, die spätere Grundschule.

Die Schüler der Grundschule („Hans-Dötsch-Schule“) verteilten sich früher auf die Röderschule (Schulbetrieb von 1886 bis 1991) und auf die Schule am Schlossplatz (heute Evangelisches Gemeindehaus).

Am Rande der Stadt siedelten sich auch mehrere Industriebetriebe an, die Firmen Jurisch Federungsbau, ETA, die Zippel KG und die SUSPA GmbH.

Auch das von 1952 bis 1954 anstelle des alten 1894 erbauten Altdorfer Distrikt-Krankenhauses errichtete neue Klinikgebäude an der Neumarkter Straße, schaffte viele neue Arbeitsplätze.

Vergessen sei auch nicht, dass bei diesem „Bauboom“ in Altdorf der damalige SPD-Stadtrat, Ludwig Hummel, sich leidenschaftlich für den Erhalt des Rossweiher am Oberen Tor eingesetzt hat. Dieser sollte zugeschüttet und darauf ein öffentliches Gebäude - meiner Erinnerung nach ein neues Feuerwehrhaus - errichtet werden.

Auf dem Arbeitsmarkt spürte man noch keinen Aufschwung

Trotz der Währungsreform war allerdings auf dem Arbeitsmarkt in Deutschland noch nicht sehr viel von einem Wirtschaftswunder zu spüren.

Die Erwerbslosenquote lag 1949 bei zehn Prozent. Vertriebene, Kriegsheimkehrer und bereits Beschäftigte konkurrierten um die vorhandenen Stellen.

Im Schnitt hatte 1949 ein bei der Industrie Beschäftigter einen Stundenlohn von 1,30 DM, die Wochenarbeitszeit lag bei 48 Stunden. Deshalb war es für unsere Stadt wichtig, dass sich einige Industriebetriebe, wie die Firmen Jurisch Federungsbau, ETA, die Zippel KG und die SUSPA GmbH am Rande der Stadt angesiedelt hatten.

Auch die Altdorfer Brauereien boten viele Arbeitsplätze

Die in Altdorf beheimateten Brauereien - das Brauhaus, die Türkenbrauerei, die Brauerei und Mälzerei Link am Plätzl, die kleine Brauerei Hofmann im Gasthof Wolfsschlucht und die Brauerei Himmelsleiter - boten auch viele Arbeitsplätze.

Das Brauhaus baute nach dem Kriegsende die erste isolierte Holzeishalle des Altdorfer Umlandes, in der das Natureis vom nahen Weiher eingelagert wurde.

Die meisten Altdorfer Brauereien erstellten früher ihren Sud im Commun-Brauhaus in Altdorf, das stand in der Unteren Brauhausstraße. Es brannte aber leider später ab und wurde nicht mehr als solches aufgebaut.

Die Altdorfer Biergärten luden zur Einkehr ein

Die Menschen in Altdorf hatten nach und nach wieder mehr Geld zur Verfügung und das kam auch der Altdorfer Gastronomie zugute.

Ihre Gaststätten und Biergärten wurden nun wieder gerne besucht.

Beliebt waren damals in Altdorf die baumbestandenen Biergärten der Gaststätte Zur Eisenbahn (Kapellgraben), des Ankerwirts (Nürnberger Straße), der Rosenau, (am Unteren Stadttor) der Türkenbrauerei (heute Verkaufsmarkt NORMA an der Türkeistraße) sowie der Auersgarten mit seiner Kegelbahn am Unteren Stadtturm und noch einige andere.

An Fronleichnam kehrten die katholischen Christen nach ihrer langen Prozession im Biergarten der früheren Gaststätte Zur Eisenbahn am Kappelgraben ein.

Zur Unterhaltung der Besucher spielte dort meistens ein Akkordeonspieler, oder eine kleine Blaskapelle aus der nahen Oberpfalz.

Diese Biergärten waren auch nach dem Wallenstein-Festzug beliebte Einkehrorte für die Spieler und Besucher. Dort musizierte dann bei schönem Wetter bis in die späten Abendstunden hinein die Stadtkapelle Altdorf.

Sonntags und an den Feiertagen wurden auch die vielen auswärtigen Biergärten der Wirtschaften Mederer und Haben in Prackenfels, die Reinholdshöhe bei Grünsberg, der Felsenkeller bei Hegnenberg sowie der Holzenkeller und der Auerskeller im Schwarzwachtal gerne besucht.

Auf den Wegen dorthin traf man damals gelegentlich auch noch auf weidende Schaf- und Rinderherden des Landwirts Hirschmann („der Gerbers Weiss“), denn Altdorf war damals noch sehr von der Landwirtschaft geprägt.

Die Geschichte des bayerischen Biergartens

Seit dem frühen 19. Jahrh. kennt man in Bayern die Biergärten.

Wie entstanden sie? In München wurde 1812 durch König Max I Joseph ein Gesetz erlassen, das den Brauereien erlaubte, das Bier aus ihren Lagerkellern direkt an die Gäste auszuschenken.

Ein wichtiger Grund dafür war, dass Bier nur in den kalten Monaten gebraut werden konnte, weshalb es in den Kellern der Münchner Brauereien unter den dortigen Kastanienbäumen gelagert wurde.

Diese schattigen Plätze wurden im Sommer immer beliebter.

Die Menschen brachten ihre eigenen Speisen mit, tranken das in den Kellern gelagerte frische Bier und freuten sich gesellig beisammen zu sein. Der klassische Biergarten war geboren und entwickelte sich in den folgenden Jahren zu einem festen Bestandteil der bayerischen Kultur. Die Regelung, dass die Gäste ihre eigene Brotzeit mitbringen dürfen, gilt in den traditionellen Biergärten auch heute noch.

Es gab in Altdorf große soziale Probleme mit dem Bierkonsum

Nach und nach versorgten die Altdorfer Brauereien - das Brauhaus und die Türkenbrauerei - die Gaststätten in Altdorf wieder reichlich mit dem begehrten Gerstensaft. Das von ihnen produzierte Bier hatte damals zwar noch keinen allzu hohen Alkoholgehalt, doch gab es Männer, die aufgrund der getrunkenen Menge trotzdem allwöchentlich ihren Rausch hatten. Getreu dem Motto: „Gegen Leid und Not, helfen Bier und Brot.“ Deshalb sorgte der unkontrollierte Bierkonsum mancher Männer in einigen kinderreichen Altdorfer Familien auch für große soziale Probleme.

Damals wurde freitags der Wochenlohn in der jeweiligen Arbeitsstätte noch in bar ausgezahlt. Manche Männer gingen damit allerdings nicht heim, sondern in eine der Altdorfer Gastwirtschaften. Dort zahlten sie die Rechnung ihrer in der Vorwoche angeschriebenen Biere und „verjubelten“ dann dort noch einen großen Teil ihres erhaltenen Lohnes. Einige dieser „Trunkenbolde“ wurden zu Altdorfer Originalen, über die man heute viele Geschichten erzählen könnte.

Notgedrungen waren deshalb viele davon betroffenen Ehefrauen am Tag der Lohnauszahlung an die Arbeitsstelle ihrer Ehemänner gekommen, um etwas Geld für die Familienkasse zu retten. Dabei gab es manchmal leider auch sehr unschöne und lautstarke Auseinandersetzungen sowie auch handgreifliche Szenen.

Wenn die Väter ihr Bier Zuhause tranken, dann wurde es für sie von ihren Kindern in einem eigenen Bierkrug aus der Gastwirtschaft geholt. Dort gab es sogenannte Schankfenster, durch die der gefüllte Bierkrug dann herausgereicht wurde.

Wir liefern den „Res“ zu Hause ab

Als wir schon etwas älter waren und abends auch ausgehen durften, da mussten wir zu mitternächtlicher Stunde ab und zu manchem uns gut bekannten Erwachsenen bei seinem Heimweg von der Gaststätte unterstützende Hilfe leisten.

Mehrmals auch unserem „Res“, der im 1. Stock in der Königsbühlstraße wohnte. Er hatte eine kleine, liebenswerte Frau, die Margarete („Marcharet“), die wir aber zu mitternächtlicher Stunde mehrmals ganz anders erlebt hatten.

Als wir einmal den „Res“ auf seinem Heimweg von der Wirtschaft Wolfsschlucht zu seinem Haus unsicher gehen sahen, brachten wir ihn heim. Vor seiner Haustüre überhörten wir jedoch seinen eindringlichen Hinweis:

„Boum, geht's net weiter mit mir zu meiner Wohnung, i kumm scho naaf in mei Wohnung! Boum, mei Marcharet, mei Marcharet!“

Hilfsbereit schleppten wir ihn trotzdem nach oben, läuteten und wollten beim Öffnen der Türe zu seiner Frau freundlich sagen: „Guten Abend, Frau Walter, wir bringen ihren Mann!“ Doch dazu kam es nicht mehr.

Bevor wir uns versahen hatten mein Freund und ich links und rechts eine kräftige Watschen im Gesicht und der „Res“ ebenfalls. Ihre Schläge wurden noch begleitet von dem Satz: „Schau, dass du rei kummst, du bsuffn's Wongscheitla.“ (dieses „Wongscheitla“ ist ein Teil an einem landwirtschaftlichen Fuhrwagen). Und hinter der geschlossenen Wohnungstür hörten wir nochmals das Klatschen weiterer Watschen. Wir hörten den „Res“ nur immer wieder laut jammern: „Oh, Marcharet, oh Marcharet!“

Beim nächsten Mal waren wir dann klüger. Wir ließen den „Res“ bereits auf der Straße und auf der Treppe sein Lied „Oh, Marcharet, oh, Marcharet“ laut singen, brachten ihn bis vor seine Wohnungstür, läuteten und verschwanden dann ganz schnell. Aus sicherer Entfernung hörten wir dann das berechtigte Schimpfen seiner Frau und die dazugehörigen Schläge.

Der Res jammerte dazu wie immer: „Oh, Marcharet, oh, Marcharet!“

Die Altdorfer Bierwirtschaft zur Rosenau und ihr Kino

Nahe beim Unteren Stadttor und neben dem Textilhaus Soldner (vorher Wollgeschäft Schreyer) stand die beliebte Bierwirtschaft Zur Rosenau.

Dort gab es auch ab 1920 das erste Altdorfer Kino, die „Rosenau-Lichtspiele“.

Ein zweites, das Kino Braun in der Nürnberger Straße, kam noch später dazu.

Jahrzehnte später wurde aus dem Gasthof Rosenau die beliebte „Kinokneipe Graffiti“, das „Gräff“, ein beliebter Treffpunkt der Altdorfer Jugendszene.

Das Gebäude der Gastwirtschaft Rosenau mit dem Kino wurde einige Jahrzehnte dann später abgerissen und auf diesem Gelände der heutige Altdorfer Rosenaupark und ein Parkplatz angelegt.

Eine lustige Begebenheit aus einem Altdorfer Wirtshaus

Unser Nachbar Ulrich Pfeiffer war ein fröhlicher und lustiger Mensch, der gerne nach getaner Arbeit ab und zu das Wirtshaus aufsuchte und sich dort mit seinen Freunden traf. Dabei ging es dann fröhlich und ausgelassen zu. Es wurde erzählt, gelacht, fröhlich gesungen und gelegentlich auch dem einen und anderen ein Streich gespielt.

So auch einmal unserem Nachbar Ulrich (der „Uller“).

Noch müde von seiner Arbeit war er in seinen Filzpantoffeln in die Gaststätte Zum Schießhaus gekommen. Zu später Stunde und nach einigen Bieren wurde er müde und schlief auf seinem Platz am Kaminofen ein.

Da wurden sein Stammtischler aktiv. Vorsichtig zogen sie ihm die beiden Pantoffel von den Füßen und nagelten sie dann am Fußboden leise fest.

Als der „Uller“ erwachte und sagte: Ich bin etz af amal su mäid (müde) worn (geworden), i glab i gäi etz hamm!“, da sahen ihn alle sehr erwartungsvoll an.

Er stand auf und sagte nur „Hoppla, was is denn dös. Ihr Fregger habt ihr vielleicht meine Schlappen festklebt?“ Dann holte einer seiner Wirtshauskumpel eine Beißzange und zog die beiden Nägel wieder heraus. Großes Gelächter!

„Uller“ hatte sein Schuhwerk wieder und ging dann zufrieden nach Hause.

Von da ab kam er nur noch mit festen und geschnürten Winterstiefeln zum abendlichen Stammtisch in das Schießhaus, auch im Sommer. Und geschlafen hat er nicht in der Gaststätte, sondern lieber daheim in seinem Bett.

Wirtshausgeschichte: Im falschen Gasthof

Nach dem Kriegsende wurde in Altdorf alle 14 Tage am Freitag auf dem Marktplatz der Schweinemarkt abgewickelt.

Dazu erzählte man sich lange Zeit die folgende lustige Geschichte von einem Bauern, der nach dem Schweinemarkt den Gasthof verwechselt hatte.

Zum Verständnis: In den Gasthof Rotes Ross konnte man ebenerdig hineingehen, die Wirtsstube des Gasthofs Nürnberger Hof war dagegen nur über mehrere Treppen zu erreichen. Bei ihrer Einkehr in einen Gasthof stellten einige Bauern ihre Fahrräder meistens im Flur der Gaststätten ab.

Nach intensiven Bierkonsum, soll einmal ein Landwirt aus einem Nachbardorf beim Aufsteigen auf sein Fahrrad im Flur des Gasthofs, nicht mehr gewusst haben, ob er im Nürnberger Hof, oder im Roten Ross sei. Er stieg auf sein Fahrrad und fuhr vom Flur des Nürnberger Hofes (!) los. Beim Sturz über die Treppen zog er sich aber nur leichte Blessuren zu. Beim Aufsetzen seines Hutes nach dem überstandenen Sturz, hörte man ihn dann laut jammern: „Ich hob doch g'maant i bin bamm Rösslwirt (Rotes Ross) und net im Nürnberger Huf (Hof)“.

Betrunkene haben halt doch meistens einen aufmerksamen Schutzengel!

Der Club wird erster Deutscher Meister nach dem Krieg

Wie bereits schon mehrmals erwähnt, verbrachten wir viel Zeit mit Fußball- und Handballspielen auf dem Altdorfer TV-Sportplatz.

Große Vorbilder waren für uns damals einige Spieler des 1. FC Nürnberg. Der Club war unser Lieblingsverein. Und auch das durften wir Kinder 1948 erleben:

Die erste deutsche Fußballmeisterschaft nach dem Zweiten Weltkrieg entschied der 1. FC Nürnberg für sich. Die von uns hoch verehrten „Clubberer“ besiegten am 8. August 1948 in Köln vor 75.000 Zuschauern den 1. FC Kaiserslautern (mit den Brüdern Ottmar und Fritz Walter) mit 2:1 und waren damit Meister der Westzonen.

Wir saßen damals gespannt am Radio und hörten wie Conny Winterstein den Club in Führung brachte, Hans Pöschl auf 2:0 erhöhte und dann ein Eigentor von Hans Übelein den FC. Kaiserslautern auf 1:2 heranbrachte und nochmals für Spannung sorgte. Für uns war das danach ein Anlass auf dem Sportplatz in Altdorf, oder auf dem Pausenhof unseres Gymnasiums in Nürnberg, nun immer Fußball „Nürnberg gegen Kaiserslautern“ zu spielen.

Wir kannten alle Clubspieler namentlich

Natürlich kannten wir damals alle Clubspieler namentlich, sie waren die Helden unserer Jugendzeit. Und ein jeder fussballbegeisterte Jugendliche in Altdorf kannte auch die Aufstellung der Siegermannschaft von 1948:

Im Tor: Eduard (Edi) Schaffer
In der Verteidigung: Hans Übelein und Adolf Knoll
Die Läuferreihe: Gerhard Bergner, Georg (Schorsch) Kennemann und Robert Gebhardt.
Im Sturm: Helmut Herboldsheimer, Max Morlock, Hans Pöschl, Konrad Winterstein und Georg Hagen.

Kapitän der Mannschaft war Robert Gebhardt, der „Zapf“.

Unsere Idole waren die beiden Torwarte Heiner Stulfauth und Edi Schaffer, der eisenharte Mittelläufer Georg (Schorsch) Kennemann und vor allem der spätere Nationalspieler Max Morlock.

150.000 Menschen empfingen an einem Sonntag im August 1948 in Nürnberg die siegreiche Mannschaft. Auch wir waren von Altdorf mit unseren Fahrrädern nach Nürnberg gefahren und jubelten dort unseren Fußballhelden zu.

Es war damals beim Empfang eine begeisternde und fröhliche Stimmung.

Nationalspieler Max Morlock im Altdorfer Wichernhaus

Die verletzten Spieler des 1. FC Nürnberg wurden damals in der Orthopädischen Klinik des Altdorfer Wichernhauses von Professor Dr. Franz Becker und seinem Ärzteteam behandelt, oder operiert. Dort fanden auch die entsprechenden Reha-Maßnahmen statt. Kurz vor ihrer Entlassung trainierten die Spieler dann oftmals auf dem kleinen Sportplatz des Wichernhauses beim Schwesternheim.

Wenn sie dort aktiv waren sprach sich das bei uns Kindern in Altdorf sehr schnell herum und die echten Fußballfans waren bald darauf zur Stelle.

Es war immer ein Riesenspaß mit den Clubspielern und vor allem mit dem späteren Nationalspieler Max Morlock, den wir duzen durften, zu spielen.

Wenn wir einen von ihm geschossenen Elfmeter hielten, dann gab es 10 Pfennig als Belohnung von ihm. Da der Max aber ein echter Kinderfreund war, hat er meistens so geschossen, dass wir den Strafstoß halten konnten.

Zum Besuch eines Heimspiels im Nürnberger Stadion fehlte uns allerdings das Geld.

Das Grundgesetz wird in Deutschland verabschiedet

Zu einem wichtigen Tag in der Geschichte Deutschlands wurde der 23. Mai 1949. Die staatliche Ordnung im Land wurde ab diesem Zeitpunkt durch die Verabschiedung des Grundgesetzes von fast allen deutschen Landtagen in den drei Westzonen neu geregelt. Nur der bayerische Landtag hatte die Fassung abgelehnt, Damit war für unser Empfinden - ich war damals 14 Jahre alt - die von den Nazis geprägte Vor- und Kriegszeit auch formell zu Ende.

Mit Hilfe unseres Geschichtslehrers im Gymnasium hatten wir Jugendliche dieses wichtige Ereignis und die erste nach dem Zweiten Weltkrieg am 14. August 1949 stattfindende Bundestagswahl jedenfalls so gesehen und auch eingeordnet. Wir stellten fest: „Wir sind auf einem guten Wege in die Demokratie.“

Der legendäre „Bauernprofessor“ Georg Kratzer gestorben

1949 starb der auch in Altdorf bestens bekannte „Bauernprofessor“ Johann Georg Kratzer im Alter von 64 Jahren.

Der 1885 geborene Johann Georg Kratzer aus Gspannberg war zwar kein Altdorfer, aber fast jeder kannte ihn in unserer Stadt als das Rechengenie. Auch wir Kinder. Als kleiner Junge ist er auf dem elterlichen Hof vom Scheunenboden gefallen, seither war er körperlich und geistig zurückgeblieben. Nur das Rechnen beherrschte er ab diesem Zeitpunkt wie kein anderer. Deshalb wurde er von den Leuten auch der „Bauernprofessor“ genannt.

Wenn der „Girgl“ (andere nannten ihn auch „Girch“, oder „Schorsch“) durch Altdorf ging, dann fragte er die Leute nach ihrem Geburtstag und rechnete ihnen sofort vor, seit wie vielen Jahren, Monaten, Wochen, Tagen, Minuten und Sekunden sie schon auf der Welt sind. Für seine Berechnung erhielt er von ihnen als Belohnung dann immer ein Zehnerl oder eine Zigarette.

Sein Rechengenie sprach sich sogar bis nach München herum.

So tauchte eines Tages während des Krieges - so wurde es mehrmals von den Erwachsenen erzählt - auf dem Kratzerhof in Gspannberg eine Gruppe Münchner Journalisten auf, die einen Bericht über ihn schreiben wollten.

Einer der Reporter stellte ihm die Frage:

„Wie viele Monate, Wochen, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden jemand hinter sich gebracht hat, der an einem 10. August sein 36. Lebensjahr vollendet hat?“.

Die Antwort des Kratzers-Schorsch kam wie aus der Pistole geschossen:

432 Monate, 1.873 Wochen, 13.149 Tage, 315.576 Stunden, 18.934.560 Minuten, und 1.236.073.600 Sekunden.

Die Münchner schauten in ihre Unterlagen und teilten dem Schorsch mit, dass er sich leider verrechnet habe. Er antwortete ihnen aber sofort: „Meine Herren, sie haben die neun Schaltjahre vergessen, die man mit 36 Jahren erlebt hat, die müssen Sie noch berücksichtigen“.(siehe auch Seite 197)

Das erstes Wallenstein-Festspiel nach dem Krieg findet statt

Die Erwachsenen haben uns auch immer wieder erzählt, dass es in Altdorf früher schon das Wallenstein-Festspiel gab, an dem sie schon mitgespielt hätten.

1950 fand dann auch erstmals nach dem Kriegsende wieder dieses beliebte Altdorfer Festspiel statt, organisiert vom Heimat- und Verkehrsverein Altdorf. Wir Kinder waren vor allem begeistert von dem vielseitigen Festzug auf dem Marktplatz,

Ab 1952 wurden die Spiele dann im dreijährigen Turnus durchgeführt.

Im gleichen Jahr gründete sich auch die Theatergruppe des Vereins, die Wespen.

Ich fahre erstmals nach Altdorf/Uri (Schweiz)

Auch größere Reisen waren nun auch nach und nach wieder möglich.

Mit einem damals noch teuren Reisepaß konnte man sogar ins Ausland fahren. Somit konnte ich mir auch meinen größten Wunsch erfüllen, einmal in die Schweiz nach Altdorf/Uri zu reisen. (siehe auch Seite 157)

Der mir von einem CVJM-Treffen her bekannte Sekretär des CVJM Luzern in der Schweiz, Hans Schelker, hatte mich im August 1951 für eine Woche nach Luzern eingeladen und mir auch für die Zugfahrt eine Fahrkarte geschickt.

Wir wollten beide im Sommer 1952 eine Freizeit für den CVJM Altdorf organisieren und auf meinen Wunsch hin, auch die Kantonshauptstadt Altdorf/Uri besuchen.

Es wurde für mich als 16-Jähriger eine lange und sehr aufregende Zugfahrt von Altdorf nach Luzern. Doch ich kam gut und wohlbehalten an.

Mit Hans Schelker fuhr ich dann am anderen Tag mit dem Schiff von Luzern auf dem Vierwaldstätter See nach Flüelen. Wir besuchten in Altdorf/Uri den Pfarrer der evangelisch-reformierten Kirche und machten auch einen Rundgang durch das sehenswerte Dorf. Dabei sah ich auch erstmals das berühmte Telldenkmal.

Im Rathaus wurde uns der repräsentative Sitzungssaal gezeigt und auch ein Kaffee serviert. Ich war beeindruckt und glücklich diese hilfsbereite Schweizer Gemeinde und einige ihrer liebenswerten Menschen erstmals näher kennenlernen zu dürfen, die uns 1948 mit zwei Hilfsaktionen geholfen hatten. (siehe auch Seite 158)

Leider konnten wir nicht mehr mit der damaligen Straßenbahn von Flüelen nach Altdorf fahren, denn die hatte leider im Mai 1951 ihren Betrieb eingestellt.

Der schwierige Grenzübertritt damals

Eine Landesgrenze zu überschreiten war damals schwierig. Herz und Puls schlugen höher wenn man der Grenzstation näher kam, oder mit einem „Grenzer“ zu tun hatte.

Eine Landesgrenze durfte nur mit einem Personalausweis („Kennkarte“) an einem offiziellen Grenzübergang und nach einer intensiven Pass- und Personenkontrolle und auch des Gepäcks, überschritten werden.

Im Zug, auf dem Fahrrad, oder zu Fuß im Gebirge war es immer ein Abenteuer nahe an eine Landesgrenze zu kommen, oder sie zu überschreiten.

Selbst in den Bergen waren die Landesgrenzen zwischen Deutschland, Österreich und Italien bei unseren Bergtouren in den Stubaier- und Ötztaler Alpen streng bewacht. Manchmal hatten sich die „Grenzer“ im Gebirge in den Latschenfeldern gut versteckt und uns beim Auf- oder Abstieg plötzlich überrascht.

Wurden wir z. B. an einem Grenzstein bei den bei uns Jugendlichen sehr beliebten Fotoaufnahmen erwischt, bei denen wir mutig mit einem Fuß in Deutschland und mit dem anderen im Ausland standen, gab es eine Geldstrafe, oder eine lautstarke Ermahnung. Davon laufen hatte keinen Sinn, denn es wurde auch geschossen, oder wir wurden über die Grenze auch verfolgt.

Besonders schlimm war das an den Grenzen zu einem Ostblockland (Jugoslawien, Tschechoslowakei, Ungarn, DDR etc.), bei dem es bei den Kontrollen sogar Festnahmen gab. Sie konnten aber meistens durch Zahlung eines größeren DM-Betrags (Bestechungsgeld) an der Grenze wieder aufgehoben werden. Deshalb mussten wir besonders bei unseren beliebten Wanderungen im Bayerischen- und Oberpfälzer Wald an der Grenze zu Böhmen (CSSR) sehr diszipliniert sein.

Für die Einreise in einige Länder in Europa (und auch ausserhalb) war auch ein Visum vorgeschrieben, das man beim deutschen Konsulat beantragen konnte und das viel Geld kostete.

Die Lebensmittelkarten wurden endlich abgeschafft

Nach der Währungsreform im Juni 1948 kam dann der Warenfluss nach und nach immer besser in Gang und der Verkauf über die Lebensmittelkarten wurde besser.

Die Lebensmittelkarten wurden dann am 1. Mai 1950, zwei Jahre nach der Währungsreform 1948 in Deutschland, von der amerikanischen Militärregierung endgültig abgeschafft.

Es kann sich heute niemand mehr vorstellen, was das für eine wichtige Entscheidung für die Menschen war. Nun frei einkaufen können, einfach toll!

Vorbei war die wirtschaftliche Not und vor allem die große Mangelwirtschaft.

Der Lastenausgleich wird die größte Umverteilungsaktion

Auch das war eine wichtige Entscheidung für den sozialen Frieden:

Fritz Schäffer, erster Bayerischer Ministerpräsident nach dem Zweiten Weltkrieg, war überzeugt: Es muss im kriegsverwüsteten Deutschland mit den 12 Millionen Heimatvertriebenen eine Umverteilung des Vermögens geben.

Damit kam es 1952 in der jungen Bundesrepublik zur größten Umverteilungsaktion, die je in einer freien Marktwirtschaft stattgefunden hat.

Nach heutigem Geldwert (2023) wurden 60 Millionen Euro aus Kreditgewinn-, Vermögens- und Hypothekenabgaben eingezogen und an Millionen von Mittellosen ausgezahlt. Dieses Gesetz zum sogenannten Lastenausgleich trat am 1. September 1952 in Deutschland in Kraft.

Der Bundestag verabschiedete das Gesetz gegen die Stimmen von SPD und KPD. Die SPD begründete ihre Ablehnung vor allem mit der verhältnismäßig geringen Abschöpfung der wirklich großen Vermögen.

Fast drei Millionen betuchte deutsche Bürger zahlten damals in den Ausgleichsfond ein. Sie hatten die Hälfte ihres Vermögens abzutreten, gestreckt auf 30 Jahre in vierteljährlichen Tranchen von rund 0,4 Prozent. Von einer Teilenteignung konnte nicht die Rede sein, denn von der Vermögenssubstanz ging kaum etwas verloren.

Das Radfahrverbot auf dem Fußweg am Kappelgraben

Der Weg in die Schule und zum Altdorfer Bahnhof führte damals von uns aus über den schmalen Kappelgraben, der nicht geteert, sondern nur geschottert war.

Mit seinem kleinen Berg war er für uns Kinder das ideale Fahrradparadies.

Allerdings war es damals verboten den Altdorfer Kappelgraben mit dem Fahrrad zu befahren, der war ein reiner Fußweg. Dass dies beachtet wurde, dafür sorgten die beiden strengen Altdorfer Polizisten Frankenberger und Volkert.

Bei Nichtbeachtung gab es eine Strafe von 3 RM (Reichsmark).

Wir hatten immer Respekt vor den strengen Polizisten, nicht aber beim Radfahren.

Ab und zu kontrollierten sie aber das Fahrverbot für Radfahrer im Kapellgraben.

Um dabei nicht gesehen zu werden, zwängten sie ihren Körper in die Hecke zwischen der Stöhr-Villa und dem Gasthaus Zur Eisenbahn.

Was sie dabei allerdings übersahen, ihre grüne Uniform war in der Hecke trotzdem sehr deutlich zu sehen.

Wenn wir dann ihren lauten und sehr energischen Ruf hörten: „Halt, absteigen, Stehenbleiben, Polizei!“, da lachten wir nur, bremsten, wendeten und fuhren schnell in Gegenrichtung weg.

Die am Kapellgraben stehenden alten und wunderschönen Robinienbäume mit ihrer harten Baumrinde, haben uns damals nicht interessiert. Obwohl sie eine botanische Besonderheit waren, wie wir in der Schule vom Lehrer erfuhren.

Chronik der katholische Kirche in Altdorf

Es gab bereits im 19. Jahrhundert gute Gründe ein kirchliches Zentrum, oder gleich eine kath. Kirche in Altdorf zu bauen. Warum?

Durch den Zuzug von 1866 bis 1867 vieler Katholiken aus der benachbarten Oberpfalz - das waren meistens Diensthilfen für Altdorfer Familien oder Arbeiter an der Eisenbahnstrecke von Altdorf nach Feucht - war in unserer Stadt ein kirchliches Zentrum für sie unbedingt notwendig. Man baute allerdings keine Kirche, sondern ein größeres Gebäude mit einem Betsaal und den notwendigen Wohnräumen für einen Priester und Mesner darin und weihte alles festlich ein.

1876 wurde dann diese kath. Kirchengemeinde Altdorf eine selbständige Pfarrei und vier Jahre später (1880) hat man diesen kleinen Betsaal zur Pfarrkirche umgebaut. Ein Glockenturm wurde dann acht Jahre später (1888) noch angebaut.

Eine katholische Kirche wird notwendig

Die Situation änderte sich dann aber schlagartig durch den Zustrom von 1945 bis 1946 von ca. 1.100 aus dem Sudetenland Vertriebenen und etwa 900 Nürnberger Ausgebombten. Die meisten von ihnen waren katholisch. Dadurch war der bisherige Betsaal der Altdorfer kath. Kirche zu klein geworden.

Bei der Integration der überwiegend katholischen Neubürger aus den deutschen Ostgebieten war dann die katholische Kirchengemeinde in Altdorf sehr aktiv und half mit diese Neubürger gut zu integrieren.

Zusammen mit der evang. Kirchengemeinde ist das auch sehr gut gelungen.

Erneuter Umbau der kath. Kirche in Altdorf

Pfarrer Meyer und sein Nachfolger Anton Probst sorgten dann auch dafür, dass aus der 1894 erbauten kath. Altdorfer Kirche, durch Neu- und Umbaumaßnahmen die größere Dreifaltigkeitskirche in der Neumarkter Straße wurde.

So hat man 1951 die bestehende Kirche abgebrochen und mit dem Neubau eines größeren Kirchengebäudes begonnen.

Pfarrer Anton Probst sorgte dann mit einem Regensburger Architekten dafür, dass von 1951 bis 1954 ein moderner Kirchenbau in der Neumarkter Straße errichtet wurde, die heutige Dreifaltigkeitskirche.

Im Inneren sind auf einem großen Altarfresko die vier Evangelisten und die Hl. Dreifaltigkeit dargestellt. Ein großer Glockenturm wurde drei Jahre später seitlich neben dem Kirchengebäude noch angefügt.

Damit konnten dann die katholischen Messen nun ohne Raumprobleme wieder ordnungsgemäß durchgeführt werden.

Dankbare Menschen beim Wallenstein-Festspiel 1952

Ich saß beim Nachspiel des Wallenstein-Festspiels 1952 hinter einer Gruppe von 50 älteren Menschen aus Nürnberg.

Als die Schauspieler im Nachspiel zum Dank für die Rettung Altdorfs das Kirchenlied „Nun danket alle Gott, mit Herzen Mund und Hände“ sangen, da erhoben sie sich spontan, fassten sich an den Händen und sangen alle laut dieses Danklied mit.

Eine Frau sagte mir später beim Verlassen der Tribüne:

„Wir haben alle im Krieg in Nürnberg Schreckliches erlebt, bei den Fliegerangriffen und auch bei der Einnahme unserer Stadt durch die Amerikaner. Wir wollten mit dieser Geste Gott dafür dankbar sein - so wie die Schauspieler in diesem Spiel - dass für uns alles so gut ausgegangen ist.“

Aus dem Heldengedenktag wird der jährliche Volkstrauertag

Aus dem Heldengedenktag des Dritten Reiches in der Kriegszeit wurde ab 1952 der sogenannte Volkstrauertag am vorletzten Sonntag des Kirchenjahres. Dabei wird an die Opfer des Nationalsozialismus, an Vertriebene und Flüchtlinge sowie an die Millionen Toten der beiden Weltkriege gedacht. Dazu erfolgte auch wieder die Halbmastbeflaggung mit Trauerflor aller städtischen Dienstgebäude in Bayern.

In den beiden Altdorfer Kirchen finden dazu vorher Gottesdienste statt und dann versammeln sich viele Altdorfer Menschen - Darunter auch Abordnungen der Vereine, des VdK, der Bundeswehr und der Kirchen - vor dem Kriegerdenkmal auf dem kirchlichen Friedhof zur Feierstunde zum Volkstrauertag. (siehe auch Seite 91)

Mitgestaltet wurde die Gedenkfeier immer von der Stadtkapelle, dem Posaunenchor und dem Gesangverein Liedertafel. Die Gedenkrede hielt früher der 1. Vorsitzende des VdK, später dann der Altdorfer 1. Bürgermeister. Emotionaler Höhepunkt ist immer noch die Kranzniederlegung, musikalisch begleitet vom Lied „Der gute Kamerad“. Auch wenn dieses Lied aus der Nazizeit stammt, jedesmal erfüllt beim Abspielen die Zuhörer noch eine große Ergriffenheit und viele weinen.

Der Volkstrauertag ist auch heute noch ein Tag der Erinnerung und der Trauer.

Das Lied „Der gute Kamerad“

Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nicht.
Die Trommel schlug zum Streite, er ging an meiner Seite,
(: In gleichem Schritt und Tritt. :)

Eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir?
Ihn hat es weggerissen, er liegt mir vor den Füßen,
(: Als wär's ein Stück von mir. :)

Will mir die Hand noch reichen, derweil ich eben lad.
Kann dir die Hand nicht geben, bleib' du im ew'gen Leben
(: Mein guter Kamerad! :)

Text: Ludwig Uhland, 1809, Tübingen. Vertonung: Friedrich Silcher, 1825, Tübingen

Gedanken zum Lied „Ich hatt' einen Kameraden“

In den beiden letzten Kriegsjahren begleite ich meine Mama immer zur Teilnahme am Heldengedenktag und hielt ihr beim Abspielen des Liedes vom „Guten Kameraden“ fest die Hand. Sie weinte, wie auch alle anderen anwesenden Frauen. Diese spürbare Trauer übertrug sich auch auf mich. Doch es hämmerte in meinem Kopf, so wie wir es gelernt hatten: „Ein deutscher Junge ist stark und weint nicht!“

Als ich als junger Mann im Posaunenchor und in der Stadtkapelle mitspielte und an der Ausgestaltung der Feier zum Volkstrauertag mitwirkte, da liefen mir beim Spielen des „Guten Kameraden“ oftmals die Tränen über mein Gesicht. Keiner hat es gesehen. Die Erinnerung an meinen in Russland gestorbenen Papa und an meinen Sohn Reinhard, der als Bundeswehrsoldat am 25. Oktober 1982 bei der Fahrt zu seiner Kaserne nach Hammelburg tödlich verunglückte, waren mir spürbar nahe.

Es klingt vielleicht unverständlich, aber heute bin ich dankbar für dieses Lied. Es gab uns auch Trost in unserem Leid und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Auch der Text, selbst wenn das heute viele nicht mehr nachvollziehen können.

Zwar löste dieses Lied beim Anhören jedesmal traurige Erinnerungen aus, aber man war beim Zuhören seinen Verstorbenen so nahe, wie bei einem tröstenden Kirchenlied. Ja, das Lied „Ich hatt' einen Kameraden“ konnte trösten, aber auch sehr traurig machen. Vielleicht verstehen diese Gedanken zum Lied aber auch nur Menschen, welche die Schrecken des Zweiten Weltkrieges erlebt haben.

Das Kriegerdenkmal wird zum Grab der Vermissten und Gefallenen

Ein Problem blieb durch den Tod oder das Vermisstsein eines Angehörigen weiterhin, es gab kein Grab, an dem wir trauern und weinen konnten. Somit wurde das Kriegerdenkmal auf dem kirchlichen Friedhof in Altdorf für uns und für alle Altdorfer Familien zur Grabstätte der Gefallenen und Vermissten.

An dieser Gedenkstätte stand ich fast jede Woche mit meiner Mama und Schwester weinend und sehr traurig. Von meiner Mutter hörte ich dort immer wieder die gleichen Worte: „Warum nur, warum?“

Wir erfuhren am Friedhof von furchtbare Lebensschicksalen

Wenn man nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 am Friedhof, oder auf dem Altdorfer Marktplatz Menschen begegnete und mit Ihnen ins Gespräch kam, dann erzählten einige von ihnen immer wieder ihre gleiche von Angst und Schrecken geprägte persönliche Geschichte aus der zurückliegenden Kriegszeit.

So erzählte uns ein Mann aus einem Dorf bei Altdorf, wie drei seiner Kameraden bei der Invasion der alliierten Streitkräfte am 6. Juni 1944 in der Normandie (Frankreich), bei einer Feuerpause ihre Köpfe kurz aus dem Schützengraben hoben und dann nach einer plötzlichen Gewehrsalve des Feindes tot neben ihm lagen. Manchmal brach er bei seiner Erzählung immer noch in Tränen aus und weinte.

Ein Altdorfer Gastwirt, der bei der Marine war, berichtete vom Untergang des mit Flüchtlingen völlig überladenen Schiffes Wilhelm Gustloff. Es versank am 9. Februar 1945 nach heftigen Beschuss durch die Russen mit weit über 9.000 Menschen an Bord in der Ostsee. (Siehe auch Seite 132)

Ein aus Nürnberg nach Altdorf zugezogener älterer Mann erinnerte sich immer unter Tränen an einen Fliegerangriff 1944 in Nürnberg, bei dem 20 Menschen neben ihm im Luftschutzkeller durch den flüssigen Phosphor verbrannten und nur er überlebte.

Von einer älteren Flüchtlingsfrau erfuhren wir, dass ihr kleiner Enkel bei der Flucht 1945 aus Tschechien unbemerkt vom Leiterwagen in den Schnee gefallen war und Stunden später von fremden Menschen entdeckt und mitgenommen wurde. Über das DRK (Deutsche Rote Kreuz) bekam sie ihn Monate später zurück. Seine Eltern hatten die Flucht leider nicht überlebt und waren beide gestorben.

Mein Schwiegervater erzählte mir mehrmals, wie er nach dem Fliegerangriff am 10. August 1943 auf den Nürnberger Stadtteil Wöhrd, Tag für Tag mit dem Fahrrad nach Nürnberg fuhr, um mit einem Freund aus Altdorf seine verschüttete Tochter Gunda auszugraben. Und sie dann tot unter den Trümmern fand. (siehe Seite 86)

Über Details zu diesem schrecklichen Geschehen konnte er aber nie mit mir reden.

Das Kriegsgeschehen ist bis heute nicht verarbeitet

Nach den bewegenden Erzählungen dieser Altdorfer Menschen auf dem Altdorfer Friedhof waren sie dann bei uns Kindern wieder zurück,

die tiefen Schatten unseres Schicksals,

die schrecklichen Erinnerungen an die vergangene Kriegszeit,

an Entbehren, Hunger und Kälte, an Sprachlosigkeit, Vertreibung und Flucht,

an unsere Väter, die im Krieg geblieben sind,

an unsere Mütter, die auf sich selbst gestellt waren

und an das verwüstete Europa mit über 60 Millionen Toten.

Das Erlebte ist zwar vorbei, aber leider sind Depressionen und Angststörungen bis heute geblieben und das Geschehen ist nicht verarbeitet. Und das ist bei vielen Menschen - nicht nur in Altdorf - bis zum heutigen Tage noch so geblieben.

Letztmals kommen Kriegsgefangene in Nürnberg an

Am 12. und 15. Oktober 1955 stand ich mit meiner Mutter wieder einmal im Nürnberger Hauptbahnhof, als dort am Bahnsteig 5 einige der letzten von 39.000 entlassenen Kriegsgefangenen aus Russland mit einem Sonderzug ankamen.

Es war wie immer der gleiche Ablauf: Wenn der Zug aus dem Durchgangslager Friedland einfuhr, ertönte aus den Lautsprechern das Lied "In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen". Nachdem der Zug hielt, drängten sich die Menschen erwartungsvoll an die Fenster und Türen des eingefahrenen Zuges und hofften den Vater, Ehemann oder Sohn glücklich in die Arme schließen zu können.

Während einige diesen Glücksmoment wirklich erlebten, hielt ich mehrmals ein postkartengroßes Foto meines vermissten Vaters nach oben und fragte einige der Heimkehrer, ob sie etwas über ihn wissen. Doch sie schüttelten immer nur den Kopf.

Mit meiner weinenden Mutter und meiner kleinen Schwester fuhr ich dann mit dem Zug wieder traurig zurück nach Altdorf. Die Hoffnung den geliebten Vater in die Arme schließen zu können, hatte sich wieder nicht erfüllt und wir wussten, dies war der letzte Gefangenentransport aus Rußland. Über 30.000 Kriegsgefangene kehrten aus Russland bis 1956 zurück nach Deutschland. Mein Papa war leider nicht dabei.

Nachforschung über das Schicksal meines Papas

1956 begann ich dann ernsthaft nach dem Schicksal meines Vaters zu forschen.

Über den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) habe ich die Anschriften von Major Bibel in Nürnberg und auch die von Vaters Kompaniechef in Regensburg (seinen Namen habe ich leider vergessen) mitgeteilt bekommen.

Nach Gesprächen mit ihnen, habe ich dann die traurige Wahrheit erfahren müssen, dass mein Vater den Krieg in Russland wahrscheinlich nicht überlebt hat.

Beide schilderten mir den Ablauf des Kriegsgeschehens am 12. März 1944 aus ihrer persönlichen Sicht und Erinnerung. Papas Kompanie wurde damals von den russischen Truppen an einem kalten Tag auf den Fluss Ingoletz nahe der Stadt Cherson (heutige Ukraine) zugetrieben. Bei dieser Flucht wurden sie von hinten pausenlos beschossen. Mehrere Flugzeuge warfen außerdem noch Bomben auf die flüchtenden Soldaten ab.

Wer im eiskalten Wasser des Flusses nicht abgetrieben wurde und das gegenüberliegende Ufer erreichte, der kam völlig durchnässt in ein Gefangenelager, das nur einige primitive Zelte und wenige Gebäude oder Baracken hatte.

Nur Bibel, als Major, war aufgrund der Genfer Konvention in einem festen Gebäude untergebracht worden und habe dadurch überlebt.

Das Gefangenelager wurde wenige Wochen später von den Russen aufgelöst, da fast alle Gefangenen gestorben waren. Vielleicht hatten aber einige auch überlebt und waren in ein anderes Lager verlegt worden. (siehe auch Seite 226 und 227)

Meine Mama hat nie die Wahrheit über Papa erfahren

Meiner Mama, die ein Leben lang gehofft hatte, dass ihr Ehemann und unser Papa wieder nach Hause kommen würde, habe ich diese für sie so schreckliche Wahrheit nicht sagen können. Ich hatte nie die Kraft und den Mut dazu.

Außerdem hoffte auch ich, dass Papa vielleicht, bei den wenigen Überlebenden war, die in das andere Lager verlegt worden waren.

Am 20. August 1999 ist meine Mutter im Alter von 88 Jahren gestorben, ohne dass sie von mir die Wahrheit über Papas wahrscheinlichen Tod im Lager erfahren hat.

Mein Vater wird amtlich für tot erklärt

Alle unsere Vorsprachen bei der Nürnberger Oberpostdirektion am Rathenauplatz und bei anderen Behörden über Zahlungen, Rente oder sonstige Zuschüsse endeten immer mit dem Satz: „Frau Holz, lassen Sie ihren Mann beim Amtsgericht Altdorf für tot erklären, dann können wir finanziell mehr für sie und ihre beiden Kinder tun.“

Meine Mutter kämpfte seit Jahren mit sich diesen Schritt zu realisieren.

Dann kam aber immer wieder der Satz: „Was würde Papa denn sagen, wenn er heim kommt und ich hätte ihn für tot erklären lassen? Für mich lebt er immer noch.“

Ich bat meine Mutter mehrmals, doch das Thema „Todeserklärung von Papa“ zu erledigen. Sie konnte meinen Einwand aber nicht verstehen.

Es kam von ihr immer wieder der Satz: „Unser Papa kommt doch wieder. Vor einigen Tagen habe ich nachts von ihm geträumt, er stand an meinem Bett und sagte lachend, dass er bald wieder bei uns wäre“.

Solche Träume hatte meine Mutter ihr Leben lang. Sie schöpfte daraus Kraft für die Bewältigung unseres nicht leichten Alltagslebens und auch für das baldige Wiedersehen mit ihm. Erlebt hat sie dies Augenblick aber leider nicht.

Ich weiß nicht mehr, was schließlich 1955 für sie den Ausschlag gab, diesen notwendigen aber für sie sicher sehr schweren Schritt zu tun. Wir gingen zum Altdorfer Amtsgericht, um einen Antrag zur Todeserklärung zu stellen.

Als wir allerdings einige Wochen später die amtliche Todeserklärung des Amtsgerichts Altdorf in den Händen hielten, da war meine Mutter wochenlang nicht mehr ansprechbar. Sie war traurig und sie weinte wieder viel.

Finanziell ging es uns aber von da an etwas besser, auch dadurch, dass durch mein bescheidenes Ausbildungsgeld bei der Deutschen Bundespost ab 1954 noch etwas Geld dazu kam.

Meine Mutter erhielt nun die Witwenpension und gelegentlich auch einige unterstützende Zahlungen. Papa lebte aber in ihrem Herzen trotzdem noch weiter. Ich schrieb noch mehrmals an das Deutsche Rote Kreuz (DRK), doch sie konnten mir über Papas Schicksal nichts sagen.

Die traurige Wahrheit über den Tod meines Papas

Am 30. Juli 2020 konnten meine Frau Erika und ich im kleinen Kreis (Coronakrise!) unseren 60. Hochzeitstag, die diamantene Hochzeit, feiern.

Einen Tag später kam vom Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) in München die Antwort auf mein erneutes Nachfrageschreiben von 2019 zum Schicksal meines vermissten Vaters in Rußland.

Diese Schreiben änderte schlagartig alles, was wir bisher über unseren in Russland vermissten Vater wussten.

1944 hatten wir von der deutschen Wehrmachtskommandantur die Nachricht erhalten, dass er nach den schweren Kampfhandlungen am 12. März 1944 nahe der russischen Stadt Cherson am Fluß Ingoletz vermisst sei.

Er und seine Kameraden wurden damals von den russischen Truppen auf den Fluss Ingoletz zugetrieben und von ihnen von hinten und aus der Luft beschossen.

Wer im eiskalten Wasser nicht abgetrieben wurde und das gegenüberliegende Ufer erreichte, der kam in ein notdürftig eingerichtetes Sammellager, das aber bald aufgelöst wurde. Wahrscheinlich waren fast alle Gefangenen gestorben.

Wie mir der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes nach 76 Jahren aber mitteilte, war alles doch ganz anders!

Das Schreiben des BRK Suchdienstes

Das Schreiben des DRK hatte den folgenden Wortlaut:

„Der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes hat aus den Archivbeständen der Russischen Föderation Akten deutscher Kriegsgefangener und Internierter erhalten, die auf dem Gebiet der früheren Sowjetunion verstorben sind.

Darunter konnten wir auch Unterlagen für ihren Vater Konrad Holz feststellen.

Aus der in Russisch abgefassten Gefangenenakte geht hervor, dass Konrad Holz am 06.04.1944 in sowjetische Gefangenschaft kam und am 27.05.1944 im Lager Nr. 100, Abteilung Nr. 1, registriert wurde. Unserer Kenntnis nach befand sich das Lager Nr.100/1 damals in Saporischschja, Ukraine.

Konrad Holz ist am 26. Juni 1944 im Spezialhospital an Dystrophie 3. Grades (Unterernährung) verstorben und wurde auf dem Lagerfriedhof in Kapustjanskaja Balka, einem Stadtteil im Stadtbezirk Chortyzja in Saporischschja, Reihe 2, Grab Nr.16, bestattet.

Ob sich in/bei Saporischschja heute noch eine Grabstätte befindet, auf der Gräber deutscher Soldaten erhalten und erkennbar sind, entzieht sich unserer Kenntnis.

In der Anlage zu diesem Schreiben finden sie eine Kopie der zitierten Akte und ein Foto ihres Vaters.

Des weiteren liegen Kartenauszüge zur geografischen Lage des Ortes Chortyzja und Saporischschja, sowie eine Information zu den Kriegsgefangenenlagern in Saporischschja bei, die in Form eines sogenannten „Lagerspiegels“ im Ergebnis von Heimkehrerbefragungen erstellt wurde.

Es war uns wichtig Ihnen diese Gefangenenakte zuzustellen, die ein Zeugnis der letzten Lebensstationen des Gefangenen und zugleich ein letztes persönliches Dokument ihres Vaters ist, auch wenn vielleicht dadurch nochmals alte Wunden aufgerissen wurden.“ Soweit der Inhalt dieses Briefes des BRK München.

Das war nun die traurige Gewißheit nach über 76 Jahren. Mit dem übersandten Soldatenbild meines Vaters in der Hand habe ich nach dem Lesen dieses Briefes minutenlang geweint. Doch nun habe ich endgültig Gewißheit über seinen Tod und mit dem 26. Juni 1944 auch seinen Todestag erfahren. (Original Seite 226 und 227)

57 Jahre später war ich in Russland

Am 30. Mai 2001 machten wir eine Flußkreuzfahrt von St. Petersburg nach Moskau. Ich hoffte dabei meinem in Russland verstorbenen Vater irgendwie nahe zu sein.

Ein Motorschiff brachte uns damals im Ladogasee auf eine kleine Insel, auf der wir das dortige Erlöserkloster besuchten und auch Kontakt zu den hier wohnenden alten Menschen bekamen. Wir sahen bei diesem Landausflug noch hinüber zu zwei weiteren kleinen Inseln im Ladogasee mit kirchlichen Anlagen, die sicher auch einmal von großer Bedeutung waren. Gleichzeitig erlebten wir auch hier die Armut der Menschen, die nicht nur arm, sondern auch völlig vergessen sind. Die Fürsorge und der Respekt eines Staates für die Lebensleistung seiner alten Menschen sollte eigentlich schon etwas anders aussehen.

Unser Schiff fuhr dann auf dem weiten Ladogasee zurück in Richtung Onegasee. Während der Fahrt dachte ich an meinen 1944 hier in Russland vermissten Vater und las dabei mehrmals seinen letzten Brief, den ich immer bei mir trage.

Eine Möwe flog dabei mehrmals über unser Schiff und dann hinüber ans nahe Ufer. So als wolle sie mir die Botschaft meines Papas übermitteln: „Hier in diesem Land ging mein Leben am 26. Juni 1944 leider zu Ende!“ Ich verstand diese Botschaft und spürt auch gleichzeitig eine starke innere Verbundenheit zu ihm. Danke Papa!

**Rückblick:
Was haben wir
damals alles so
gespielt?**

Kinder sind Gäste, die nach dem Weg fragen.

Afrikanisches Sprichwort

Gehe deinen Weg und lass die Leute reden.

Dante Alighieri,
italienischer Dichter, 1265 - 1321

Fröhliches Spielen

Ein Höhepunkt unserer Ferienaktivitäten war auch immer unser gemeinsamer Gang zum Bach im nahen Wiesengrund oder zum Dechendorfer Dorfweiher.

Mit einem Fangnetz durften wir dann eine Forelle oder einen Karpfen im Dorfweiher fischen, sie anschauen und dann wieder ins Wasser zurückgeben. (Seite 185)

Konrad Holz, Verfasser

Das Leben der Eltern ist das Buch,
in dem die Kinder lesen.

Aurelius Augustinus,
abendländischer Kirchenlehrer, 354 - 430

Solange die Kinder klein sind, gib ihnen Wurzeln;
sind sie älter gib ihnen Flügel.

Spruchwort aus Indien

Rodeo-Reiten auf einer Kuh

Da uns das Treiben der Kuh zur Wiese langweilig war, durfte ab und zu einer auf ihr reiten. Nach dem mühsamen Aufstieg auf ihren sattellosen Rücken, dabei war die Hilfe aller gefordert, versuchte diese ihre ungewohnte Last natürlich schnell wieder abzuwerfen.

Es war für den oben Sitzenden wie bei einem Rodeoritt. (Seite 186)

Konrad Holz, Verfasser

Wie sprintet man auf einer Aschenbahn?

Unsere reichlich vorhandene Freizeit verbrachten wir Kinder und Jugendliche nach dem Kriege auf dem Altdorfer Marktplatz, an der Schwarzach, im Rieder Wald, auf dem Röthenbacher Anger, oder auf dem städtischen Sportplatz, das Sportgelände des TV 1881 Altdorf an der Heumannstraße. (siehe auch Seite 145 und 146)

Dieser Sportplatz, auf dem nach dem Kriegsende 1945 auch mehrere Panzer und Militärfahrzeuge abgestellt und ein streng bewachtes Nahrungsdepot aufgebaut waren, war nun wieder unser Treffpunkt und Spielplatz.

Dort fand man immer, auch ohne zeitliche Absprache, jemand zum Spielen.

Auf dem Rasen des Spielfeldes, auf der Aschenbahn (keine Tartanbahn) und in der Weitsprunggrube, konnten wir uns so richtig austoben. (siehe auch Seite 146)

Es waren auch fast immer Erwachsene dort, die uns die Grundbegriffe der Leichtathletik und des Ballsports beibrachten. So trainierte mit uns mehrmals der Chef der Firma ETA, Jakob Ellenberger und brachte uns einige Verbesserungen in der Leichtathletik bei. Sein Hinweis: „Das Wichtigste für einen Sprinter ist eine stabile kleine Schaufel zum Ausgraben der Startlöcher. Denn am Start entscheidet sich schon meistens wer gewinnt!“ Die heutigen Sprinter lachen sicher darüber.

Beliebt war damals auch der Ballweitwurf mit einem tennisballgroßen, festen Ball. Der beste Werfer war damals Helmut Müller (der „Kickers“), der nicht nur gut barfuß spielen, sondern den Ball fast über das ganze Sportgelände werfen konnte.

Auch Klaus Wolfermann, Olympiasieger 1972 im Speerwurf, trainierte dort später.

Wir Kinder haben auf dem Sportplatz gelernt: Härte gegen uns selbst, im Sport und im Leben, ist unbedingt wichtig und notwendig zum Überleben in unserem Alltag.

Wir waren weiterhin begeisterte Radfahrer

Langweilig war es uns Kindern nie, für Abwechslung war fast immer gesorgt, denn es gab rund um Altdorf so viel zu entdecken.

Die meisten meiner Freunde hatten bereits ein altes Fahrrad und wir waren trotz unseres jugendlichen Alters weiterhin alle begeisterte Radfahrer.

Bei unseren Fahrten durch die Stadt Altdorf und in der näheren Umgebung, gehörten die Straßen auch weitgehend uns, denn es fuhren damals in Altdorf und seinem Umland fast keine Autos. Konzentriert mussten wir trotzdem sein, denn die Fahrzeuge der Landwirte waren oftmals schlecht einzuschätzen. Mal bogen sie ohne zu schauen ganz plötzlich ab, oder sie trieben ihre Kühe, Gänse und Enten auf der Straße, als ob diese ihnen ganz alleine gehörte.

Beliebt war bei unseren Radtouren vor allem das "Geschicklichkeitsfahren" auf den Wiesen des Röthenbacher Angers, durch die Sandflächen des Hagenhausener Angers, in den großen Sandgruben im Röthenbacher Wald, bei Weißenbrunn und Rummelsberg sowie auf den schmalen Forstwegen des Rieder Waldes

Ebenso hatten wir große Freude am "Querfeldeinfahren" im Schwarzachtal, auf der Dörlbacher Au, oder entlang des alten Ludwig-Donau-Main-Kanals.

Gern sind wir auch nach Rasch gefahren, vor allem durch das Waldgebiet "Roter Baum". Hier konnten wir auf dem schmalen Waldweg abwärts durch die Bäume an das Ufer der Schwarzach "düsen" und dort an der Schwarzach spielen.

Auf allen Routen machte das Radfahren stets großen Spaß und wir entdeckten dabei immer wieder etwas Neues. Wollten wir davon im Unterricht in der Schule erzählen, dann hat das unseren Lehrer meistens aber nicht interessiert.

Trotzdem blieben wir weiterhin neugierig und unternehmungslustig.

Es gab bei unseren Aktivitäten auch manchmal Verletzungen

Die Stürze in den Sand, oder auf den Waldboden, verliefen nicht immer harmlos, dadurch hatten wir Buben im Sommer immer größere Wunden an den Knien.

Aber auch die auf den Straßen herumliegenden Glasscherben sorgten oftmals für Verletzungen an unseren nackten Fußsohlen.

Die von Mama angelegten Spezialverbände aus Breit- und Spitzwegerich waren zwar beim Laufen hinderlich, unterstützten aber unsere Wundheilung.

Waren wir irgendwie noch traurig über die Verletzung, dann wurden wir von unserer Mama oder Oma noch singend mit dem schlichten Kinderlied getröstet:

„Heile, heile Segen, morgen gibt es Regen, übermorgen Sonnenschein, dann wird alles heile sein. Oder: „Übermorgen Schnee, dann tut es nimmer weh“.

Wir machten viele spannende Spiele im Freien

In unserer Kinderzeit gab es viele einfache Spiele, die wir zusammen mit den Nachbarskindern immer gerne im Garten, auf der Straße, vor unserem Haus oder auf dem nahen Sportplatz, gespielt haben.

Zum beliebten "Schussern" mussten wir zuerst die dazu nötigen Schusserlöcher mit den Absätzen unserer Schuhe auf dem geschotterten Weg vor unserem Haus in die Erde drehen. Die zum Spielen notwendigen Schusser waren farbig und aus Ton (heute sagt man Murneln) und sie mussten beim Spiel in das kleine Erdloch gerollt werden. Wer die meisten hineinbrachte, der hatte gewonnen. Nach dem Spiel wurden die Schusser in einem sogenannten Schussersäckchen aufgehoben.

Beim "Häusler-Hupf" wurde die dafür benötigte Spielvorlage - das waren aneinandergereihte Vierecke und ein Kreis - mit einem Stock auf den Boden gekratzt. Auf einem Bein oder mit zwei gespreizten Beinen wurde dann nach bestimmten Regeln von Figur zu Figur gehüpft. Da waren Ausdauer und vor allem Gleichgewichtssinn gefordert. Da waren die Mädchen meistens besser.

Wir liefen auch gerne auf „Stelzen“ durch die Gegend, die wir uns aus stabilen Holzlatten selbst zusammengenagelt hatten.

Es gab auch verschiedene Ballspiele, Völkerball, Seilspringen mit einer Wäscheleine, Stadt- oder Länderspiel, Blinde Kuh sowie Räuber und Gendarm („Reiberschanda“).

Ohne Geld und gekaufte Spielsachen haben wir uns damals viele ideenreiche und spannende Spiele gemeinsam ausgedacht und zusammen gespielt. Die meisten hatten noch keinen Fernseher, Internet und Handys waren noch unbekannt.

Trotzdem hatten wir Kinder mit diesen Spielen eine ausgefüllte Freizeitgestaltung und fühlten uns dabei wohl im Freundeskreis und in der Gemeinschaft.

Aus Zeitungspapier wurden Flugzeuge gebastelt

Großen Spaß hatten wir auch, wenn wir aus Zeitungspapier ein Flugzeug zusammen falteten. Wenn Mama dann genervt war vom Ausprobieren der Flugfähigkeit unseres „Fliegers“ im Wohnzimmer, dann gingen wir halt nach draußen in den Garten und zogen dort unsere Flugschau ab. Da passierte es dann allerdings meistens, dass unsere gebastelten Flugobjekte hoch oben in den Zweigen eines Obstbaums landeten, oder über den Zaun davon flogen.

Beliebt war bei stürmischen Wetter draußen auch das sogenannte Weitfliegen, bei dem es auf die am weitesten geflogene Strecke ankam. Dazu gingen wir allerdings auf den benachbarten Sportplatz. Startplatz war dort die sichtbare Mittellinie des Spielfeldes. Doch meistens haben wir sehr bald wieder einen Ball geholt und Fußball gespielt; das war doch sportlicher und spannender.

Bei schlechtem Wetter wurde im Haus gespielt

Regnete es, dann wurden im Haus die beliebten Brettspiele "Mühle", "Dame", "Halma" und "Mensch ärgere dich nicht" gespielt.

Zum Lesen konnten wir uns einige Bücher aus der Schulbücherei ausleihen.

Die Klassiker waren damals "Heidi", "Das doppelte Lottchen", "Das fliegende Klassenzimmer" und natürlich alle Ausgaben von Karl May.

Eigene Bücher zu haben, oder zu kaufen, das konnten sich nur ganz wenige leisten.

Unsere sichtbaren Malereien auf der Straße

Was vielen Erwachsenen in Altdorf nicht gefiel, das war das bei uns Kindern so beliebte Malen mit bunten Kreidestücken auf den Pflastersteinen, Gehsteigplatten und dem Straßenasphalt. Riesengroß und unübersehbar leuchteten von dort gemalte Häuser, Männchen, Tiere und Worte dem Betrachter entgegen.

Spätestens beim nächsten Regen waren unsere kindlichen „Kunstwerke“ allerdings wieder verschwunden. Aber solange musste sie jeder Altdorfer, beim Vorbeigehen wahrnehmen und betrachten.

Der Asphalt war meistens sehr uneben und hart und so gab es beim Malen oftmals schmerzhaft Schrammen an den Knien, oder auch eine durchscheuerte Hose.

Rodelfreuden im Pfaffental und Lenzenberg

Im Winter waren das Rodeln im Pfaffental und Lenzenberg, eine Schneeburg, oder einen Schneemann in unserem Garten bauen, das Schlittschuhlaufen auf den beiden Altdorfer Weihern vor dem Oberen Stadttor, unsere liebsten Freizeitbeschäftigungen.

Das Pfaffental und der Lenzenberg mit ihren steilen Hängen waren für uns Kinder ein beliebtes Ski- und Rodelparadies. Mit unseren einfachen Holzschlitten fuhren wir auf den von Weihnachten bis März fast immer tief verschneiten Hängen mutig hinab, vor allem auf dem sogenannten „Idiotenhügel“ und dem „Heidnersberg“.

Wir Kinder hatten viele Ideen, damit das Schlittenfahren nicht langweilig wurde.

So wurden mehrere Schlitten zusammengebunden und wir fuhren dann als sogenannter „Eisenbahnzug“ („Zug“) laut johlend den Hang hinunter, ganz Mutige taten dies auch als „Bauchstächala“, das war bäuchlings auf dem Schlitten liegend.

Wenn uns das gemeinsame Schlittenfahren zu langweilig wurde, dann machten wir eine Schneeballschlacht, oder bauten zusammen neben der Rodelbahn einen großen Schneemann. Der stand meistens aber nicht lange, denn es war für einige doch zu verlockend ihn mit dem Schlitten umzufahren.

Auch die vom Marktplatz leicht abfallende Untere Brauhausstraße war damals ein echtes aber leider verbotenes Schlittenparadies.

Das Schlittschuhlaufen auf den beiden Stadtweihern

Da in Altdorf der Skilauf noch nicht so sehr bekannt war und viele auch gar keine Skier hatten, wurde das Schlittschuhlaufen auf dem Ross- und Ankerweiher - letzterer auch Stäffeleins- oder Waschweiher genannt - bei uns Kindern sehr beliebt. Wegen der fehlenden stabilen Winterstiefel, an denen die Schlittschuhe damals noch fest angeschraubt wurden konnte nicht jedes Altdorfer Kind zum Schlittschuhlaufen auf den Ross- und Ankerweiher gehen.

Mit einem Vierkantschlüssel, den man an einer Schnur befestigt immer um den Hals hängen hatte, wurden die Schlittschuhe an den harten Absätzen unserer Schuhe angebracht. Oft brach dabei allerdings beim Laufen auf der Eisfläche der Absatz ab, daher nannten wir unsere Schlittschuhe auch „Absatzreisser“. Wir haben mit ihnen Figuren in die Eisfläche gefahren und auch zusammen Eishockey gespielt.

Gefährlich war im Winter der Ankerweiher

Am Ankerweiher gab es einen Wassereinlauf, der nie ganz zufror und der dort nur sehr dünnes Eis hatte. An dieser Stelle war die Einbruchgefahr natürlich immer sehr groß, aber sie war für uns Kinder besonders reizvoll und herausfordernd.

Passierte diese Malheur, dann stand man mit nassen Füßen im Wasser und Körper und Kleidung waren in kürzester Zeit steif gefroren.

Das war dann allerdings ein Grund ganz schnell heim zu gehen, um sich nicht zu erkälten. Brach ein Kind ein, dann verließen aber nach der Hilfsaktion meistens alle solidarisch die Eisfläche und gingen nach Hause.

Wurde es finster, dann waren unsere Winterfreuden auf den Altdorfer Weihern zu Ende, denn eine Beleuchtung der Eisfläche gab es nicht.

Ein ungeschriebenes Erziehungsgesetz war damals außerdem, dass man bei Einbruch der Dunkelheit daheim sein musste, sonst holt dich der „Nachtgieger“, eine gefiederte Phantasie- und Schreckensgestalt.

Ein Gedicht soll beim Einbruch in den Weiher helfen

Unser Lehrer in der Altdorfer Volksschule dachte damals schon sehr praktisch.

Um uns vor den Gefahren des Einbrechens beim Schlittschuhlaufen auf den beiden Weihern zu warnen, mussten wir vor den Weihnachtsferien noch alle das Gedicht vom „Büblein auf dem Eis“ von Friedrich Güll (1812 - 1879) auswendig lernen.

Das sollten wir nach einem Einbruch im Weiher zum Trost dann aufsagen.

Trotzdem betraten wir das manchmal noch sehr dünne Eis auf dem Ross- oder Ankerweiher, probierten, ob es tragfähig sei und haben dazu oftmals laut das mit dem Lehrer gelernte Gedicht „Vom Büblein auf dem Eis“ aufgesagt.

Meistens hat's geholfen und wir sind nicht eingebrochen.

Vom Büblein auf dem Eis

Gefroren hat es heuer noch gar kein festes Eis.

Das Büblein steht am Weiher und spricht so zu sich leis:

Ich will es einmal wagen, das Eis es muß doch tragen, wer weiß?

Das Büblein stampft und hacket mit seinen Stiefelein.

Das Eis auf einmal knacket und krach, schon bricht's hinein.

Das Büblein platscht und krabbelt als wie ein Krebs und zappelt mit Schrei'n.

O helft, ich muß versinken in lauter Eis und Schnee!

O helft, ich muß ertrinken im tiefen, tiefen Schnee!

Wär' nicht ein Mann gekommen, der sich ein Herz genommen, o weh!

Der packt es bei dem Schopfe und zieht es dann heraus,

vom Fuße bis zum Kopfe nass wie eine Wasserm Maus.

Das Büblein hat getropfet, der Vater hat's geklopfet zu Haus.

Unsere Skisprungschance am Rascher Berg

Als dann später auch das Skifahren mit unseren selbst gebauten „Brettern“ zu unserer winterlichen Freizeitgestaltung dazu kam, da marschierten wir ab und zu nach Rasch und bauten uns dort am Hang des Rascher Berges (oberhalb vom Kindergarten) eine kleine Skisprungschance.

Von ihr sprangen wir mit unseren primitiven Holzskiern und mit vorgestreckten Armen, so wie wir es von den Profis in den Wochenschaufilmen im Altdorfer Kino gesehen hatten, mutig hinab. Das Ergebnis waren meistens aber fürchterliche Stürze mit blaue Flecken am ganzen Körper. Schlittenfahren ist doch schöner.

Die Altdorfer Weiher, heute und früher

Wenn man von Nürnberg kommend auf das Obere Stadttor zufährt, dann sieht man dort die beiden Altdorfer Weiher: links den Ankerweiher (auch Waschweiher oder Stäpferlesweiher) genannt und rechts den Rossweiher.

Sie sind die letzten verbliebenen Wasserflächen, der im Urkataster aus dem Jahre 1831 verzeichneten Altdorfer Weiher. Daneben gab es früher aber noch

- den „Wehd-Weiher“ in der Oberen Wehd,
- den Kranichsee in der Nähe der Lederersmühle bei der TV-Turnhalle,
- den „Hätscherweiher“ neben dem Ankerweiher.

Auch der Altdorfer Stadtgraben war teilweise geflutet, vor allem hinter dem Pflamtschloss am Schloßplatz.

Der Weiher links vor dem Tor hat verschiedene Namen. In der Stadt ist er als „Stäpferlesweiher“ bekannt, benannt nach den Stufen, die früher zu einer hölzernen Plattform im Weiher hinabführten. Hier wuschen früher viele Altdorfer Frauen ihre Wäsche. Daher auch sein zweiter Name „Waschweiher“. Seinen dritten Namen „Ankerweiher“ nimmt Bezug auf das benachbarte Gasthaus Zum Ankerweiher.

Über den Namen des Rossweiher (rechts) gibt es einige Unklarheiten. Entweder wurden hier regelmäßig die Altdorfer Pferde ins Wasser geführt, oder der Name bezieht sich auf die benachbarte Rossmühle, die es aber heute nicht mehr gibt.

Gerne haben wir zusammen auch eine Schneeburg gebaut

In unserer Kinderzeit gab es noch echte Winter mit bitterer Kälte und sehr viel Schnee. Den immer reichlich gefallenen Schnee nutzten wir in unserem Garten zum Bau eines Schneemanns, oder einer Schneeburg (Iglu).

Wir waren schon echte und kreative Baumeister bei der Erstellung einer Schneeburg. Dazu wurden zunächst mühsam aus dem im Garten liegenden Schnee viele Rollen geformt, um damit die Mauern unserer Schneeburg zu bauen.

Standen sie, dann kamen noch ein paar Bretter, und eine Schicht Schnee darüber und wir hatten unsere gemütlichen Schneeburg fertig.

Wir zündeten darin einige Kerzenstummel an und saßen dann gemeinsam auf unseren Holzschlitten, freuten uns wie echte Eskimos, sangen und waren glücklich. Warm wurde es uns im Inneren allerdings nicht und meistens bekamen wir nach unserem sitzenden Beisammensein in dieser „Eishöhle“ eine pfundige Erkältung.

Spaß machte auch der Bau eines großen Schneemanns

Die größte Gaudi war aber immer, wenn wir alle zusammen einen Schneemann bauten, zu dessen Ausgestaltung auch jeder einen Gegenstand beisteuerte. Wenn er im „Rohbau“ stand, dann wurde er von uns nach und nach noch verschönert.

Mit den von uns im Sommer in der Teufelskirche gesammelten Steinen (für die Augen und den Mund), einem ausgedienten kleinen Blecheimer (als Hut), kleinen Holzstücken (für die Ohren) und einer Gelbe Rübe (für die Nase) wurde dann zusammen nach und nach ein perfektes Gesicht gestaltet.

Die Arme bestanden aus zwei Holzplatten, oder zwei ausrangierten Holzbesen. Benutzten wir für die Augen zwei Eierkohlen, dann mussten wir diese am Abend, oder nach dem Abschmelzen unseres Schneemanns wieder an die Eltern zum Heizen zurück geben. Sie waren nur ausgeliehen, nur ja nichts wegwerfen!

Höhepunkt der Verschönerung war auch die passende Frisur des Schneemanns.

Seine „Igelfrisur“ bestand dann aus vielen dünnen, kurzen Holzstückchen, die wir phantasievoll eindrückten.

Das „Heetscheln“ wurde zum beliebten Wintersport

Die Weihnachtsferien nach dem Kriegsende 1945 waren für uns Altdorfer Kinder nie langweilig. Neben dem Schlittenfahren an den steilen Hängen im Pfaffental und Lenzenberg, war auch das „Heetscheln“ im Stadtgebiet sehr beliebt.

„Heetscheln“ war das praktizierte Schlittschuhlaufen ohne Schlittschuhe vieler Kinder in Altdorf. Wir rutschten („heetschelten“) auf unseren Schuhsohlen freudig die am Boden oftmals spiegelglatten Gäßchen und Steigungen im Altdorfer Stadtgebiet mit Begeisterung hinab.

Beliebte Heetschelstrecken waren damals:

der kleine Abhang des Kappelgraben bei der Pickel-Villa in Richtung Bahnhof, heute sind dort Treppen angebracht;

die Steigung (für uns Kinder war das „der Berg“) im Kappelgraben bei der Wirtschaft zur Eisenbahn (Auershäusla);

das schmale Vitusgässla, die gepflasterte Hermannsgasse und auch die abfallende Rosenaugasse zur TV-Turnhalle

sowie die nassen, meist zugefrorenen Wiesenflächen zwischen der Rieder Straße und dem heutigem Heizwerk am Fürstenschlag.

Das Schlittenfahren war im Stadtgebiet streng verboten

Besonders beliebt zum Schlittenfahren und auch zum Heetscheln im Stadtgebiet war für uns Kinder die vom Hutgeschäft Möller abfallende Untere Brauhausstraße.

Dabei ging unsere Schlittenfahrt vorbei am Lebensmittelgeschäft vom „Hobermeier“, vor dem manchmal rauchend sein von einem Holzvergaser angetriebene Lastwagen stand (siehe auch Seite 14) und an der Metzgerei Meier, in der wir Kinder beim Einkauf mit unserer Mutter immer eine Scheibe Gelbwurst bekamen.

Bei der Bäckerei Hassfurther war unsere Schlittenfahrt dann zu Ende.

Leider war die Untere Brauhausstraße eine öffentliche Verkehrsstraße und unsere wintersportliche Betätigung dort war daher nicht gern gesehen, ja polizeilich verboten. Wir fuhren aber dort trotzdem mit unseren Schlitten, oder heetschelten die glatte Straße hinab. Immer zur Flucht bereit, sollte ein Polizist kommen.

War einer im Anmarsch, dann schrie meistens ein Kind immer sehr laut: „Die Poli kumma!“, oder nur: „Polizei, Polizei!“. Da waren wir dann ganz schnell weg, oder versteckten uns mit dem Schlitten hinter einem Haus.

Nur die vielen Altdorfer Flüchtlingskinder waren mit dieser Situation noch nicht so recht vertraut, denn sie kannten die Altdorfer Gegebenheiten noch nicht.

Daher bekamen sie von uns gleich den Rat: „Immer ganz schnell Weglaufen, oder sich gut verstecken, wenn du einen Poli siehst, auch wenn du nichts getan hast.“

Wir Kinder waren stolz auf unseren Altdorfer Marktplatz

Wenn wir Kinder dann bei Einbruch der Dunkelheit zusammen über den weihnachtlichen Altdorfer Marktplatz nach Hause gingen, dann waren wir immer beeindruckt von den Girlanden aus Tannenzweigen, die an mehreren Häuserfronten angebracht waren, auch von den vielen in den Fenstern brennenden Kerzen und den Straßenlaternen, die ein warmes Licht verbreiteten.

Auch die am Marktplatz von der Stadt aufgestellten großen und hell beleuchteten Weihnachtsbäume verbreiteten eine vorweihnachtliche Stimmung.

Wir Kinder lebten damals in Altdorf, trotz der großen Armut und den Problemen der Nachkriegszeit, in einer großartigen Gemeinschaft. Und wir waren auch stolz, Kinder dieser wunderbaren Stadt zu sein. „Is doch su schäi, dass ma alle in Altdorf wohna!“

Freizeitgestaltung mit einem kreativen Dorfschullehrer

Verbrachte ich meine Ferien bei meinen geliebten Großeltern in Dechendorf, dann erlebte ich dort eine ganz andere Welt, ich war bei den Kindern auf dem Lande.

Im benachbarten Dorf Volkersgau befand sich die achtklassige Dorfschule mit einem beliebten und engagierten Lehrer. Seinen Namen weiss ich nicht mehr (er hatte auch keinen Spitznamen), denn er wurde von allen nur mit „Herr Lehrer“ angesprochen. Uns redete er immer mit „Meine Kinder“ an.

Der „Herr Lehrer“ war immer da und hatte Zeit, fuhr nie in Urlaub, hielt nichts von sportlicher Betätigung und war ein ungemein kreativer und geselliger Mensch. Sein Lebensmotto war: „Nicht jammern, Kinder, anpacken!“

Auch in den Sommerferien waren wir fast jeden Tag bei ihm in der Schule und lernten Theoretisches und Praktisches für unser Leben. So zerlegten wir Opas Wecker und unsere Fahrräder und bauten alles mit seiner Hilfe wieder zusammen.

Er zeigte uns, wie man aus dünnen Holzbrettern Sandalen machen kann.

Das Luxusmodell bestand aus zwei Teilen die mit einem abgeschnittenen Stück aus einem Fahrradschlauch zusammengenagelt wurden.

Manchmal gingen wir mit ihm in den Wald und sammelten Wurzeln, oder krumme Äste um daraus dann einfache „Kunstwerke“ und Figuren als Geschenke für unsere Eltern und Großeltern zu schnitzen und zu formen.

Die schönsten Stücke behielt unser Lehrer allerdings für die Weihnatskrippe der Schule, die bei der Weihnachtsfeier dann immer neu gestaltet im Mittelpunkt stand.

Aus den Ästen der Weiden am Dorfbach schnitzen wir kleine Flöten („Pfeiferla“), denen wir dann verschiedene Töne entlocken konnten.

Zusammen mit den Mädchen sammelten wir Fallobst, pflückten Schwarz- und Preiselbeeren im Wald und kochten dann unter der Anleitung von „Frau Lehrer“ eine schmackhafte Marmelade. Die meisten Buben haben mitgekocht, einige Machos gab es damals aber auch schon, die uns dabei mitleidig belächelten. „Was ihr macht ist doch ein blöder Weiberkram“.

Manchmal ging der Lehrer mit uns auch zu einem Bauernhof im Dorf und erklärte uns dort die anfallenden Arbeiten im Stall und auf dem Felde. Oftmals schüttelte allerdings der zuhörende Bauer bei seinen Erklärungen den Kopf.

Als einmal einer von uns fragte, warum die Gänse im Hof manchmal auf einem Bein stehen, da erklärte er das mit der alten Wetterregel: „Steht die Gans auf einem Fuß, kommt sehr bald ein Regenguß.“ Wir waren mit dieser Antwort zufrieden.

Ein Höhepunkt unserer Ferienaktivitäten war auch immer unser gemeinsamer Gang zum Bach im nahen Wiesengrund oder zum Dechendorfer Dorfweiher. Mit einem Fangnetz durften wir dann eine Forelle oder einen Karpfen im Dorfweiher fischen, sie anschauen und dann wieder schnell ins Wasser zurückgeben. Durch seine Hinweise kannten wir auch sehr bald viele Schmetterlings- und Insektenarten sowie die vielseitige Wiesenflora. Diese Exkursionen mit ihm waren nicht nur informativ, sondern immer auch sehr ausgelassen und fröhlich. Manchmal endeten sie mit einer kurzen Wasserschlacht am Dechendorfer Weiher oder am Bach.

Wenn es regnete, dann wurden in einem Klassenzimmer im Schulhaus Volks- und Kirchenlieder gesungen, Gedichte gelernt (darunter war auch der Rütlichswur aus Wilhelm Tell), Theaterspiele eingeübt, oder Schattenspiele gemacht.

Gott sei Dank, dass es solche Lehrer wie ihn gab, die nicht nur unsere Freizeit bereicherten, sondern auch unserem Leben Halt und Richtung gaben. Stolz war er auch, dass mein Onkel, der Dorfbub Michael List, in Schwabach das Abitur bestand.

Spannendes Radrennen bis zum Milchhäusle in Dechendorf

Mit meinen Freunden in Dechendorf betrieben wir gerne ein sportliches Spiel. In der Scheune meiner Großeltern stand ein Fahrrad mit Bereifung aber ohne Kette. Von ihrem auf einer Anhöhe stehenden Bauernhof führte ein breiter Weg leicht abfallend hinab ins Dorfzentrum. Dieses Wegstück wurde zu unserer beliebten Rennstrecke, mit dem Milchhaus im Dorf als Ziel. Von einer markierten Linie aus wurde gestartet und ohne zu treten (die Kette fehlte ja leider), nur mit heftigen Schaukelbewegungen gefahren, was das Fahrrad hergab. Wer das Milchhaus erreichte, der hatte gewonnen. Wer darüber hinaus kam war neuer Rekordhalter.

Das fröhliches Drachensteigen im Herbst

Wenn es Herbst wurde und die Stürme bliesen, dann war für uns die Zeit zum Drachensteigen gekommen. Bereits in den Wochen zuvor hatten wir zusammen einen großen und bunten Drachen aus dünnen Stäben und festem Papier gebaut. Jeder aus dem Freundeskreis leistete dazu seinen fachgerechten Beitrag.

Wenn das Wetter dann gut war und der nötige Wind blies, waren wir nach der Schule unterwegs, um auf dem nahen Sportplatz, oder auf dem Wiesengelände vor dem Rieder Wald unseren bunten Drachen steigen zu lassen. Meistens waren auch noch viele andere Kinder anwesend und es wurde immer ein sportlicher Wettbewerb, wessen Drachen wohl am höchsten in den Himmel steigt.

Beim Hin- und Herlaufen mit dem Drachen und beim an der Schnur ziehen waren laute Kommandos von anderen anwesenden Mädchen und Buben zu hören. Es war ein fröhliches und sportliches Treiben auf der Wiese. Auch wir brachten unseren Drachen immer gut in die Höhe und freuten uns.

Aus Kürbissen gestalteten wir wahre Kunstwerke

Irgendwie hatten wir im Freundeskreis immer einen, der im Herbst einen Kürbis besorgte, an dem wir dann gemeinsam unsere künstlerischen Schnitzarbeiten beweisen konnten. Da war dann schon was los, wenn wir uns in einem Gartenhaus, oder im Freien trafen und mit unseren Taschenmessern, ein echter Bub hatte ein solches immer in der Hosentasche, an die Arbeit gingen.

Nach dem wir sehr sorgfältig und langsam die Öffnungen für die Augen, die Nase und den Mund ausgearbeitet hatte, ging es an die Frisur.

Dazu hatte einige meiner Freunde eine Handvoll sogenannter „Sauborsten“ mitgebracht, die bei der Hausschlachtung eines Schweines nach dem Rasieren anfielen und weggeworfen wurden. Oftmals haben wir sie auch gefärbt und dann kunstvoll angeklebt. Beim Anblick dieses Kunstwerks gab es dann viel zu lachen.

Jeder durfte es dann eine Woche zu sich nach Haus mitnehmen und seinen Eltern und Nachbarn zeigen. Wer eine Kerze hatte, der konnte den Kürbiskopf auch von innen beleuchten und vor dem Haus aufstellen.

Wir waren damals schon wilde Rodeo-Reiter

Viele Eltern meiner Freunde hatten damals eine Kuh im Stall, oder Gänse im Garten. Die mussten natürlich versorgt werden. Die Kuh meines Freundes Xaver Luther trieben wir oftmals auf der Hagenhausener Straße auf eine große Wiese hinter dem Brauhaus. Da uns das Treiben der Kuh dorthin langweilig war, durfte ab und zu einer auf ihr reiten. Nach dem mühsamen Aufstieg auf den sattellosen Rücken der Kuh, dabei war die Hilfe aller gefordert, versuchte diese ihre ungewohnte Last schnell wieder abzuwerfen. Es war für den oben Sitzenden wie bei einem Rodeoritt.

Auf der Wiese hatte sich dann aber alles wieder beruhigt, bei uns und bei der Kuh.

**Rückblick:
Was gab es für uns
in Altdorf
alles zu entdecken?**

Erfolg ist nicht der Schlüssel zur Glückseligkeit.
Glückseligkeit ist der Schlüssel zum Erfolg.
Wenn du liebst, was du tust, wirst du erfolgreich sein.

Albert Schweitzer,
Arzt und Philosoph, 1875 - 1965

Was Kinder brauchen

Jemanden, der mit ihnen staunen kann.
Jemanden, der sich für ihren Entdeckungen interessiert.
Jemanden, der selbst Entdeckungen macht.
Jemanden, der ihnen was zutraut und sie aus eigener Erfahrung lernen lässt.
Jemanden, der ihre Fragen beantworten kann.
Jemanden, der Fragen stellt.
Jemanden, der weiss, dass er nicht alles weiss.
Jemanden, der was zu erzählen hat.
Jemanden mit Phantasie.
Jemanden, der Gelegenheiten erkennen und nutzen kann.
Jemanden, der ihre Begeisterung teilt.
Erwachsene, die selber gerne noch Kind sind.

Der Brauhausweiher

Gleich hinter dem Brauhaus war der große Brauhausweiher.
Die Erwachsenen nannten ihn den „Blachersweiher“, wir Kinder wegen der vielen Kröten in ihm den „Hiidschaweiher“.
Er war immer mit dichtem Grünzeug - dem „Hiidscha-Gwaagere“ - überzogen und von vielen laut quakenden Fröschen besetzt. (Seite 193)
Die Kröten waren im Volksmund „die Hiidschn“; der Frosch war ein „Fruusch“.

Konrad Holz, Verfasser

Gib jedem Tag die Chance,
der schönste deines Lebens zu werden.

Mark Twain,
amerikanischer Schriftsteller, 1835 - 1910

Die Schützenbaracke mit ihrer Schießanlage

Die zu Kriegsbeginn 1939 erbaute große Holzbaracke am Bleichanger mit der Schießanlage der Privilegierten Schützengesellschaft Altdorf 1546, hatte in Altdorf kriegsbedingt einen großen Stellenwert. Vorsitzender war der Altdorfer Fritz Krehn. 1602 soll an der Schießhausstraße bereits ein Schützenhaus gestanden haben.

Diese Schießanlage am Bleichanger bestand aus einer Holzbaracke, einem ausbetonierten Graben, in dem beim Schießen ein Mann stand, der auf einer Tafel die jeweiligen Schießergebnisse anzeigte. Dahinter befand sich zur Sicherheit noch eine hohe Steinmauer sowie seitlich ein 50 Meter langer und zwei Meter hoher Schutzwall. In diesem Erdwall war auch unser Luftschutzbunker eingebaut.

Während der Kriegszeit wurde dort von den Vereinsmitgliedern mehrmals in der Woche mit Gewehren und Pistolen auf die Scheiben geschossen.

Diese Schießanlage war auch für uns Kinder ein beliebter Treffpunkt. Auf dem aus Sicherheitsgründen angelegten Erdwall entlang unseres Grundstückes, lagen wir oft und verfolgten das Schießen. Es hat dort immer ganz schön laut gekracht.

Kurz vor Kriegsende 1945 waren in der Schützenbaracke auch ungarische Soldaten untergebracht. In dieser Zeit übten auf dieser Anlage auch die zum Altdorfer Volkssturm noch einberufenen Männer die Verteidigung unserer Stadt.

In der Schützenbaracke entstand das Altdorfer Gymnasium

Diese Schützenbaracke wurde dann noch wichtig für den örtlichen Schulbetrieb, denn dort wurde mit dem Beginn des Schuljahres 1951 die "Private Oberrealschule im Aufbau Altdorf" gegründet; das spätere Leibniz-Gymnasium.

Am 4. September 1951 feierte sie ihre Eröffnung und der Unterricht der ersten Klasse fand in der Baracke der Privilegierten Schützen am Bleichanger statt.

25 Mädchen und 10 Buben waren dort untergebracht.

Ein 10 mal 8 Meter großer Raum diente ihnen als Klassenzimmer.

Ein weiterer wurde zum Lehrerzimmer umfunktioniert.

Die Initiative der Gründung ging von Professor Dr. Franz Becker aus, dem damaligen Chef der Orthopädischen Klinik im Altdorfer Wichernhaus.

Lehrer und Schulleiter in einer Person war der Nürnberger Studienassessor Konrad Lengenfelder. Er wurde später auch der Archivar der Stadt Altdorf.

Gymnasium: Weitere Um- und Ausbauten werden notwendig

Die Klasse des zweiten Schuljahres musste dann allerdings 1952 im 1. Stock eines Anbaus an die Altdorfer TV-Turnhalle untergebracht werden.

1954 erbaute man dann gegenüber der Schützenbaracke einen soliden Steinbau, in dem mehrere Klassen Platz fanden. Die Stadt stellte dafür das Grundstück zur Verfügung, der Landkreis übernahm die Finanzierung in Höhe von 60.000 Mark.

1956 wurde dann dieser Neubau am Bleichanger mit drei Klassenzimmern, einem Physik- und Musiksaal in Betrieb genommen. Da der Schulverein das weitere finanzielle Risiko nicht mehr tragen konnte, wurde die Schule 1959 verstaatlicht.

Wegen des weiterhin großen Zuspruchs wurde dann auch dieses Schulgebäude zu klein und so plante man ein großes Gymnasium im Altdorfer Schulgelände an der Fischbacher Straße. Am 28. November 1962 wurde der Grundstein gelegt.

1964 konnte der Neubau bezogen werden. Kosten: 4 Millionen Mark.

Damit hatte die Schützenbaracke am Bleichanger als Schule ausgedient. Sie wurde 1964 abgerissen und auf dem Gelände ein öffentlicher Parkplatz erstellt.

Die Hans-Dötsch-Schule und ihre Geschichte

Etwas entfernt von der Schießanlage am Bleichanger steht die 1954 erbaute Hans-Dötsch-Schule. Ihr Name erinnert an den Altdorfer Bürgermeister Hans Dötsch.

Der Altdorfer Industriekaufmann war nach der Einnahme Altdorfs am 17. April 1945 durch die Amerikaner, bis zum 31. Juli 1945 als Bürgermeister eingesetzt worden. Wegen seiner Zugehörigkeit zur NSDAP wurde er dann aber wieder abgesetzt.

Bei der ersten demokratischen Gemeindewahl 1948 nach dem Zweiten Weltkrieg wählten die Altdorfer Hans Dötsch wieder zu ihrem Bürgermeister. Er übte sein Amt dann vom 1. Mai 1948 bis 30. April 1960 12 Jahre lang aus. Ihm zu Ehren nannte man die am 18. Dezember 1954 in Betrieb genommene neue Volksschule „Hans-Dötsch-Schule“. Heute wird sie als Grundschule bezeichnet.

Erinnerungen an die Altdorfer Dreschhalle

Im Sommer war für uns Kinder auch die Altdorfer Dreschhalle ein Treffpunkt.

Nach dem Brand am 1. August 1937 am Bleichanger wurde sie dort an der gleichen Stelle wieder neu aufgebaut.

Es gab damals noch keine Mähdrescher wie heute, und so mussten die Bauern, auch aus den umliegenden Dörfern, ihr Getreide auf den Äckern mit der Sense abmähen, zu Garben binden und dann mit ihren Fuhrwerken zum Dreschen in die Altdorfer Dreschhalle fahren. Deshalb standen an manchen Tagen im August auf dem Platz vor der Dreschhalle viele hoch beladene Getreidewägen.

In der Dreschhalle stand die große Dreschmaschine. In einen breiten Schlitz gab man oben die Getreidegarben ein, ausgedroschen kamen sie dann auf der hinteren Seite wieder heraus. Dabei waren immer laute Maschinengeräusche zu hören.

Die zeitliche Abwicklung des Dreschens war für den Chef, das war unser Nachbar Georg Pühler, ein Elektriker und Fahrradhändler, eine große Herausforderung. Er war ein freundlicher Mann, der auf seinem Kopf immer - ähnlich wie ein kath. Bischof - ein randloses, graues Filzkäppchen trug. Wir liebten ihn wegen seiner freundlichen Art und auch, weil er unsere Fahrräder immer wieder kostenlos reparierte.

Ärger und Schwierigkeiten beim Dreschbetrieb

Sehr oft hatte Georg Pühler bei der Ausübung seiner Tätigkeit mit den Bauern lautstarke Streitereien, manchmal auch handgreifliche Auseinandersetzungen, die uns Kindern schon Angst machten. Meistens ging es dabei um Sonderwünsche bei der zeitlichen Einteilung des Dreschbetriebes, vor allem an den Wochenenden.

Konnte eine Situation oder Auseinandersetzung nicht gleich gelöst werden, dann praktizierte Georg Pühler immer die gleiche Taktik: Er „provizierte“ eine Störung an der Dreschmaschine. Dabei drehte er unbemerkt eine Sicherung heraus, oder setzte mit einem anderen Trick ein wichtiges Teil der Dreschmaschine außer Betrieb.

Sofort wurde darauf das laute Motorengeräusch immer leiser und verstummte schließlich ganz. Das war dann für alle anwesenden Bauern eine Katastrophe!

Danach nahm er sein "Bischofs-Käppchen" ab, kratzte sich verlegen am Hinterkopf, spielte den Hilfflosen und ging dann erst einmal in die nahe Gastwirtschaft Zum Schießhaus, die heutige Metzgerei Gerstacker, zu einer Brotzeit.

Nach einer halben Stunde kam er zurück und brachte die defekte Dreschmaschine - wie durch ein Wunder - wieder zum Laufen. Während seiner Abwesenheit hatten sich die erhitzten Gemüter der streitenden Bauern abgekühlt und der Dreschbetrieb ging dann wieder normal weiter. Von einigen Bauern war dazu staunend der Satz zu hören: „Wäi as na immer su hiebringt, der Gerch!“

Die Altdorfer Dreschhalle war ein beliebter Arbeitsplatz

Die Dreschhalle war für uns Kinder in den Sommerferien nicht nur ein beliebter Treffpunkt, sondern auch ein sehr begehrtter Arbeitsplatz, um unser Taschengeld aufzubessern. 20 Pfennige fielen dabei meistens für einen mehrstündigen und staubigen Arbeitseinsatz ab.

Wir haben diese Arbeit immer freiwillig und gerne gemacht. Manchmal bekamen wir von den Bauern auch eine Kleinigkeit zu essen, oder auch nur ein Dankeschön für unsere Mithilfe. Gestört hat uns nur, dass die Luft in der Dreschhalle so stark mit Staub angereichert war und unseren Aufenthalt etwas beschwerlich machte.

Oftmals haben wir beim Dreschbetrieb aber auch nur interessiert zugeschaut, oder die an den Fuhrwerken eingespannten Kühe und Pferde liebevoll gestreichelt, oder sie mit einem Eimer Wasser versorgt.

Der große Lagerplatz des Jackl Fuchs war eine wahre Fundgrube

Gleich hinter dem Steingebäude der Dreschhalle befand sich damals der große städtische Holzlagerplatz, auf dem die Stadt Altdorf die abgesägten Bäume aus ihren gepachteten Wäldern lagerte. Für diesen Platz zeigten wir Kinder aber kein allzu großes Interesse, denn durch die hoch gestapelten gelagerten Bäume konnte doch allerhand passieren und das war uns zu gefährlich.

Anschließend an den Holzlagerplatz der Stadt Altdorf war ein großer Platz mit einem hohen Schrotberg und vielen ausrangierten Gegenständen aller Art.

Davor stand ein kleines Holzhäuschen, in dem ein für uns Kindern alter Mann, unser Nachbar „der Fuchs'n Jackl“, die meiste Zeit anzutreffen war.

Er lebte vom Verkauf der auf seinem "Blechhaufen" lagernden Gegenstände, die von der Altdorfer Bevölkerung an ihn reichlich abgegeben wurden. Wir Kinder hatten ein gutes Verhältnis zu ihm und wir durften den „Chef des Schrotthaufens“ mit "Jackl" und nicht mit "Herr Fuchs" ansprechen.

Auch wir Kinder suchten auf seinem Lagerplatz oftmals nach Ersatzteilen für unsere ab und zu defekten Fahrräder. Jackl half uns immer geduldig beim Suchen.

Wir bekamen alles kostenlos von ihm und wir montierten diese Gegenstände dann mit seiner Hilfe an unsere Fahrräder. Wenn wir damit nicht klar kamen, dann half uns Nachbar Georg Pühler in seiner Fahrradwerkstatt in der Jahnstraße.

An manchen Tagen tauchten allerdings immer wieder Polizisten oder andere uniformierte Männer beim Jackl auf. Da spürten wir dann eine sehr bedrohliche Stimmung. Sie durchsuchten seinen "Blechhaufen" und sprachen oftmals sehr laut und aggressiv mit ihm. Warum, ich weiß es nicht!

Oftmals hörten wir aber von ihnen, dass er ein fauler und arbeitsscheuer Mensch sei, der vor allem nicht an der Front für sein Vaterland kämpfe.

Bei uns Kindern kam bei diesen Überprüfungsaktionen immer große Angst auf, und wir verließen bei ihrem Erscheinen ganz schnell das Gelände.

Oftmals haben diese Männer auch mit ihren Pistole in die Luft geschossen.

Weil sie beide uns aber immer wieder halfen und manchmal auch trösteten, sind uns der Jackl Fuchs und Georg Pühler heute noch in bester Erinnerung.

Veränderungen am Bleichanger

1964 wurde die Schützenbaracke neben unserem Haus am Bleichanger abgerissen und 1985 der Kindergarten der Freien Kindergruppe vom Ankerweiher in das dort neu gebaute Gebäude verlegt.

Damit endet hier auch ein wichtiges Stück Altdorfer Schul- und Industriegeschichte.

Das stattliche Altdorfer Brauhaus und sein Umfeld

Östlich von der Schützenbaracke am Bleichanger steht an der Hagenhausener Straße seit 1895 das große, rote Backsteingebäude des Altdorfer Brauhauses mit seinem mächtigen Turm.

Für uns Kinder war das Brauhaus ein fast magischer Ort und ein interessantes Fabrikgebäude mit einer Technik auf höchstem Niveau.

Das Hinein- und Zuschauen durch die im Sommer fast immer offenen Türen, vermittelte uns meistens ein sehr beeindruckendes Erlebnis.

Dort waren stets laute Maschinengeräusche zu hören und es duftete so angenehm nach Malz. Durch die offenen Türen konnten wir auch die riesigen Metallkessel bestaunen und auch zuschauen, wie das gebraute Bier in Handarbeit in Flaschen abgefüllt und diese dann in die Bierkästen gestellt wurden.

Leider musste das Altdorfer Brauhaus 1997, nach 102 Jahren, seinen Betrieb für immer einstellen.

Die Bräuburschen und ihre großen Bierfässer

Gestaunt haben wir auch immer über das Rollen der frisch verpichteten Bierfässer auf der Hagenhausener Straße.

Die mit breiten Eisenringen beschlagenen großen Holzfässer wurden zur Isolierung im Brauhaus innen ausgespritzt und geteert und dann von den „Bräuburschen“ auf der Hagenhausener Straße hin und zurück gerollt.

Dabei durften wir Kinder auch gelegentlich beim Rollen der Fässer mithelfen.

Der Brauhausweiher war ein Paradies für Frösche

Gleich hinter dem Brauhaus befand sich der große Brauhausweiher.

Die Erwachsenen nannten ihn den „Blachersweiher“, wir Kinder wegen der vielen Kröten in ihm den „Hiidschaweiher“.

Er war immer mit dichtem Grünzeug - dem „Hiidscha-Gwaagere“ - überzogen und von vielen laut quakenden und wohl genährten Fröschen besetzt.

Die Kröten waren im Volksmund „die Hiidschn“; der Frosch war ein „Fruusch“.

Im Herbst wurde das Grünzeug auf dem gesamten Weiher abgefischt, damit man im Winter das gefrorene Eis in einem sauberen Zustand gewinnen konnte.

Gegenüber dem Brauhaus stand damals auch das kleine Altdorfer Mosthaus, das dann aber Jahre später in die Hagenhausener Straße stadtauswärts verlegt wurde.

Die „Eiserer“ des Altdorfer Brauhauses und ihre Eisgewinnung

Interessant war für uns Kinder im Winter auch bei der Gewinnung des Eises aus dem tief zugefrorenen Brauhausweiher zuzuschauen.

Die Arbeiter des Brauhauses - man nannte sie die „Eiserer“ - sägten das Eis in viereckige große Blöcke und zogen es mit ihren langen Stangen, an denen vorne ein Eishaken befestigt war, heraus. Schnell wurde es dann von dort mit Schubkarren in den Eiskeller des Brauhauses transportiert.

Diese Eisgewinnung war für die Männer des Brauhauses Schwerstarbeit.

Von ihnen bekamen wir Kinder oft kleine Eisstücke geschenkt, die wir in unseren warmen Händen zerschmelzen ließen, oder wir leckten daran, als wäre es echtes Speiseeis vom Café Beil.

Das Brauhaus baute nach dem Zweiten Weltkrieg (1939 - 1945) die erste isolierte Holzeishalle des Altdorfer Umlandes, in der dann, wie bisher, das Natureis vom nahen Weiher eingelagert wurde.

Geschichtliches zum Altdorfer Hopfenanbau und zum Brauhaus

Das große Gebäude des Altdorfer Brauhauses weist auch heute noch darauf hin, dass nach der Schließung der Altdorfer Universität 1809, der Hopfenanbau zu einer wichtigen Erwerbsquelle wurde.

Altdorf zählte damals zu den ältesten Hopfenanbaugebieten in Europa.

Jeder Hopfenbauer in der Stadt hatte damals das Recht Bier zu brauen und es auch auszuschenken. Das ist auch der Grund für die vielen Wirtshäuser in unserer Stadt.

Bei einer Besichtigung mit unserer Schulklasse im Altdorfer Brauhaus erfuhren wir auch, dass bereits 1894 die Bezieher des Bieres aus dem Altdorfer Brauhaus vorschlugen, doch für die Lagerung des dort produzierten Bieres einen modernen Eiskeller im Brauhaus einzubauen.

Vorher lagerte man das hergestellte Bier in einem Eiskeller im Brauhaus, der mit großen Eisblöcken aus dem nahen Brauhausweiher gekühlt wurde.

1895, ein Jahr später war dann der moderne Eiskeller des Brauhauses fertiggestellt und betriebsfähig. Nach dem Kriegsende hat man den Eiskeller dann nochmals modernisiert und umgebaut.

Viele skeptische Altdorfer Dauernörgler, Biertrinker und Stammtischler zitierten und sangen in der Zeit dieses Umbaus zur vorgerückter Stunde laut und fröhlich in den Gaststätten den nicht allzu ernst zu nehmenden Spottvers:

„Der reiche Sternwirt, der knickerte Bärenwirt,
der krumme Gulden, der Übler mit seinen Schulden,
und der rote Auer, die wolln an Eiskeller bauer!“

Das „ökumenische“ Froschkonzert auf den beiden Weihern

Das Gelände nach dem Brauhaus und dem Schwimmbad, links und rechts der Hagenhausener Straße, war während des Zweiten Weltkrieges un bebaut und von ausgedehnten Wiesenflächen geprägt.

Zu beiden Seiten der Straße befanden sich zwei kleine Weiher, die von vielen Fröschen besiedelt waren. In den Abendstunden der lauen Sommernächte war von dort immer ein lautes Froschkonzert zu hören. Romantisch und ein Hörerlebnis.

Hörte man genau hin, dann merkte man, dass es sich bei diesem „Konzert“ um zwei verschiedene Tonarten handelte.

Daraus entstand dann in der Phantasie von uns Kindern - und auch einiger Erwachsener - die Vorstellung, dass es sich beim Quaken der Frösche um katholische und evangelische (lutherische) Frösche handele.

Die katholischen Frösche auf dem rechten Weiher gaben ein breites, behäbiges Quaken von sich, das die Hörer als „Papst, Papst, Papst“ definierten.

Die evangelischen Frösche auf dem anderen Weiher quakten mit einem tiefen Grundton und schneller, das sich anhörte wie „Luther, Luther, Luther“.

Heute lächelt man sicher darüber. Aber damals hatten wir durch diese „katholischen“ und „lutherischen“ Frösche ein fröhliches Hörerlebnis und wir machten uns oftmals im Sommer am frühen Abend noch gemeinsam auf, um dieses „Konzert“ aus nächster Nähe besser zu hören.

Die beiden Weiher sind heute verschwunden und das ausgedehnte Wiesengelände links und rechts der Hagenhausener Straße wurde mittlerweile durch die vielen Wohnhäuser der Georg-Lowig-Siedlung dicht bebaut.

Für uns Kinder war dieses Wiesengelände damals auch ein ideales Spielgelände und manchmal haben wir dort auch Futter für unsere Hasen und Enten geholt.

Die Kirchweih fand früher auf dem Altdorfer Festplatz statt

Ein weiterer Lieblingsplatz war für uns Kinder auch der an das Sportgelände des TV 1881 Altdorf angrenzende Festplatz, der heutige Spielplatz an der Jahnstraße.

In alten Altdorfer Stadtplänen wird er auch als Exerzierplatz bezeichnet.

Dort fanden zu unserer Kinderzeit auch größere Veranstaltungen statt und die Altdorfer Kirchweih. Dazu wurden ein großes Kettenkarussell, ein Kasperltheater, mit 20 Sitzplätzen, verschiedene Verkaufsbuden und ein großes Holzpodium für die Musiker aufgebaut.

Das Karussell wurde noch von starken Männern mit Muskelkraft betrieben.

Für eine Freifahrt schoben aber auch wir Kinder manchmal tatkräftig mit.

Hundert Meter davon entfernt - nahe der Altdorfer Dreschhalle - wurde jedes Jahr am ersten Wochenende im Juli im Biergarten des Gasthauses Zum Schießhaus die beliebte Altdorfer Schießhaus-Kirchweih gefeiert. Dazu spielte auch eine kleine Blaskapelle im Biergarten zur Unterhaltung der Besucher auf.

Die heute gesperrte Hagenhausener Straße von der Schießhausstraße bis zum Brauhaus, durfte damals noch in beiden Richtungen mit den Autos und den Fuhrwerken der Altdorfer Landwirte befahren werden.

Der aufregende Viehmarkt auf dem Festplatz

Was uns Kindern dort am Festplatz auch interessierte, das war der mehrmals im Jahr organisierte Viehmarkt mit dem Auftrieb und Verkauf von Kühen und Ochsen.

Aus Sicherheitsgründen durften wir Kinder allerdings nicht auf dem Gelände sein.

Wenn die Veranstaltung aber lief, dann schlichen wir uns schnell hinein, kletterten auf einen der Bäume dort und beobachteten aus sicherer Entfernung das Geschehen.

Für diesen Viehauftrieb - andere nannten diese Veranstaltung auch „Bullenkörung“ - wurden Tage zuvor lange Reihen aus stabilen Rundhölzern aufgebaut, an denen die Tiere mit Ketten oder Stricken befestigt wurden.

Den kräftigen Bullen waren meistens die Augen mit einem Sack verbunden.

In der Mitte des Platzes befand sich ein Kreis, der mit Sägespänen markiert war. In ihm wurden die Tiere den anwesenden Bauern vorgeführt. Ein Sprecher informierte mit einem Megaphon über Größe, Gewicht, Preis und besondere Merkmale.

Aufregend für uns Kinder wurde es immer, wenn sich ein Tier bei der Präsentation los riss und davonzulaufen versuchte. Da war dann große Hektik, bis es die Bauern wieder eingefangen hatten. Wir waren dann schon immer froh, dass wir uns auf den Bäumen versteckt hatten und dadurch in Sicherheit waren.

Der sprechende Beo im Flüchtlingslager

Heute holten wir meinen Freund Dieter van Eesbeeck zum Fußballspielen ab, der als Fliegergeschädigter seit kurzem in den Baracken am Sportplatz untergebracht ist. Geheimnisvoll sagte er bei unserer Ankunft, dass er uns etwas Außergewöhnliches zeigen muss, etwas was wir alle noch nicht gesehen hatten.

Er ging mit uns in die Nachbarbaracke, in der eine Flüchtlingsfamilie aus dem Egerland wohnte. Ihr Opa hatte in einem Bergwerk gearbeitet.

Beim Eintreten in ihr Zimmer hörten wir plötzlich laut und deutlich die Rufe „Glückauf, glückauf, Steiger, Steiger!“ Der Ruf kam von einem Beo. Je mehr wir lachten desto lauter wiederholte er seinen Ruf. Das war schon eine Sensation, denn das hatten wir bisher noch nicht gesehen und gehört. Dann sangen wir mit Opa zusammen dieses bekannte Bergarbeiterlied: „Glückauf, glückauf, der Steiger kommt. Und er hat sein helles Licht bei der Hand. Hat's angezünd.“ Der Beo „sang“ natürlich laut mit.

Wir waren auch gerne im Jugendheim in Prackenfels

Gerne gingen wir Kinder auch zum Erholungsheim Lochmannshof in Prackenfels, das von dem Geschwisterpaar Hirschmann bestens betreut wurde.

1925 wurde aus dem damaligen Bauern- und Einödhof Lochmannshof ein Heim für die evangelische weibliche Jugend in Bayern. Die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) beschlagnahmte 1943 dieses Haus und nutzte es bis zum Ende des Krieges 1945 für die Müttererholung.

Nach Kriegsende wurde das geräumige Bauernhaus mit vielen Kriegsflüchtlingen belegt. Die Amerikaner gaben es aber Ende 1945 wieder an das Evangelische Jugendwerk zurück. Nach der Rückgabe wurde es dann umfassend renoviert.

Unter dem Eindruck der Berufsnot der weiblichen Jugendlichen wurden dann dort von 1949 bis 1966 hauswirtschaftliche Kurse und Lehrgänge abgehalten, später nur noch Tagungen und Freizeiten durch die Evangelische Landeskirche.

Der Altdorfer Schweinemastbetrieb

Einige hundert Meter vom Altdorfer Bahnhof entfernt in Richtung Röthenbacher Wald, stand weit vor dem Zweiten Weltkrieg - auf dem heutigen Gelände der Firma SUSPA - eine Holzwollefabrik. Sie wurde 1926 von der Milchversorgungsanstalt Nürnberg gekauft, die dann in diesem großen Gebäude eine Schweinemast betrieb.

Darin wurden Schweine aufgezogen, gemästet und wenn sie schlachtreif waren an die Nürnberger Bevölkerung verkauft. Das während des Krieges erzeugte Fleisch musste allerdings meistens an die Soldaten an der Kriegsfront abgeliefert werden.

Wenn wir Kinder zum Spielen durch den Röthenbach Wald zum dortigen Anger gingen, dann kamen wir an der Schweinemast vorbei.

Wir gingen dann immer schneller, denn es hat dort fürchterlich gestunken.

Von der Schweinemast zur Druckerei der Amerikaner

Ein Kuriosum dieser Schweinemast möchte ich auch erwähnen:

Während des Zweiten Weltkrieges lagerte die Nürnberger NSDAP die Druckerei Willmy in das Gebäude der damaligen Altdorfer Schweinemast aus. Sie druckte dort ihre Parteizeitung „Der Stürmer“. Nach ihrem Einmarsch in Altdorf fanden die Amerikaner dort diese funktionierende Druckerei der Nazis vor. Auf deren Maschinen druckten sie dann ab Mai 1945 ihre Armeezeitung "The Stars and Stripes" für den gesamten von ihnen besetzten süddeutschen Raum, die amerikanischen Militärzone.

Monate später wurde die Druckerei nach Pfungstadt in Hessen verlagert. So hat die Altdorfer Schweinemästerei ungewollt auch amerikanische Geschichte geschrieben!

Das Altdorfer Dampfsägewerk Meier

Dieses Sägewerk wurde von uns Kindern immer gerne besucht, denn in ihm war auch unser Nachbar Georg Räbel beschäftigt. Er nahm sich während seiner Arbeit immer kurz Zeit, um uns etwas Interessantes zu zeigen, oder wir durften unter seiner Aufsicht sogar eine einfache Tätigkeit ausführen.

Von den gelagerten Baumstämmen und den zu hohen Stapeln aufgeschichteten Brettern, roch es immer so angenehm nach Holz. Interessiert sahen wir Kinder zu, wie die riesigen Sägen lautstark die dicken Baumstämme durchsägen.

Begeistert waren wir auch, wenn wir auf der dortigen Gleisanlage - unter der Aufsicht von Georg Räbel - auf einem der dortigen Transportfahrzeug mitfahren durften. Abfälle, wie Sägespäne und Leisten (die „Schwarten“), wurden daheim gerne als Brennmaterial verwendet. Wir durften davon immer einige mitnehmen.

An der Heumannstraße gab es damals auch noch die Zimmerei Pöllot.

Wir waren auch begeistert vom Altdorfer Schweinemarkt

Wenn nach dem Kriegsende auf dem Altdorfer Marktplatz etwas los war, dann waren wir Kinder auch immer gleich zur Stelle, vor allem beim Schweinemarkt.

Der wurde alle 14 Tage am Freitag auf dem Marktplatz abgewickelt.

Dazu brachten die Bauern aus dem Altdorfer Umland ihre Schweine und die jungen Ferkel mit. Es wurden aber auch Ziegen, Schafe, Hasen, Enten, Hühner und kleine Küken zum Verkauf angeboten. Die Standgebühren, so haben uns die Bauern seufzend gesagt, waren zwar billig, mussten aber immer gleich an Ort und Stelle in bar an einen Beamten der Stadt Altdorf gezahlt werden.

Wir Kinder konnten bei diesem Schweinemarkt alle Tiere hautnah erleben und durften sie meistens auch streicheln. Gestunken hat es am Marktplatz aber auch immer fürchterlich. Der Verkauf der Tiere erfolgte noch mit dem traditionellen Handschlag, der von lautem Geschrei, manchmal aber auch von Streitereien über den Preis, begleitet war.

Beim Umherstreifen an den Ständen hatten wir Kinder immer einen anschaulichen Tierkundeunterricht. Es war für uns hier alles wie im Kinderzoo des Nürnberger Tiergartens. Doch den kannten wir nur von den Erzählungen der Erwachsenen.

Schweinemarkt: Abgelehnte Hilfe der alkoholisierten Bauern

Gegen Mittag kehrten dann die meisten Bauern in die umliegenden Gasthäuser am Marktplatz ein. Die Einkehr zog sich, je nach dem vorher erwirtschaftetem Umsatz und dem damit verbundenen Bierkonsum, oft bis zum späten Nachmittag hin.

Es war für uns Kinder dann immer sehr amüsant zu sehen, wie einige Bauern torkelnd und singend das Gasthaus verließen und mit großer Mühe sich mit ihren nun leeren Schubkarren oder Leiterwägen auf den Heimweg machten.

Dabei verwechselten einige die beiden Stadttore und gingen dadurch in die falsche Richtung. Wenn wir Kinder die uns bekannten Bauern freundlich auf ihren falschen Weg hinwiesen, dann wurden wir von ihnen - alkoholbedingt - aber nur beschimpft.

Einige meinten, wir wollten sie nur ärgern, und gingen dann trotzdem den falschen Weg weiter. Wenn sie dann ihren Fehler bemerkten und eine Stunde später wieder durch das Stadttor auf den Marktplatz zurückkamen, dann wurden sie von uns laut ausgelacht. Wegen ihres alkoholbedingten Zustands bestand für uns keine Gefahr, dass sie uns erwischen oder verprügeln konnten. Beim nächsten Zusammentreffen auf dem Marktplatz waren sie dann wieder nüchtern und hatten diesen für sie peinlichen Vorfall glücklicherweise vergessen.

Das war uns furchtbar peinlich im Altdorfer Schwimmbad

Wir Kinder waren auch stolz, dass das Altdorfer Schwimmbad schon seit 1850 in der Unteren Vorstadt ist. Einmal gab es dort allerdings einen Vorfall für den meine Freunde und ich uns noch lange Zeit schämten, obwohl wir nichts dafür konnten.

Meine Mutter war Schneiderin und hatte ein größeres weißes Stück Seidenstoff übrig. Meine Freunde und ich bettelten sie so lang, bis sie uns daraus vier schnittige Badehosen schneiderte. Stolz gingen wir damit ins Wasser und erlebten eine Viertelstunde beim Aussteigen die Hölle. Unter dem Gelächter vieler Badenden, mussten wir feststellen, dass unsere Badehosen im Wasser völlig durchsichtig geworden waren. Man sah alles, was wir unterhalb des Nabels so hatten. Peinlich!

Schnell zogen wir uns um und verschwanden. So waren wir damals schon ungewollt die ersten Aktdarsteller in Altdorf. Danach gingen wir wieder mit unseren alten unmodischen, aber moralisch einwandfreien, Badehosen ins Altdorfer Schwimmbad.

Die vertrauten Geschäfte auf dem Altdorfer Marktplatz

Zu unserer Kinderzeit war auch der mit groben Pflastersteinen gepflasterte Altdorfer Marktplatz ein beliebter Treffpunkt. Wir konnten dort ungestört spielen, herum rennen sowie am Marktbrunnen und am Löschweiher in der Unteren Brauhausstraße einander mit Wasser vollspritzen.

Am Marktplatz gab es auch noch viele Geschäfte, die uns wohl vertraut waren und in die wir gerne zum Einkaufen gingen.

Gerne waren wir in der Bäckerei Steber am Marktplatz, in der Bäckerei Schönweiß beim Wichernhaus und in der Bäckerei Herdegen am Oberen Tor. Alle versuchten so gut es ging viel Brot für die Bevölkerung zu backen. Doch es reichte nie und mehrmals mussten wir dann nach dem Ausverkauf hungrig nach Hause gehen.

Beim "Stricker Jakob" konnten wir Kinder alles zum Basteln und Spielen kaufen, unsere Eltern Ausgefallenes und Gegenstände für ihren Haushalt.

Sein Laden war vollgestopft mit hunderten von Gegenständen, für die Käufer ein Chaos. Beeindruckend war für uns Kinder dann immer, wie schnell „Jakob“ das Gewünschte in seinen Regalen fand.

Im Unteren Torturm befand sich das Milchgeschäft Ziegler und Leonhardt, in dem wir die Milch noch unverpackt kauften und in einer Milchkanne nach Hause trugen.

Der Emmentaler-Käse wurde von der freundlichen Frau Ziegler immer mit einem großen Messer von einem riesigen Käselaiab abgeschnitten.

Beliebt war auch die Drogerie Ranninger in der Badgasse, in welcher der immer freundliche Verkäufer Schrödel die Bonbons noch einzeln an uns verkaufte.

Der Verkaufspreis betrug 1 Pfennig.

Altdorfer Originale: Der Ramsauers Gerch und der Friedla

Als Kinder kannten wir auch einige der Altdorfer Originale, wie den Friedla und den Ramsauers Gerch (Georg, Girgl, Girch).

Beide saßen in ihrer ärmlichen Kleidung meistens jeden Tag auf der in die Außenwand zur Marktplatzseite eingebauten Holzbank des Altdorfer Rathauses und sahen gelangweilt und meistens müde dem Treiben auf dem Marktplatz zu.

Im Altdorfer Jargon hieß das: „Sie ließen den Herrgott einen guten Mann sein.“

Wenn sie Geld zum Essen und für Zigaretten brauchten, dann arbeiteten sie gelegentlich ein oder zwei Stunden. So entfernten sie mit ihrem Taschenmesser das zwischen den Ritzen der Pflastersteine auf dem Marktplatz gewachsene Unkraut. Waren sie zu faul zum Arbeiten, dann bettelten sie schon ab und zu die Vorbeigehenden an und fragten sie: „Hast nix für mich zum raucha (rauchen)?“

Aus Mitleid halfen wir Kinder ihnen gelegentlich bei ihrer Arbeit.

Als Dank erzählten sie uns dann einige derbe Episoden aus ihrem Leben, oder sie sangen uns ein nicht ganz jugendfreies Lied vor. (siehe auch Seite 168)

Die strenge Altdorfer Polizei

Altdorf hatte auch eine eigene Stadtpolizei, die im Rathaus untergebracht war.

Der Eingang zur Polizeiwache war auf der Seite zur Laurentiuskirche.

Dort waren im Wechsel immer zwei Polizisten anwesend, mit denen wir Kinder oftmals unsere Schwierigkeiten hatten, vor allem, wenn sie ihren Rundgang durch Altdorfs Straßen und Gässchen machten. Da war dann Vorsicht geboten.

Gefürchtet war vor allem der strenge Polizist Volkert

Auch wenn man nichts angestellt hatte kam von ihm mehrmals die Frage: „Hast was angestellt, dann soch's glei!, bevr ich dir a Watsch'n gib!“

Unser Marktplatz in der Advents- und Weihnachtszeit

Warum der Altdorfer Marktplatz auch für die Erwachsenen zum Leben der Bürger gehörte, war besonders in der Vorweihnachtszeit immer deutlich zu spüren. Zum Diskutieren gab es damals reichlich Gesprächsstoff, das Geld zum Leben reichte hinten und vorne nicht, zum Heizen fehlte das Brennmaterial, viele Väter waren noch in Gefangenschaft und ältere Menschen mussten gepflegt und versorgt werden.

„Houst dein Baam scho kafft und die Gschenkla für deine Kinder beinander?“, war bei einer Begegnung vieler Erwachsenen die meist gestellt Frage. Man nahm sich auf dem Marktplatz auch immer genügend Zeit für ein Gespräch; von einer Hektik in der Vorweihnachtszeit, so wie heute, war damals nicht viel zu spüren.

Standen Menschen beisammen, dann konnte es auch passieren, dass der mit einem Moped, seinem Dienstfahrzeug, von einem Außenort kommende evangelische Dekan Georg Distler anhielt, abstieg und sich am Gespräch beteiligte. Diese Treffen auf dem Marktplatz waren damals für die Menschen Stammtisch, Kirche und Rathaus. Auch die Frage „Wie geht es Dir?“ war immer ehrlich gemeint.

Bei den Gesprächen wurden auch Einladungen ausgesprochen. Dabei war es damals üblich zum Besuch - statt Blumen - ein paar Scheit Holz, oder einen in Zeitungspapier eingewickelten Brikett (ein Stück Kohle) mitzubringen.

Nach der Übergabe konnte man dann oft den Satz hören: „Deen schäim (schieben) ma etz glei in unsern Ufen (Ofen) nei, nou is schöi warm su lang du ba mir dou bist!“ Oftmals war das auch zwischen den Nachbarn das einzige Weihnachtsgeschenk.

Auch das bunte Papier, in das gelegentlich ein Weihnachtsgeschenk eingepackt war, wurde nicht weggeworfen. Man hat es glatt gestrichen, gebügelt und später wieder verwendet, oder bis zum nächsten Weihnachtsfest aufbewahrt.

Wenn es dunkel wurde dann spielte an einigen Abenden in der Vorweihnachtszeit der Altdorfer Posaunenchor unter Leitung von Diakon Max Klaus auf dem Marktplatz vor den dort von der Stadt aufgestellten und geschmückten Weihnachtsbäumen. Nach den sonntäglichen Gottesdiensten auch vom Turm, oder vor der Kirche.

Der Gesangsverein Liedertafel unter der Leitung von Oberlehrer Heinrich Gulden und der evangelische Kirchenchor, Leitung Diakon Georg Keil, sangen an den vier Adventssonntagen für die Patienten im Wichernhaus und im Kreiskrankenhaus.

Viele gut besuchte Weihnachtsfeiern der Altdorfer Vereine fanden in der Advents- und Weihnachtszeit im geräumigen Saal (1. Stock) der Gaststätte Rotes Ross statt.

Die beiden Amtsboten des Altdorfer Rathauses, die Herren Hendelmeier und Leicht, freuten sich auch immer, wenn sie ihre Bekanntmachungen auf dem Marktplatz vor den vielen dort herumstehenden Leuten ausrufen konnten. Sie, die „Ausschellerer“, läuteten damals mit ihrer großen Glocke auf den Straßen unserer Stadt und verkündigten dann mit lauter Stimme die amtlichen Mitteilungen des Bürgermeisters.

In der Vorweihnachtszeit erlebten auch die Altdorfer Postboten die besondere Zuneigung der Bevölkerung. Sie wurden jeden Tag herzlich erwartet, brachten sie doch die Briefe und Karten mit den Weihnachtsgrüßen sowie die Pakete und Päckchen mit den Geschenken. Es gab für sie damals auch noch ein bescheidenes Trinkgeld, bar oder in Naturalien.

Und auch die Altdorfer Polizisten in der Polizeiwache im Rathaus, waren damals in der Weihnachtszeit zu uns Kindern nachsichtiger als sonst.

Vor allem griffen sie nicht gleich ein, wenn wir in der Brauhausstraße, oder anderswo, Schlitten fuhren, oder dort „heetschelten“.

Ja unser Marktplatz war ein beliebter Ort der Kommunikation.

Auch am Altdorfer Bahnhof waren wir gerne

Am Altdorfer Bahnhof trafen wir uns auch oft und sahen dem Betriebsablauf dort zu. Der Bahnhof Altdorf bestand um 1945 aus dem großen Bahnhofsgebäude mit dem Fahrkartenschalter und einem kleinen Warteraum. Südlich davon standen ein weiteres Gebäude für die Übernachtung des Zugpersonals und auch noch der große „Lokschuppen“, in dem nachts die Dampflok untergestellt war.

Der hatte viele Fenster mit sogenannten Butzenscheiben. Diese kleinen von einer Bleifassung eingerahmten Scheiben waren für einige Altdorfer Kinder mehrmals das Ziel dorthin mit kleinen Kieselsteinen zu werfen.

Nördlich vom Bahnhofsgebäude befand sich ein größeres Holzgebäude mit Rampe und Gleisanschluß. Es war die sogenannte Lagerhalle für den Güterverkehr.

Das zweite Gleis im Bahnhofsgelände diente zum Rangieren der Dampflok.

Sie musste nämlich nach der Ankunft des Zuges wieder an dessen Spitze gesetzt werden. Dieser Rangiervorgang war für uns Kinder immer eine spannende Sache zum Zuschauen. Die Lok war mit dem Lokführer und einem Heizer besetzt.

Wenn der Lokführer gut drauf war, dann ließ er nach dem geglückten Ankoppeln der Lok an den Zug oftmals einen lauten Pfiff ertönen.

Den zur Abfahrt bereitstehenden Zug konnte man nur nach einer Kontrolle an der zu den Abfahrtszeiten geöffneten Bahnsteigsperre erreichen.

Dazu musste man seine Fahrkarte vorzeigen, sie wurde mit einer Spezialzange geknipst, und erst dann durfte man in den abfahrtsbereiten Zug einsteigen.

Die Monats- und Wochenkarten brauchte man nur vorzeigen.

Dasselbe Procedere gab es am Abend wieder bei der Ankunft des Zuges.

Wer keine Fahrkarte hatte war ein „Schwarzfahrer“.

Kam man einmal zu spät, dann war diese Sperre geschlossen und man musste zusehen wie der Zug ganz gemütlich den Altdorfer Bahnhof verließ.

Über den Zaun klettern war bei Strafe verboten. Wer es aber trotzdem tat, der hatte am anderen Tag mit dem Bahnhofsvorsteher Ixmeier, oder dem Kontrolleur an der Sperre, Sepp Kraus, ein Riesenproblem.

Einige liefen dann allerdings, vom Bahnhofspersonal unbemerkt, an der Lagerhalle vorbei und sprangen einige Meter dahinter auf den langsam fahrenden Zug auf.

Bei der Heimfahrt von Nürnberg nach Altdorf waren die Steigungen für den von einer Dampflok, Baureihe 64, gezogenen Zug oftmals ein Problem.

Die Problemstellen waren die Steigungen vor Hahnhof/Moosbach, im Wald vor Winkelhaid und zwischen Ludersheim und kurz vor Altdorf. Der vollbesetzte Zug wurde auf den Steigungen immer langsamer und blieb schließlich auf freier Strecke stehen. Dann begann für den Heizer die Schwerstarbeit. Alles, was an Kohlen vorhanden war, wurde schnell in den Kessel der Lok geschaufelt.

Die Lok dampfte und qualmte, einige Zuginsassen stiegen auch aus und standen plaudernd und vor allem kritisierend vor der Lok. Meistens ertönte dann aber nach einer guten Viertelstunde der Pfiff des Lokführers und unsere Zugfahrt ging weiter.

Manchmal kam der Zug auch auf der Fischbacher Straße kurz vor Altdorf zum Stehen. Die Brücke über die Straße gab es damals noch nicht. Dann stiegen wir allerdings aus und gingen zu Fuß weiter in die Stadt.

Die beim Postamt Altdorf eingelieferten Briefe und Pakete wurden am Abend mit der sogenannten Bahnpost nach Feucht befördert und dort in den Zug nach Nürnberg umgeladen. Es gab damals noch wenig Beförderung mit einem Postauto.

1952 wurde die gesamte Bahnlinie von Feucht nach Altdorf elektrifiziert.

Die beiden Altdorfer Schmieden

In Altdorf gab es damals auch noch viele Handwerksbetriebe.

Uns Kinder hatten es vor allem die beiden Schmieden angetan. In der Feilturm-gasse, nahe beim Oberen Tor, befand sich die Schmiede Grünbauer (heute Wallenstein-Apotheke) und in der Türkeistraße die Barthschmiede (heute Gasthaus).

In beiden Schmieden wurden die Altdorfer Pferde mit Hufeisen beschlagen und es roch dort immer nach verbranntem Horn; für uns Kinder ein unangenehmer Geruch. Innen im Gebäude loderte das Feuer und auf dem Amboß hämmerten die mit Lederschürzen bekleideten Schmiede die glühenden Gegenstände zurecht.

Manchmal durften wir aus der Nähe zusehen, wenn sie zischend ein Hufeisen ins Wasser tauchten. Das war immer aufregend und interessant.

Wir Kinder konnten beim Zusehen auch nicht verstehen, dass die Pferde beim Beschlagen ihrer Hufe und auch beim Anpassen der glühenden Hufeisen keine Schmerzen haben.

Das Gasthaus Zur Barthschmiede in der Türkeistraße 12 erinnert heute noch an einen dieser bei uns Kindern bekannten und beliebten Altdorfer Gewerbebetriebe.

Auch andere Handwerksbetriebe interessierten uns

Neben den beiden Schmieden interessierte uns Kinder auch noch anderes.

So wies ein Schild mit der Aufschrift "Büttner Deinlein, Fassmacher" an einem Fachwerkhaus in der Hesselgasse, darauf hin, dass in diesem Betrieb damals Holzfässer angefertigt wurden. Wenn wir an diesem Haus vorbeigingen, dann roch es auf das enge Gässchen hinaus immer so angenehm nach Holz und Teer.

In der Königsbühlstraße gab es die Herrenschneiderei von Lorenz Weißkopf. In ihr hat später meine Frau Erika ihre Lehre als Damen- und Herrenschneiderin absolviert.

In der Rascher Straße befand sich die Schneiderei von Hans Büttner. In beiden Schneidereien konnte man sich die Maßanzüge, vor allem für die Hochzeit und für die Konfirmation, anfertigen lassen.

Fertigkleidung von der Stange kannten wir damals noch nicht.

Am Plätzlein war ein Gebäude mit einer Mälzerei, die Braugerste verarbeitete.

In der Türkenbrauerei in der Türkeistraße und im Brauhaus in der Hagenhausener Straße wurde das bekannte und gute Altdorfer Bier gebraut.

Diese Handwerksbetriebe bestimmten mit ihrer Betriebsamkeit das öffentliche Leben in unserer Kleinstadt und sie befriedigten die Neugierde von uns Kindern.

Da die Türen und Fenster im Sommer geöffnet waren, konnten wir den arbeitenden Handwerkern auch immer ungestört bei ihrer Arbeit zusehen.

Wir hatten in Altdorf schon Fotogeschäfte

Nahe der Polizeidienststelle im Rathaus, war in der Hermannsgasse (Rothenberger Gäßchen), das "Fotoatelier Fürst" zu finden. Am Marktplatz arbeitete der beliebte Fotograf Robert Röhr, von dem wohl die meisten Altdorfer, wenn sie in die Schule kamen, heirateten, oder ein Passbild brauchten, fotografiert wurden.

Der geheimnisvolle Altdorfer Leichenwagen

Ein geheimnisvoller Ort war für uns Kinder auch die große Scheune des "Rösslwirt", dem heutigen Gasthof Rotes Ross, denn dort war bis zum Jahr 1959 der sogenannte "Leichenwagen" abgestellt. Auf diesem mit Pferden bespannten schwarzen Wagen wurden damals die meisten Verstorbenen zum Altdorfer Friedhof gefahren.

Viele Altdorfer Geschäfte sind heute leider verschwunden

Neben den Handwerksbetrieben gab es damals in Altdorf auch noch viele weitere Geschäfte, Betriebe und vor allem Gaststätten.

Viele von ihnen sind heute aber für immer verschwunden.

So die Schuhgeschäfte Breininger, Grassie und Hupp, zu denen die Erwachsenen und wir Kinder die kaputten Schuhe zur Reparatur oder zur Besohlung brachten.

Es roch dort in ihrer Werkstatt und auch im großen Verkaufsladen immer so angenehm nach Leder. Die Altdorfer Schuster konnten sich über Arbeit nicht beklagen, denn wenn damals eine Frau mit ihren mit Pfennigabsätzen versehenen Stöckelschuhen über das historische und holperige Pflaster des Marktplatzes ging, dann waren ihre Absätze sehr schnell reif für eine Reparatur.

Neben dem Schuhgeschäft Breininger am Marktplatz war auch der Kurzwarenladen der „Wilden Damen“. Die weiblichen Besitzer waren von ihrem Temperament her nicht wild, sie hießen mit dem Familiennamen (Wild) so.

Wenn wir etwas Kleingeld hatten, dann kauften wir uns im Café Beil am Unteren Tor für 20 Pfennig eine Kugel Eis.

Der Kauf funktionierte allerdings nicht immer; denn vor allem an den Sonntagen stand meistens eine lange Schlange von Menschen auf dem Gehsteig bis weit vor das Untere Tor. War man dann endlich an der Reihe, dann war das Eis oftmals ausverkauft. Für einen erneuten Kauf mussten wir dann allerdings wieder bis zum nächsten Sonntag warten.

Beliebte und für die Essensversorgung wichtige Geschäfte am Marktplatz waren vor allem die so wichtigen Bäckereien Steber, Presslein und Heerdegen sowie die Metzgereien Holzammer und Recknagel.

Dorthin wurden wir Kinder oft mit der Lebensmittelkarte zum Einkaufen geschickt.

Für die Erwachsenen waren die Wirtschaften am Marktplatz wichtig:

Das Gasthaus der Schwarze Bär (Besitzer Konrad Lobinger) mit seiner Holzveranda, das Weiße Lamm mit seinem beliebten Tanzsaal (Familie Deinhardt; heute Gebäude der Hypobank), der Regensburger Hof (Herbert Schönweiß; das frühere Gebäude der Raiffeisenbank), der Schwarze Peter (Familie Kellermann, die heutige Metzgerei Nissbeck) sowie die Rosenau-Wirtschaft beim Unteren Stadttor, mit dem schattigen Biergarten und ihrem Kino.

In einem Keller unterhalb des Hinterhofes des Schuhhauses Hupp konnte man auch Sauerkraut kaufen, das in einem großen Holzfaß eingelagert war.

Dort als Kind mit Frau Hupfer in den Keller hinab zu gehen, das war für uns Kinder schon ein kleines Abenteuer.

Die naturbelassene Rumpelbachklamm bei Röthenbach

Auch die Umgebung von Altdorf war für uns Kinder sehr interessant.

So fuhren wir mit unseren Fahrrädern oftmals durch den Röthenbacher Wald nach Röthenbach (bei Altdorf) und weiter zum Röthenbacher Anger mit seinen mächtigen Eichenbäumen. Hier befand sich damals auch noch ein Sportplatz.

Nach einigen sportlichen Betätigungen dort, ging es dann weiter zur nahen Röthenbachklamm. Wir nannten sie allerdings, wie die meisten Einheimischen, die "Rumpelbachklamm".

Der Gang durch die damals noch unberührte und nicht erschlossene Klamm mit ihren beeindruckenden Felspartien, dem kleinen Wasserfall und dem romantischen Bachlauf, war immer ein Erlebnis. Dort konnten wir Wasserschlachten machen, barfuß im Bach laufen, Frösche fangen und uns dabei immer so richtig austoben.

Die Altdorfer Löwengrube und ihre Baugeschichte

Zwischen Altdorf und Prackenfels befindet sich auch in einer tief eingeschnittenen Waldbucht das Felslabyrinth Löwengrube, einer unserer Lieblingsorte.

In der Schule haben wir erfahren, dass die Löwengrube aus einem Steinbruch entstanden ist, aus dem im 16. Jahrhundert die Bausteine zum Bau der Altdorfer Universität gebrochen wurden.

Der Natur dort haben allerdings Menschenhände bei der Gestaltung der Felswildnis etwas nachgeholfen. Man sieht heute nämlich nicht nur natürliche, sondern auch künstliche Anlagen, wie den in den Fels gehauenen Bierkeller und die Kegelbahn mit den seitlichen Bogenöffnungen. Auch einige alte, verblasste Inschriften erinnern heute noch an die studentischen Treffen der damaligen Zeit, als Altdorf noch eine bekannt Universitätsstadt war.

Einige wichtige Daten zur Historie der Löwengrube hat uns unser Lehrer erzählt: 1686 entdeckte der Hofmeister des Barons von Löwenstein das fast zugewachsene Felslabyrinth. Der Baron beschloss daraufhin dieses Areal den Studenten wieder zugänglich zu machen, damit sie es als Festplatz und Treffpunkt benützen können. Die Studenten und einige Fachleute richteten den Platz mit Schaufel und Pickel selbst her und bauten dort auch einen Bierkeller und eine Kegelbahn. Als alles fertig war nannten sie diese Felsenanlage in Anspielung auf den Baron Friedrich Gottlieb von Löwenstein, die „Löwengrube“.

An der festlichen Einweihung dieser Freizeitanlage am Ostermontag 1686 nahmen alle Professoren und Studenten der Altdorfer Universität teil.

Noch heute ist auf der eingemeißelten Inschrift zu lesen:

„Wer nicht geweiht ist unserm Leben, der soll die Höhle nicht betreten.“

Wir taten das trotzdem, im Sommer fast jeden Tag.

In der Nähe der Löwengrube befindet sich auch das Auershäusle, ein früherer Birausschank mit dem Bierkeller dahinter. Dieses Gebäude diente auch lange Zeit dem Fränkischen-Alb-Verein als Wanderheim.

Der Rascher Berg und seine verfallene Burgruine

Auch der Rascher Berg mit seiner früheren Burganlage Hohenrasch war für uns interessant und besuchenswert. Wir wussten vom Geschichtsunterricht her, dass man bei Rasch eine steinzeitliche Pflugschar ausgegraben hatte sowie auf der Albhochfläche der Dörlbacher Au auch einige Bronzegräber entdeckte.

Das interessierte uns weniger, der Rascher Berg war für uns viel interessanter.

Mehrmals fuhren wir vom Ortszentrum Rasch auf dem Schotterweg in Richtung Schleifmühle und Gnadenberg. Auf halber Strecke zweigten wir nach rechts ab und stiegen auf einem zugewachsenen Pfad hoch zum Rascher Berg.

Oben fanden wir dann nach einigem Suchen auch die zwei zugewachsene Wallreste und noch kleinere Spuren des Turmes der einstigen Burganlage.

Diese Burg Hohenrasch, andere Quellen sprechen von einem Schloß, wurde im 12. Jahrhundert von den Herren von Rasch bewohnt.

Später haben die Rascher Burgherren ihren Sitz vom Berg ins Dorf Rasch verlegt.

1819 erwarb die evang. Kirchenstiftung Rasch dieses Gebäude und verwendet es seitdem als Pfarrhaus. Somit ist dieses Gebäude mit seinem malerischen Fachwerkgiebel das einstige Schloss Hohenrasch, das nach dem Verfall der Burg im Ort erbaut wurde.

Vor dem Rückweg nach Altdorf haben wir dann meistens noch in der Schwarzach kurz gebadet, oder noch die Löwengrube, oder die Teufelshöhle aufgesucht.

Abenteuer am Ludwig-Donau-Main-Kanal und in Rasch

Wenn das Altdorfer Freibad überfüllt war, dann fuhren wir zum Baden an das Ufer der Schwarzach bei der Prethalmühle und danach weiter zum LDM-Kanal.

Es störte uns nicht, dass die Rascher Bauern an manchen Tagen ihren stinkenden „Oodl“ (die Gülle) in der Schwarzach entsorgten.

Bei der Fahrt mit dem Fahrrad zur Badestelle bestand die Mutprobe darin, durch das enge Felsengewölbe der Löwengrube ohne Abzusteigen hindurchzufahren. Über Stürze wurde meistens nur gelacht und nicht gejammert.

Nach dem Baden fuhren wir dann erfrischt weiter zur Förresmühle und schoben unsere Fahrräder den steilen Berg hinauf nach Burgthann zur Burgruine.

Dort interessierte uns dann die Anlage der mittelalterlichen Burg Hohenthann.

Auf einer alten Infotafel konnten wir lesen, dass die Burg im 13. Jahrhundert von den Herren von Thann als Ersatz für den im nahen Altenthann aufgelassenen Sitz erbaut wurde. Sie wurde mehrmals zerstört, aber immer wieder aufgebaut.

Vom Burghof aus, hatten wir auch eine schöne Aussicht auf das grüne Schwarzachtal und sahen auch die bewaldete Umgebung von Burgthann.

Von der Burg ging unsere Radtour dann weiter zum nahen LDM-Kanal.

Dort konnte ich meinen Freunden einiges über diese Wasserstraße erzählen.

Der Ludwig-Donau-Main-Kanal wurde von 1836 bis 1846 von König Ludwig I. von Bayern gebaut. Der 177 Kilometer lange Kanal beginnt bei Bamberg, führt weiter nach Neumarkt und durch das Altmühltal als neuer Kanal zur Donau nach Kelheim. Der LDM-Kanal war damals die viertgrößte Binnenwasserstraße Deutschlands. Er ist ein "Schleussenkanal", denn die Höhenunterschiede von Bamberg (230 m) über Neumarkt (428 m) nach Kelheim (338 m) mussten durch 100 Schleusenammern überwunden werden.

Die mit Steinen oder Holz schwer beladenen Schiffe und Lastkähne wurden bis etwa 1920 von Pferden von Schleuße zu Schleuße gezogen. Die Pferde gingen dabei links und rechts des Kanalbeckens auf dem sogenannten "Treidelweg" .

Im Zweiten Weltkrieg (1939 - 1945) war der LDM-Kanal das Ziel vieler Luftangriffe und dabei wurden fast alle Brücken und viele Schleusen zerstört. Nach dem Ende des Krieges 1945, hat man ihn nicht zugeschüttet und wie geplant eine Straße darauf gebaut, sondern unter Natur- und Denkmalschutz gestellt.

Über die Schleuße 35 fuhren wir dann an dem mit Schilf bewachsenen Kanal entlang weiter in Richtung Rasch. Aus Unachtsamkeit, oder wegen unseres jugendlichen Übermuts passierte es allerdings schon mehrmals, dass einer von uns mit seinem Fahrrad in den Kanal stürzte. Das Schlimmste danach war allerdings nicht wieder aus dem Wasser zu kommen, sondern das am Grund liegende Fahrrad zu entdecken und herauszuziehen.

Dann kamen wir an die Stelle, an der sich vor 100 Jahren noch der alte Rascher Hafen befand. Von dort freuten wir uns dann auf die lange und rasante Abfahrt auf der Schotterstraße hinab nach Rasch. Dabei passierte es:

Kurz vor Rasch trieb ein Mann seine Herde Gänse über die Straße und wir konnten nicht mehr ausweichen. Wir hörten nur sein lautes Kommando und die eine Hälfte der Gänse ging schnatternd weiter auf die andere Straßenseite, die anderen blieben plötzlich stehen. Durch diesen dabei entstandenen schmalen Durchgang fuhren wir dann ungebremst hindurch. Wir hörten nur den Ruf des Mannes: „Ihr Sauboum, ihr elenden!“ Schnell fuhren wir dann durch Rasch weiter und schoben unsere Fahrräder auf dem Fußweg durch das Waldgebiet des Roten Baumes hinauf nach Altdorf.

Dort waren wir erleichtert und freuten uns, dass alles gut ausgegangen war!

Die beeindruckende Felsenschlucht der Teufelskirche

Auch die Rhätschlucht der Teufelskirche war sehr oft unser Ziel.

Mit unseren Fahrrädern fuhren wir nach Grünsberg und wanderten von da hinein in die Schlucht. Ein Bächlein hatte sich dort durch die Gesteinsschichten genagt und so diese eindrucksvolle Schlucht geschaffen. Steinblöcke türmten sich eindrucksvoll zu beiden Seiten der Schlucht auf, oder lagen verstreut am Talboden herum.

Der damalige Wanderweg verlief romantisch durch die Teufelskirche und bot nach jeder Biegung eine neue und eindrucksvolle Szenerie. Sehenswert war auch die Felswand eines mächtigen Rhätsandsteinfelsens, über den sich ein kleiner Wasserfall ergießt. Im 16. Jahrhundert - so erfuhren wir in der Schule - sei unterhalb der steilen Felswand der Schlucht nach Kohle und Silber gegraben worden. Daran erinnern heute noch zwei breite Stolleneingänge.

Die Sage von der Teufelskirche

Unser Lehrer las uns auch aus einem Buch die Sage von der Teufelskirche vor:

„Einmal war eine Jagd, und die Jäger hatten sich nahe der Schlucht aufgestellt, dort, wo man die Hasen hintrieb. Diese kamen in Haufen gelaufen, die Schützen schossen auf sie, aber keiner traf. So oft ein Jäger abdrückte wurde ihm von unbekannter Hand der Gewehrlauf verändert und er schoß vorbei.

Da bemerkte ein Jäger, wie ein Mann mit Krallen aus dem Rockärmel heraus jedesmal an den Gewehrlauf des Schützen stieß. Das kann nur der Teufel sein!

Alle Jäger legten nun auf den Teufel an. Der stürzte in seiner Angst in den Kessel der Schlucht und als er sich auch da noch verfolgt sah, fuhr er mit donnerähnlichen Krachen in die Felswand und schleuderte dabei einige Felsstücke heraus, so wie sie heute noch da liegen.

Deshalb heißt diese Schlucht im Altdorfer Umland auch die Teufelskirche.“

Die kleine, geheimnisvolle Teufelshöhle

Eine weitere Sehenswürdigkeit nahe Altdorfs, die wir gerne besuchten, war die Teufelshöhle im Pfaffental. Wir wanderten durch das Pfaffental und stiegen am Waldrand steil hinab zur kleinen Felsenhalle der Teufelshöhle.

Die Halle dieser Höhle ist etwa fünf Meter hoch, 56 lang und 52 m breit.

Auch dazu gibt es eine Sage, die uns unser Lehrer einmal vorlas.

„Kuno von Grünsberg, ein berühmter Raubritter auf Segelsburg, soll hier in den Gängen und Nischen der Höhle sein Raub- und Diebesgut versteckt haben, das er den Kaufleuten und Reisenden bei seinen Überfällen abgenommen hatte.

Mit ihm im Bunde stand der Prethalmüller - aus der Prethalmühle in Prackenfels - der kein anderer als ein verstoßener und einen falschen Namen führender Adelige aus dem Geschlecht der Imhof aus Nürnberg war.“

Für uns war es nach dieser Erzählung nicht mehr die Teufelshöhle, sondern die „Räuberhöhle“.

Der Altdorfer Friedhof und seine Geschichte

Gerne hielten wir uns auch auf dem Altdorfer Friedhof auf.

Dieser Friedhof in der Unteren Vorstadt wurde bereits 1527, bei der Einführung der Reformation in Altdorf, aus hygienischen Gründen von der Laurentiuskirche an seinen heutigen Platz an der Neumarkter Straße verlegt.

Einer unserer Nachbar sagte zu uns Kindern mehrmals: „In der Unteren Vorstadt ist alles sehr praktisch angelegt und geregelt: Neben dem Krankenhaus befindet sich gleich der Friedhof und in der Nähe für die großen Sünder auch noch eine Kirche!“

Viel Sehenswertes gab es auch auf dem Altdorfer Friedhof

Zum Altdorfer Friedhof hatten wir Kinder keinerlei Berührungsängste und wir haben dort gerne den älteren Menschen beim Gießen und der Pflege ihrer Gräber geholfen. Und es gab dort auch immer wieder viel Neues zu entdecken.

Das waren, zum Beispiel, die Tafeln an der Aussenwand der Friedhofskirche und die sarkophagähnlichen Gräber bekannter Professoren, Pfarrer und Bürger in der im 18. Jahrhundert erbauten offenen Grufthalle daneben. Oder das Bronzeepitaph des bekannten Historikers und Pädagogen Johann Christoph Wagenseil (1633 - 1705).

Auch der im Zentrum des Friedhofs stehende, verwitterte Bildstock aus Sandstein mit einer Kreuzigungsgruppe aus dem 15. Jahrhundert und den vier Heiligen Nikolaus, Katharina, Laurentius und Martin hat uns immer wieder beeindruckt.

Von der kleinen Totenkapelle zur Magdalenenkirche

Anstelle der alten Totenkapelle wurde von 1742 bis 1743 auf dem Friedhof eine kleine Friedhofskirche gebaut, die 1990 in Magdalenenkirche umbenannt wurde.

Mit ihrem eingebauten Kanzelaltar, der im oberen Bereich mit der Empore und der Orgel verbunden ist, besitzt sie eine erwähnenswerte Besonderheit.

Nahe der Magdalenenkirche befindet sich das Kriegerdenkmal zur Erinnerung an die gefallenen und vermissten Altdorfer der beiden Weltkriege. Dort standen wir oft mit Mama und weinten über unseren vermissten Papa. Später war ich dann mit dem Altdorfer Posaunenchor noch viele Male am Volkstrauertag dort.

Friedhofskirche: Erinnerungen an Johann Georg Amberger

Auf dem Friedhof wird auch an einen großen Altdorfer Wohltäter erinnert, der viel für die Stadt getan hat: Johann Georg Amberger. Was waren seine Wohltaten ?

Unser Lehrer Georg Wagner hat uns in der Zeit, als wir bei den Altdorfer „Singerboum“ waren, immer wieder einmal Interessantes über den Friedhof mit seiner kleinen Friedhofskirche erzählt.

Dabei mussten wir uns den Namen des Altdorfer Kaufmanns Johann Georg Amberger merken, der zu den größten Wohltätern unserer Stadt zählte. Er stiftete 1845 nicht nur 20.000 Gulden zur Verbesserung der Altdorfer Wasserversorgung, sondern bezahlte auch den Einbau einer neuen Orgel in der Friedhofskirche.

Insgesamt stiftete Amberger für wohltätige Zwecke in Altdorf 37.000 Gulden.

Zu seinem Andenken wurde 1859 der Altdorfer Marktbrunnen am Marktplatz errichtet und im Rathaus hängt ein Bild von ihm.

Das sagenumwobene Doktorsbrännlein

Wenn wir bei der Wanderung zur Reinholdshöhe über Grünsberg nach Altdorf zurückgingen, dann waren wir nicht nur von der Sophienquelle beeindruckt, sondern auch vom sagenumwobenen Doktorsbrännlein.

Dort hat uns einmal ein mitwandernder Erwachsener die Geschichte von diesem Brunnen erzählt: So soll ein Altdorfer Arzt seinen übergewichtigen Patienten verordnet haben, jeden Tag zu Fuß zu dieser Waldquelle zu gehen und dort einen Becher frischen Quellwassers zu trinken. Es hat bei vielen geholfen gesund und wieder beweglicher zu werden.

Dadurch kam das Wasser des Brunnens in den Ruf heilkräftig zu sein.

Der Erzähler fügte dann noch schmunzelnd hinzu, dass auch sein Altdorfer Hausarzt ihm wegen seines Übergewichtes auch eine Wanderung zum Doktorsbrännlein, anstatt zum Stammtisch in einer Altdorfer Gaststätte empfahl.

Der „Eiffelturm vom Schwarzachtal“ in Schwarzenbach

In Schwarzenbach befindet sich im Ortszentrum ein besonderes Bauwerk, das wir Kinder immer wieder gerne mit unseren Fahrrädern besuchten, der Glockenturm.

Über dem Sockel mit einem Überbau aus Holz beginnt das massive und viele Meter hohe Eisengerüst. Darüber steht in luftiger Höhe ein großer Kasten mit den Zifferblättern und der kleinen Glocke als Abschluss. Wir haben die Höhe des Turms auf etwa acht Meter geschätzt. Wir waren so beeindruckt, dass wir ihn den „Eiffelturm vom Schwarzachtal“ nannten. Wie kam es zu diesem Glockenturm?

Ein Schwarzenbacher Landwirt hat uns Kindern damals auf unsere Frage erzählt, dass dieser Uhr- und Glockenturm schon seit dem 17. Juli 1925 im Dorfzentrum steht. Warum? Da das Dorf Schwarzenbach keine eigene Kirche hatte, beschlossen die Bewohner wenigsten einen Glockenturm zu bauen. Sie fanden es immer würdelos, dass ihre Verstorbenen auf ihrem letzten Weg von Schwarzenbach zum Rascher Friedhof ohne Glockengeläut, hinübergefahren wurden.

Seit 1925 erklingen die Glocken nun meistens Tag für Tag. Und auch der Leichenzug nach Rasch wird seitdem vom Geläut ihres Glockenturms würdevoll begleitet.

Und auch sonst gehört der Turm mit seinen Glocken zum Dorf und er sorgt mit seinem Geläut für die Menschen dort immer für eine beschauliche Idylle.

Die Glocken im Dorf Schwarzenbach sorgen seitdem auch für eine genaue Uhrzeit.

So schlägt die kleine Glocke in der Turmspitze über der Uhr jede Viertelstunde.

Die größere Glocke, unter der Uhr, immer zur vollen Stunde.

Hoch oben auf dem Schwarzenbacher Glockenturm über dem Eisengerüst befindet sich eine mit vier Zifferblättern, vergoldeten Zahlen und einem Zeiger versehene große Uhr, die nach den vier Himmelsrichtungen ausgerichtet ist. Darunter hängt die 60 Kilogramm schwere „Läuteglocke“. Sie dient, wie ihr Name sagt, nur zum Läuten.

Dreimal am Tag, so hat uns der Bauer erzählt, läutet es in Schwarzenbach auch länger: um 6 Uhr (Morgensläuten), um 12 Uhr (Mittagsläuten) und um 19 Uhr (Abendsläuten). Und dann gab es in Schwarzenbach noch etwas Interessantes.

In der Nähe des Glocken- und Uhrturms befindet sich ein Straßentunnel.

Unten konnte man durch den Tunnel gehen oder fahren, oben führte über ihn der sehr wasserreiche LDM-Kanal.

Für uns Kinder war dieser Tunnel ein technisches Meisterwerk.

Manchmal tropfte es allerdings leicht von der Tunneldecke herab, da gingen wir dann jedesmal etwas ängstlich und ganz schnell hindurch.

Man weiss doch nicht was vielleicht alles passieren kann.

Unsere beliebten Badestellen im Schwarzachtal

Auch gebadet haben wir gerne. Wenn, wie schon erwähnt, das Altdorfer Freibad überfüllt war, dann fuhren wir zum Baden zu einer Stelle am Ufer der Schwarzach bei der Prethalmühle. Große Überwindung brauchte es dort aber manchmal schon, wenn nämlich die Rascher Bauern ihre Gülle, den „Oodl“, in der Schwarzach entsorgt hatten. Da machte es keinen allzu großen Spaß in dieser „Brühe“ aktiv zu sein.

Etwas Angst hatten wir auch immer, wenn wir im Schwarzachtal vor Rasch am „Grundlosen Weiher“ standen. Der soll nämlich sehr tief und geheimnisvoll sein.

Beliebt war auch mit dem Fahrrad nach Leinburg zu fahren, um in dem dortigen Naturbad Heiligenmühle zu schwimmen.

Später kam dann noch das Naturbad in Weißenbrunn dazu.

Wenn es niemand sah, haben wir uns auch in den Altdorfer Brunnen erfrischt.

Gerne sind wir auch zur Reinholdshöhe gewandert

Ein beliebtes Ziel war auch die Reinholdshöhe zwischen der Burg Grünsberg und Burgthann. Dabei wanderten wir von Altdorf durch das Pfaffental nach Prackenfels, weiter durch das Schwarzachtal nach Grünsberg und vorbei an der romantischen Anlage der Sophienquelle zur Gaststätte Reinholdshöhe.

Viele Nürnberger, sie wurden von den Einheimischen im fränkischen Dialekt „Stoderer“ genannt, fuhrten damals mit dem Zug nach Burgthann und wanderten vom dortigen Bahnhof und durch den Ort bis zum Gasthaus mit seinem Biergarten.

Die Gaststätte Reinholdshöhe bot beste fränkische Küche an und für uns Kinder auf dem angrenzenden Südhang unterhalb der Wirtschaft und dem nahen Weiher viele Möglichkeiten zum Spielen. Das haben wir immer ausgiebig genützt.

Während einige Erwachsene mit dem Boot auf dem dortigen Weiher herumfuhrten, reichte es für uns Kinder nur dazu, unsere meist vom Wandern lädierten Füße kurz ins Wasser zu halten. Oder einander voll zu spritzen.

Beim Hinweg zur Reinholdshöhe ging es noch einigermaßen flott, aber der Rückweg nach Altdorf wurde dann meistens schon wegen der Anstiege sehr beschwerlich, denn wir waren vom vielen Spielen meistens doch sehr müde.

Aber es gab auf dem Weg nach Grünsberg ja noch eine weitere Attraktion zu sehen, die aus vielen Teichen bestehende „Fischzuchtanstalt Sophienquelle“.

Mehrmals gingen wir vorbei, als gerade gefüttert wurde.

Da war vielleicht was los im Wasser der kleinen Brutteiche.

Das Wasser bewegte sich auf der ganzen Teichfläche und die vielen Fische darin zappelten auf der Suche nach dem hinein geworfenen Futter.

Die Gaststätte Reinholdshöhe verfiel dann später von Jahr zu Jahr und das Gebäude wurde abgerissen. Auch die von uns Kindern so beliebte Weiher wurde zugeschüttet.

Der Burgthanner Südhang ist heute mit vielen Wohnhäusern bebaut.

Damit verschwand auch ein Stück aus unserer Kindheitsgeschichte.

Fröhliche Einkehr beim August in Prackenfels.

Gerne besucht wurden sonntags auch die beiden Wirtschaften in Prackenfels, den Gasthof Mederer mit seiner Terrasse mit Blick ins Schwarzachtal und den schattigen Biergarten von August Haben. Wir Kinder waren immer glücklich, wenn Prackenfels das Ziel war, denn das war zu Fuß von Altdorf durch das Pfaffental nicht allzu weit.

Gefallen hat uns auch immer der Besuch der nahen Sophienquelle beim Schloss Grünsberg mit seiner Anlage und der Wolfsschlucht daneben. Sie ist eine der größten barocken Quellfassungen nördlich der Alpen und wurde zwischen 1724 und 1726 nach italienischen Vorbild erbaut. Seit 1937 ist sie ein Naturdenkmal.

Als Jugendliche hatten wir später den Wirt August Haben in der Prethalmühle ins Herz geschlossen. Wenn wir für Sonntag einen Treffpunkt ausmachten ein Bier zu trinken, dann fiel meistens der Satz: „Zum August Haben, Humbser Biere“.

Wegen unserer immer knappen Finanzmittel konnten wir uns allerdings meistens keine sogenannte Halbe, oder ein Seidla, leisten, sondern nur ein „Kleines“.

Das gab es aber bei ihm nicht. Bestellten wir ein „Kleines Bier“, dann kam von August Haben jedesmal mit ernster Miene die Antwort: „Wenn Du Dir keine Halbe leisten kannst, dann kommst Du nächsten Sonntag wieder!“

Sprach's, verschwand und stellte dann Minuten später schmunzelnd eine Halbe auf unseren Tisch. Was für uns wichtig war, dafür kassierte er später auch nur den Preis eines „kleinen Bieres“. Diese Großzügigkeit haben wir August nie vergessen.

Die Klosterruine Gnadenberg und ihre Geschichte

Das Birgittenkloster im nahen Gnadenberg haben wir oft mit unseren Fahrrädern angefahren, meistens von Hagenhausen aus durch den Wald ins „Klosterdorf“.

Dort hat uns dann immer die Geschichte dieses einstigen Klosters fasziniert.

Die Ruine des ehemaligen Birgittenklosters in Gnadenberg gehört zu den größten und schönsten Klosterruinen Deutschlands. Mit seiner Länge von 70 Metern und einer Breite von 37 Metern zählt es auch zu den bedeutendsten Baudenkmalern des Altdorfer Umlandes, auch wenn es in der benachbarten Oberpfalz liegt.

Der Neumarkter Pfalzgraf Johann I von Neumarkt stiftete 1426 auf Bitten seiner Ehefrau Pfalzgräfin Katharina von Pommern das Doppelkloster Gnadenberg, das der Heiligen Birgitta von Schweden gewidmet war. 1438 wurde es durch den Bischof Albert aus Eichstätt feierlich eingeweiht. Es war das erste Birgittenkloster Bayerns. Die Nonnen und Mönche kamen deshalb alle aus Schweden.

Kloster und Klosterkirche bestanden dann rund 150 Jahre.

Im Dreißigjährigen Krieg - am 23. April 1635 - wurde das Kloster von den Schweden samt der Klosterkirche in Brand gesteckt. Ausgerechnet von den Schweden, den Landsleuten der heiligen Birgitta. Seitdem erinnern nur noch diese Ruinen der Klosterkirche an das einst so bekannte und mächtige Birgittenkloster.

Der Laurentiusbrunnen in Sindelbach

Wenn wir in Gnadenberg waren, dann fuhren wir mit unseren Fahrrädern meistens noch über Oberölsbach das Tal weiter bis ins nahe (katholische) Dorf Sindelbach. Dort stand seit vielen Jahren der evangelische Altdorfer Laurentiusbrunnen.

Dieser Brunnen steht bei der dortigen Kirche. In der Schule hatten wir erfahren, dass dieser Altdorfer Brunnen 1876 auf der Weltausstellung in Paris aufgestellt war und 1896 zur Altdorfer Laurentiuskirche kam. 1921 wurde er in das kath. Sindelbach verkauft. Durch Fehlinformationen einiger fanatischer Altdorfer Bürger war das ein Verrat der evangelischen Kirchengemeinde an Reformator Dr. Martin Luther.

So standen wir Kinder mehrmals am Brunnen in Sindelbach und sorgten durch unsere unqualifizierten Äußerungen für rege Diskussionen untereinander.

Bis wir erfuhren, dass die Versetzung des Brunnens von Altdorf nach Sindelbach vollkommen rechtens war und der Verkauf auch einwandfrei abgewickelt worden ist.

Nach dieser Aufklärung hatten wir dann auch kein allzu großes Interesse mehr zu ihm ins katholische Sindelbach zu fahren.

Beeindruckt von der Burganlage in Burgthann

Gerne sind wir auch mit dem Fahrrad von Prackenfels, der Schwarzach entlang, zur Förresmühle gefahren und von dort weiter hinauf zur Burgthanner Burganlage.

Vor der Fahrt hat uns Fritz Wittmann aus einem Büchlein seines Vaters vorgelesen, dass die Schwarzach aus dem Zusammenfluß von zwei Bächen, dem Irlgraben und dem Altweihergraben, entstanden ist. Diese beiden Bäche entspringen westlich von Neumarkt i. d. Oberpfalz am Tyrolsberg und vereinen sich bei Woffenbach zur Schwarzach. Diese mündet dann nach 53 km bei Schwabach in die Rednitz.

Nach dieser Belehrung interessierten wir uns dann besonders für die Anlage der Burg Hohenthann. Auf einer alten Infotafel konnten wir lesen, dass sie im 13. Jahrhundert von den Herren von Thann als Ersatz für den im nahen Altenthann aufgelassenen Sitz erbaut wurde. Die Burg wurde mehrmals zerstört, aber immer wieder aufgebaut. Wir stiegen auch auf den Turm und hatten von dort eine schöne Aussicht auf das Schwarzachtal und auch auf die Umgebung von Burgthann.

Wir waren auch mehrmals auf dem Moritzberg

Die beiden Berge im Altdorfer Umland, der Moritzberg und der Dillberg, waren ebenfalls beliebte Ziele. Im Heimatkundeunterricht erfuhren wir durch unseren Lehrer, dass der 599 m hohe Moritzberg bei Leinburg und der 597 m hohe Dillberg hinter Grub die höchsten Berge im Altdorfer Umland seien.

So fuhren wir in den Sommerferien mehrmals mit unseren Rädern nach Röthenbach und durch den Leinburger Wald weiter nach Diepersdorf.

Vom dortigen Gasthof Distlerhof stiegen wir dann zu Fuß auf einem Wiesensteig und durch ein steiles Waldstück hinauf zum Moritzberggipfel mit dem Berggasthaus, dem Aussichtsturm und der kleinen Kapelle.

Manchmal aber auch von der Gersdorfer Seite.

Auf einer Tafel konnten wir auf dem Weg zum Gipfel lesen, dass der Moritzberg früher Leimbühl - abgeleitet von Lehm - hieß und dass an seinen Hängen auch lange Zeit nach Erz geschürft wurde.

Die 1419 errichtete Kapelle auf dem bewaldeten Gipfel ist dem Heiligen Mauritius geweiht. Beim Rückweg nach Diepersdorf hatten wir auch mehrmals einen schönen Blick bis nach Nürnberg sowie auf das von Wald und Wiesen geprägte Umland.

(siehe auch Seite 210)

Der Dillberg mit seinen Anlagen

Genauso beliebt waren unsere Radtouren zum Dillberg.

Über Rasch, Gspannberg, Grub und Großvoggenhof kamen wir mit unseren Rädern, meistens schiebend, dem Bergziel in der Oberpfalz langsam näher.

Auf dem baumlosen Gipfelbereich mit den großen Sendeanlagen des Bayerischen Rundfunks, waren wir vor allem von der herrlichen Rundschau in die Oberpfalz beeindruckt und auch vom Anblick des 206 m hohen Sendemastes.

Leider war die Besteigung im Innern des Turmes nicht möglich, dafür konnten wir uns in der Gaststätte aber eine bescheidene Brotzeit leisten.

Der Rückweg auf den Schotterstraßen über Peunting, Dörlbach nach Prackenfels und Altdorf schien allerdings kein Ende nehmen zu wollen. Trotzdem legten wir meistens an unserer beliebten Badestelle an der Schwarzach zur Erfrischung und Erholung noch einen längeren Stop zum Baden ein.

Wir entdecken den „Dockalasgraben“ bei Prackenfels

Schon der lustige Name „Dockalasgraben“ im Schwarzachtal war für uns Kinder damals ein Grund ihn immer wieder einmal aufzusuchen.

Wir wanderten, oder fuhren mit unseren Fahrrädern, von Altdorf durch das Pfaffental zur Prethalmühle in Prackenfels, bestaunten dort am Wehr beim Köllisch, die aufgestaute Schwarzach und gingen dann weiter zur nahen Schwarzachbrücke. Dort, flussabwärts der Schwarzach (in Richtung Burgthann) und ganz nahe an ihrem Ufer, befand sich der Dockalasgraben. In einigen Wanderführern wurde er damals auch Doggelesgraben, oder Dockerlesgraben genannt.

Diese 200 Meter lange, enge und schwer zugängliche Bachschlucht mit einem kleinen Wasserfall, mehreren Felswänden und einer üppigen Vegetation hat uns immer wieder beeindruckt. Die Felswände dort, so hat uns einmal ein Wanderer erklärt, werden als Helenenfels, Katharinenruhe und Nadelöhr bezeichnet.

Da wir zum Dockalasgraben meistens barfuß wanderten, hatten wir immer sehr schnell stark verschmutzte Füße. Doch das war für uns zweitrangig, denn wir hatten mit dem Dockalasgraben eine große Sehenswürdigkeit entdeckt.

Eine alpine Herausforderung im „Altdorfer Gebirge“

Auch wir machten schon Gipfelüberschreitungen im Altdorfer Umland, von denen damals aber keiner Notiz nahm. Im Sommer 1949 planten wir etwas Verrücktes: eine Überschreitung aller Gipfel von Hegnenberg bei Altdorf bis hinüber zum 599 m hohen Moritzberg. Die Herausforderung für uns war - ohne Geländekenntnis und einer Wanderkarte -, von Hegnenberg (ein Dorf oberhalb von Altdorf) auf der uns unbekanntem Hochfläche bis zum Moritzberg weiter zu kommen. Für jeden von uns war diese Gegend völliges Neuland, noch keiner war schon einmal dort.

Geplant war: Nach der Überschreitung der Hochfläche und dem Abstieg ins Tal, dem Aufstieg über den Reuther Berg zum Moritzberg und dem Abstieg nach Diepersdorf wäre unser „Bergüberschreitung“ dann dort zu Ende. Von da aus wollten wir mit den dort am Vortag eingestellten Fahrrädern dann wieder zurück nach Altdorf fahren.

Für uns alle eine große logistische Herausforderung, Abenteuer pur.

So fuhren wir einen Tag vorher mit unseren Fahrrädern noch nach Diepersdorf, stellten diese bei einem bekannten Bauern in seiner Scheune ein und gingen dann zu Fuß und fröhlich singend durch den Reichswald wieder zurück nach Altdorf.

Nach dieser wichtigen Vorarbeit starteten wir dann am anderen Tag um 7 Uhr zu unserer „alpinen Unternehmung“.

Bald hatten wir den Aufstieg über Hegnenberg zum Ernhofer Berg hinter uns.

Mit dem Weiterweg von dort begann dann für uns völliges Neuland. Wir kamen nach Klingenhof und Egensbach und gingen nach einer kurzen Rast über den Buchenberg (567 m) und Nonnenberg (579 m) weiter hinab nach Gersdorf.

Mehrmals war bei unserer „Bergwanderung“ kein Weg mehr vorhanden und wir diskutierten über den richtigen Weiterweg. Auch einige Rehen und Hasen haben wir gesehen, die sich sicher wunderten, wer hier ihre Idylle stört.

Von Gersdorf wanderten wir dann bei hochsommerlichen Temperaturen weiter zum Reuther Berg (539 m) und stiegen schwitzend hinauf zum Moritzberggipfel (603 m) mit seiner Kapelle und dem Berggasthaus. Das war dann unser letzter Gipfel!

Durch Wald und auf einem steilen Wiesensteig, vorbei an Rockenbrunn, erreichten wir dann absteigend unser Ziel Diepersdorf. Dort standen dann unsere am Vortag in einer Scheune eingestellten Fahrräder für die Rückfahrt nach Altdorf bereit.

Mit unseren letzten Kraftreserven fuhren wir dann müde durch den Reichswald zurück nach Altdorf. Dabei waren wir stolz, fünf Gipfel - Ernhofer Berg, Buchenberg, Nonnenberg, Reuther Berg und Moritzberg - bestiegen zu haben.

Für uns war es ein echtes alpines Abenteuer, ohne Karte und Kompass.

Die Gustav-Adolf-Höhle im Schwarzachtal

Sehr oft war auch das Schwarzachtal mit seiner Gustav-Adolf-Höhle ein beliebtes Ziel. Über Prackenfels, Grünsberg, Burgthann, Pattenhofen und Fröschau radelten wir, meistens fröhlich singend, nach Schwarzenbruck und Gsteinach.

Von dort gingen wir zu Fuß weiter durch das nun enge und von bis zu 20 m hohen rotbraunen Sandsteinfelsen geprägte Schwarzachtal.

Bald standen wir vor einer weiträumigen Halbhalle, der bekannten Gustav-Adolf-Höhle, auch Karlshöhle genannt. Eine Infotafel "Hier war er 1632" vermittelte uns, dass hier der im nahen Schwarzenbrucker Schloss einquartierte Schwedenkönig Gustav Adolf im Jahre 1632 einen Feldgottesdienst abhalten ließ.

Damals fand bei Burgthann und Fröschau eine kriegerische Auseinandersetzung statt, die zu Gunsten der Schweden ausging; deshalb ließ Gustav Adolf diesen Gottesdienst feiern.

Die Kanalbrücke am Brückkanal im Schwarzachtal

Wir gingen von Schwarzenbruck noch weiter zum Brückkanal, einer Kanalbrücke, die das Schwarzachtal überspannt. Sie wurde von 1839 bis 1841 erbaut und galt als Paradestück aller Kunstbauten am Ludwig-Donau-Main-Kanals. Beeindruckend ist der Blick von ihr hinab in das 13 Meter tief eingeschnittene Schwarzachtal.

Von Schwarzenbruck fahren wir dann meistens mit unseren Fahrrädern über die Kuhbrücke und den 418 m hohen Dreibrüderberg nach Rummelsberg.

Durch den romantischen Thanngaben ging es fahrend und schiebend sehr mühsam nach Altenthann. Durch die Wolfsschlucht, vorbei an der Sophienquelle, nach Prackenfels und durch die Löwengrube wieder zurück nach Altdorf.

Wir besuchten auch gerne unsere beliebte Jugendburg Wernfels

Nach unserer Konfirmation 1948, wurde für uns Altdorfer Jugendliche die Burg Wernfels bei Spalt mehrmals im Jahr zu einem beliebten Ziel.

Mit unseren alten Fahrrädern, alle noch ohne Gangschaltung, fuhren wir auf den damals meistens noch nicht geteerten, aber wenig befahrenen Straßen, von Altdorf über Feucht, Schwabach, Abenberg und Spalt die ca. 50 Kilometer lange Strecke zur Burg Wernfels. Nach dem Jugendtreffen ging es dann am anderen Tag den gleichen Weg nach Altdorf wieder zurück. Dazu hat es schon immer viel Kraft gebraucht.

Auf der Burg Wernfels hielt der Bayerische CVJM-Landesverband alljährlich auch seine gut besuchte Ostertagung und das beliebte Burgfest ab. Zu diesen beiden Treffen mit Gottesdienst, Sport und jugendgemäßen Angeboten kamen fast immer nahezu tausend Jugendliche zusammen. Manchmal haben wir dort auch Handball gespielt, oder uns sonst sportlich betätigt.

Wir Altdorfer CVJM-ler waren fast immer mit 25 bis 30 Jugendlichen beiderlei Geschlechts mit dabei. Meistens haben wir bei der Hin- und Rückfahrt mit dem Fahrrad kräftig gesungen und dadurch die Anstrengungen der Fahrt vergessen. Später besuchten wir die Burg auch gerne für Freizeiten und Fortbildungskurse. Die Anfahrt dorthin und zurück nach Altdorf erfolgte dann aber mit dem Zug.

Die Burg Wernfels hat auch eine interessante Geschichte:

Sie wurde 1925 vom CVJM Landesverband Bayern gekauft und durch Mithilfe vieler freiwilliger Helfer als Jugendburg ausgebaut und eingerichtet.

Da im Zweiten Weltkrieg die Arbeit mit Jugendlichen unter 18 Jahren auch dem CVJM von den Nazis verboten war, fanden von 1933 bis 1945 keine Treffen statt.

1941 wurden in den Räumen der Burg Aus- und Übersiedler einquartiert.

Ab 1948 wurde die Burganlage saniert. Dadurch wurde sie zu einer beliebten Jugendherbergen in Franken und einem viel besuchten CVJM-Tagungszentrum.

Auch der Aufenthalt im Altdorfer Krankenhaus war ab und zu notwendig

Wir Kinder kannten das Altdorfer Krankenhaus, denn jeder von uns musste es schon irgendeinmal wegen einer Krankheit, Verletzungen nach einem Fahrradsturz, einer Blinddarmoperation oder zum Besuch eines Familienangehörigen aufsuchen.

Das erste Altdorfer Krankenhaus, ein mehrstöckiges, großes Sandsteingebäude, stand bereits 1894 gegenüber vom kirchlichen Friedhof an der Neumarkter Straße, zwischen dem Brauereigasthof Auer und dem Schuhgeschäft Frank.

Dieses Krankenhaus erarbeitete sich nach und nach einen guten Ruf, seine Kapazitäten reichten aber nach fünf Jahrzehnten nicht mehr aus.

So baute man von 1952 bis 1954 anstelle des in die Jahre gekommenen Distrikt-Krankenhauses ein für die damalige Zeit modernes Klinikgebäude.

Freundliche Ärzte und Pfleger im Krankenhaus

Lustig war es dort auch immer mit den beiden Altdorfer Krankenpflegern Stefan Bachhofer und Emil Pfälzner.

Beide machten durch ihre fröhliche Art unseren Krankenhausaufenthalt erträglicher. Vor allem wenn Emil seine Geschichte vom Wallenstein-Festzug erzählte:

Emil war kein Reiter und konnte auch nicht mit Pferden umgehen, wollte aber damals als Pedell beim Festzug unbedingt auch auf einem Pferd reiten, wie der Wallenstein.

Beim abendlichen Festzug nach dem Wallensteinspiel, zog der Zug mit allen Darstellern los, Emil wunschgemäß auf einem Pferd.

War es die Aufregung, Angabe oder der Übermut? Emil gab jedenfalls ungewollt seinem Pferd die Sporen. Es reagierte, stand ruckartig auf seinen Hinterbeinen und Emil lag plötzlich auf dem Asphalt der Neumarkter Straße.

Dieser Vorfall ereignete sich zum Glück vor Emils Arbeitsstelle, dem Krankenhaus. Dort hat man ihn dann gleich behandelt. Er hatte nur kleinere Schürfwunden und einige Prellungen, aber keinen Bruch. Nur der Spott seiner Wallensteiner tat ihm schon weh. Beim nächsten Festzug ging er dann wieder fröhlich winkend zu Fuß.

Sonderbare Therapien im Altdorfer Krankenhaus

Lustig war es im Altdorfer Krankenhaus auch ab und zu aus anderen Gründen.

Da konnte es passieren, dass einem ein mit beiden Füßen auf der Treppe vom 4. Stock ins Erdgeschoß hüpfender Patient begegnete.

Er hatte Gallen- oder Nierensteine, die damals, nach Meinung der Ärzte, durch intensives Hüpfen abwärts leichter abgehen würden.

Es gab im Krankenhaus auch junge, hübsche Schwestern. Wenn sie aber von aufdringlichen männlichen Patienten zu stark „angebaggert“ wurden, dann rächten sie sich manchmal schon auf ihre Weise, bei der Blutabnahme, dem Setzen einer Kanüle, oder beim Stechen einer Spritze. „Tut es weh? Sie sind doch ein Mann!“

Erzählung: Die Flucht aus dem Krankenhaus

Ein lustiges Erlebnis hat uns auch einmal der Krankenpfleger Stefan Bachhofer erzählt. Es war die Zeit als die ersten Gastarbeiter zu uns nach Deutschland kamen.

Eines Tages brachte das Sanitätsauto den griechischen Patienten Apostolos aus Fischbach, der laut Überweisungsschein große Magen- und Darmprobleme hatte.

Er sagte allerdings mehrmals: „Ich Gesund, keine Probleme, aber Kamerad!“

Als Krankenpfleger Stefan und eine Schwester zur Darmentleerung mit einem großen, rohrähnlichen Gerät kamen, da sprang Apostolos ängstlich und geschockt durch das offene Fenster hinaus in den Garten des Krankenhauses. Dabei rief er wieder laut seinen Standartsatz: „Ich gesund, keine Probleme, aber Kamerad!“

Nach seiner Rückkehr ins Krankenzimmer beichtete er dem Arzt, dass sein Zimmernachbar ins Altdorfer Krankenhaus eingeliefert werde sollte, sich aber zur Zeit der Einlieferung im Kino einen Film anschaute.

Apostolos gab sich bei den Sanitätern für ihn aus und wurde gleich ins Altdorfer Krankenhaus mitgenommen. Er war wirklich gesund und hatte keine Krankheit, so wie er es immer gesagt hat. Ein Problem gab es dann nur, als für ihn die unangenehmen Untersuchungen begannen.

Apostolos wurde dann im Sanitätsauto wieder nach Nürnberg gefahren und dafür sein inzwischen anwesender Zimmernachbar nach Altdorf mitgenommen.

Der sagte dann mehrmals „Ich, viel Schmerzen, brauche Hilfe!“

**Gedanken
und Erlebnisse
zu Krieg
und Frieden**

Erinnerungen und Ausblick
Vergi die schönen Tage nicht!
Denn wenn Du sie vergist, kehren sie niemals wieder:
Fälle Deinen Kopf mit fröhlichen Gedanken,
Dein Herz mit Versöhnlichkeit, Güte, Freundlichkeit, Liebe
und Deinen Mund mit einem Lachen -
und alles wird wieder gut.

Phil Bosmans,
belgischer Ordenspriester, 1922 - 2012

Die segnende Kraft Gottes
Wenn unsere Tage verdunkelt sind
und unsere Nächte finsterer als tausend Mitternchte,
so wollen wir stets daran denken,
dass es in der Welt die große segnende Kraft Gottes gibt.
Gott kann Wege aus der Ausweglosigkeit weisen.
Er will das dunkle Gestern in ein helles Morgen verwandeln -
zuletzt in den leuchtenden Morgen der Ewigkeit.

Martin Luther King,
amerikanischer Pfarrer und Bürgerrechtler, 1929 - 1968

Menschliches Leid verbindet
Ein älterer Italiener erzählte uns dort von dieser schrecklichen Zeit.
Die Erde hier in der „Zona Sacra“ ist getränkt mit dem Blut von
tausenden Soldaten vieler Nationen. Auch sein Bruder sei hier gefallen.
Er zeigte auf zwei Gipfel zwischen denen der sogenannte Eselsrcken
liegt. Dort verloren tausende von Gebirgssoldaten ihr Leben.
Er wird heute von den Einheimischen als „Der Berg der 10.000 Toten“
bezeichnet. (siehe Seite 219) Konrad Holz, Verfasser

Die schreckliche Reichsprogromnacht 1938

Der 9. November 1938, die Reichsprogromnacht, wurde zu einem schrecklichen Tag in der deutschen Geschichte.

Die staatlich sanktionierten Morde und Brandstiftungen, die Verwüstungen jener Novembernacht trafen deutsche Juden und Deutsche jüdischer Herkunft.

Mehr als 100 Menschen wurden ermordet, Wohnungen und Geschäfte deutscher Juden wurden geplündert und verwüstet, ihre Synagogen niedergebrannt.

Die Polizei schritt nicht ein. Die Justiz zog damals niemanden zur Rechenschaft.

Mehr als 20.000 jüdische Männer wurden verschleppt nach Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen. Der Aufschrei der Deutschen gegen diese staatliche Willkür und staatlich organisierte Gewalt blieb leider aus.

Das große Wunder der Synagoge in Essen 1945

Am 9. November 1938 brannte in der sogenannten Kristallnacht auch in Essen die Synagoge. Rassenhass und Rassenwahn hatten sie in Brand gesteckt. Sie brannte völlig aus und die schwarz verkohlten Mauerreste blieben als stumme Zeugen von Hass und Gemeinheit zurück.

Sieben Jahre später, im Frühjahr 1945, brannte die ganze Stadt Essen.

Die abgeworfenen Bomben der feindlichen Flugzeuge hatten die Stadt in ein einziges Flammeninferno verwandelt. Menschen rannten, schrien um ihr Leben. Tausende verbrannten in den Häusern und auf den Straßen.

Einige Bewohner Essens besannen sich auf die ausgebrannte Synagoge und flüchteten in die noch stehenden Mauerreste.

Sie blieben bewahrt. Denn dort gab es nichts mehr zu brennen.

Schon einmal hatte hier das Feuer gelodert und sich ausgetobt. Nun wurde dieser Ort der schrecklichen Kristallnacht von 1938 zur Rettung für die Menschen, die sich 1945 dorthin geflüchtet hatten.

Erinnerungen an den polnischen Pater Maximilian Kolbe

Am 14. Februar 1941 wurde der polnische Pater Maximilian Kolbe von der Gestapo verhaftet und in das KZ Auschwitz in Polen gebracht.

Nach der Flucht eines Häftlings sortierten die Bewacher am 29. Juli 1941 mehrere Männer als Vergeltungsmaßnahme zur Erschießung aus. Unter ihnen war auch der junge Ehemann Franciszek Gajownniczek, der daheim eine Frau und zwei Kinder hatte. Als er verzweifelt in Tränen ausbrach, bat Pater Kolbe den Leiter des KZ-Lagers darum, den Platz von ihm einnehmen zu dürfen.

Sie stimmten zu und mit den anderen Todeskandidaten wurde Kolbe daraufhin zum Verhungern in den berüchtigten „Hungerbunker“ gesperrt. Er und drei Häftlinge, die nach 16 Tagen noch nicht gestorben waren, wurden daraufhin am 14. August 1941 mit einer Giftspritze umgebracht und im dortigen Krematorium verbrannt.

Franciszek Gajownniczek überlebte das Konzentrationslager und kehrte zu seiner Familie zurück. Er starb 1995.

1971 wurde Pater Maximilian Kolbe in Rom von Papst Paul VI. selig- und 1982 von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen.

Bei beiden Feiern war der überlebende Pole Franciszek Gajownniczek anwesend.

Die 2007 gegründete Maximilian-Kolbe-Stiftung hat sich zum Hauptziel gesetzt die Versöhnungsarbeit in Europa zu fördern. Sie leistet heute noch durch ihre engagierte Arbeit einen wichtigen Beitrag zum Frieden in der Welt.

Erinnerungen an Pfarrer Dietrich Bonhoeffer

Bei einer Busfahrt des Alpenvereins Altdorf im Februar 1975 zum Skilaufen in den Loipen der Silberhütte bei Flossenbürg, besuchten wir auch die dortige Gedenkstätte des Konzentrationslagers von Flossenbürg.

Es war nicht nur die Betrachtung des Ortes der furchtbaren Verbrechen an den dort inhaftierten Frauen und Männern, sondern auch die Erinnerung an den von mir so geschätzten Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, die bei dieser Führung lebendig wurden.

Der Mann, der uns durch die KZ-Stätte führte, ging besonders auf das Leben von Dietrich Bonhoeffer näher ein.

Er erwähnte auch die große Chance, dass dieser im Juni 1939 in die USA hätte auswandern können, aber in Deutschland geblieben ist. Hätte er nämlich die dort angebotene Professur angenommen, so wäre er allem Ärger mit der Diktatur der Nazis entgangen und hätte nicht hier in Flossenbürg sterben müssen.

Wir hörten auch, dass Bonhoeffer die Losung vom 24. Juni 1939 aus Jesaja 28, Vers 16 keine Ruhe gelassen habe: "Wer glaubt, der flieht nicht."

So entschied er sich in Deutschland zu bleiben und für die Christen in der Bekennenden Kirche einzutreten und in der Widerstandsbewegung aktiv zu sein.

Er fühlte sich seinem deutschen Volk, seiner Christengemeinde und besonders Christus so sehr verbunden, dass er sich im totalen Staat Hitlers zum Widerstand herausgefordert sah. In seiner Zelle schrieb er noch:

"Der Mensch wird aufgerufen, das Leiden Gottes an der gottlosen Welt mitzuleiden."

Am 9. April 1945 wurde der 39-jährige Dietrich Bonhoeffer im Konzentrationslager Flossenbürg hingerichtet. Er hat bis heute in den Herzen vieler Menschen seine Spuren hinterlassen, vor allem durch das beliebte Kirchenlied: „Von guten Mächten treu und still umgeben.“ (siehe auch Seite 94)

Die französische Widerstandskämpferin Elise Rivet

Im Mai 1986 unternahmen wir eine Frankreichfahrt und besuchten dabei auch einige der früheren Kampfstätten des Zweiten Weltkrieges.

Bei der Besichtigung der Betonbunker und Schützengräben auf dem bekannten Hartmannsweilerkopf in den Vogesen, wurde auch der Name der französischen Widerstandskämpferin Elise Rivet erwähnt.

Sie trat 1913 mit 23 Jahren als Schwester Elisabeth in Lyon (Frankreich) ins Kloster ein. Später wurde sie Priorin und nahm während der deutschen Besatzung mehrere französische Widerstandskämpfer in ihrem Kloster auf.

1944 wurde sie deswegen verhaftet und in das Konzentrationslager Ravensbrück, nördlich von Berlin, gebracht. In Ravensbrück befand sich damals das größte KZ-Lager für Frauen. Elise Rivet praktizierte auch dort ihre christlichen Werte und half wo sie nur konnte. Man nannte sie „Mutter Elisabeth“ und „die Seele von Ravensbrück“, weil ihr Zuspruch die Menschen dort tröstete und aufrichtete.

Am Karfreitag 1945 wurden 500 Frauen für den Transport in ein Vernichtungslager aufgerufen und für den Abtransport zusammengestellt. Unter ihnen war auch eine junge Mutter, die verzweifelt weinte, weil sie ihr Kind im Lager zurücklassen musste. Bevor die 500 Frauen zusammengetrieben wurden, konnte Elisabeth Rivet der verzweifelten Mutter schnell noch zuflüstern, wie sie mit ihrem Kind fliehen könnte. Sie selbst ging an ihrer Stelle auf den Lastwagen und tröstete während der Fahrt die dort sitzenden verzweifelten Frauen.

Alle 500 Frauen, unter ihnen auch Elisabeth Rivet, wurden einige Tage später von den deutschen SS-Soldaten hingerichtet.

Ein Gang über das Nürnberger Reichsparteitagsgelände

Um einen Eindruck von dem Gigantismus und dem Wahnsinn der Machthaber des Dritten Reiches zu bekommen, muß man einfach einmal die riesigen Anlagen des einstigen Nürnberger Reichsparteitages gesehen haben.

Wir waren dort nach dem Krieg mehrmals und hatten mit dem Bus und zu Fuß die noch vorhandenen Anlagen der ehemaligen nationalsozialistischen Staats- und Parteiarchitektur auf dem über 20 Quadratkilometer großen Areal in der Nähe des Dutzendteichs in Nürnberg besichtigt.

Die Stadtführer gaben dabei Erläuterungen zur Geschichte dieser monumentalen Bauten, erzählten interessante Episoden aus dieser Zeit und erwähnten auch, dass auf diesem riesigen Gelände von 1933 bis 1938 sechs sogenannte "Nürnberger Reichsparteitage" stattgefunden haben. Sie dauerten immer eine Woche und wurden von 750.000 Teilnehmern und noch einmal rund 500.000 Zuschauern besucht.

Die erste Station unserer Führung war immer das Luitpoldareal, der heutige Luitpoldhain, eine riesige Parkanlage mit einem Kriegerdenkmal.

In dieser Anlage wurde damals eine der zentralen Veranstaltungen des Reichsparteitages abgehalten. Das Denkmal dort, ein hoher und tempelartiger Bau mit einem vorgelagerten rechteckigen Hof, diente den Nazis vor allem zur Weihe ihrer Fahnen und Standarten. Es wurde dann in die 1933 beginnende Umgestaltung des Luitpoldareals mit dem riesigen Aufmarschfeld, der Tribünen und dem Granitplattenweg einbezogen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 wurde dieses Wiesengelände von der Stadt Nürnberg in einen Erholungspark umgestaltet, in dem nun alljährlich auch die beiden Großveranstaltungen "Rock im Park" und "Open-Air-Klassik" stattfinden.

Zu Fuß ging es dann über die Bayernstraße weiter zum Torso der 1935 begonnenen Kongresshalle, einem hufeisenförmigen Rundbau.

Das dem Kolosseum von Rom nachempfundene Gebäude sollte als Kongress-Zentrum Platz für ca. 50.000 Menschen bieten und die größte Halle der Welt werden. Der monumentale Ziegelbau wurde mit Granit- und Marmorplatten verkleidet und hatte eine Grundfläche von 265 x 275 m sowie eine Höhe von 68,5 m.

Geplant war auch ein freitragendes Dach über der Halle. Durch den Kriegsausbruch konnte die Kongresshalle aber nicht mehr fertiggestellt werden.

Seit 2001 beherbergt sie nun das viel besuchte "Dokumentations-Zentrum Reichsparteitagsgelände Nürnberg".

Beeindruckend war auch immer der Gang durch den riesigen Innenhof der Kongresshalle, der jedem Besucher deutlich machte, dass sich nach der Ideologie der Nationalsozialisten der einzelne Mensch im Angesicht dieser gigantischen Bauten klein vorkommen müsse.

Mit dem Bus ging es dann dem romantischen Dutzendteich entlang weiter zur nahen 1939 fertiggestellten breiten und langen Großen Straße.

Diese zwei Kilometer lange und 60 Meter breite Aufmarschstraße sollte das Gelände zwischen der Luitpoldarena, dem Luitpoldhain, und dem an ihrem südlichen Ende gelegenen Märzfeld verbinden.

Diese Straße wurde perspektivisch auch so angelegt, dass ihre Achsrichtung genau in Richtung zu der sich über der Stadt erhebenden Nürnberger Kaiserburg wies.

Nach dem Krieg wurde diese Aufmarschstraße bis 1968 von der in Nürnberg stationierten US-Luftwaffe als Rollfeld benutzt.

Später als Parkplatz für die Besucher der Nürnberger Messe und des Clubstadions.

Ein Gang über das Nürnberger Reichsparteitagsgelände

Die Stadtführer erinnerten auch daran, dass dieses Gelände rund um den Dutzendteich bereits vor 1933 für die Freizeitgestaltung der Nürnberger Bevölkerung wichtig war, denn dort befanden sich viele Gaststätten, die Promenade und eine Badeanstalt und seit 1912 auch der viel besuchte Nürnberger Tiergarten. Er war damals die bedeutendste Zooanlage Süddeutschlands.

Der Tiergarten stand aber den Planungen für das Reichsparteitagsgelände im Weg und wurde deshalb 1939 auf das Gelände am Schmausenbuck verlegt.

Auf dem mit 24 bis zu 38 Meter hohen Türmen und vielen Tribünen versehenen Märzfeld, am Ende der Großen Straße, sollten die Schaumanöver und Paraden der Soldaten der Wehrmacht stattfinden.

Dieses Gelände mit einer Größe von 80 Fußballfeldern war als die größte Manöverarena der Welt geplant, wurde aber ebenfalls nicht fertiggestellt.

1966 und 1967 wurden die dortigen Türme und Tribünen gesprengt, um Platz für die Wohnbebauung des Nürnberger Stadtteiles Langwasser zu schaffen.

Im Stile der Gigantomanie war auch das vom Architekten Albert Speer entworfene Deutsche Stadion geplant, an dessen Baubeginn heute nur noch ein riesiger Grundstein erinnert. Mit 540 m Länge, 445 Meter Breite und einer Höhe von 82 Metern wäre es das größte Stadion der Welt geworden. 405.000 Zuschauer sollten darin Platz finden. Zum Vergleich: die beiden Türme der Nürnberger Lorenzkirche sind 81 m hoch. Ausgeführt wurde aber lediglich ab 1937 das Ausbaggern der zehn Meter tiefen Baugrube, sie ist der nördliche Teil des heutigen Silbersees.

Der Pionierweiher, der südliche Teil der Baugrube, wurde bis 1962 als Deponie Bauernfeindstraße (Silberbuck) betrieben. Dort und am Marienberg wurde der Schutt aus der total zerstörten Nürnberger Altstadt abgelagert.

Das Zeppelinfeld mit seiner 350 m langen Haupttribüne ist heute noch ein Anziehungspunkt. Es trägt seinen Namen, weil hier 1909 das Luftschiff des Grafen Zeppelin landete. Die dortige Tribüne mit 16.000 Plätzen wurde nach dem Vorbild des griechischen Pergamonaltars gestaltet und war mit 144 Pfeilern und einer großen Rednerkanzel ausgestattet. Von 1933 bis 1938 fanden hier die gigantischen Massenaufmärsche der jeweiligen "Nürnberger Reichsparteitage" statt.

Auf dem riesigen Zeppelinfeld standen noch sechs 50 m hohe Zuschauertribünen und 34 Türmen, in denen sich die Toilettenanlagen befanden.

Durch Sprengungen 1945 des großen Hakenkreuzes an der Tribüne durch die in Nürnberg einmarschierten Amerikaner, 1967 der Säulenreihen im Auftrag der Stadt Nürnberg und 1974 durch Abtragen der auffälligen Seitenpylone, entstand der heutige Eindruck.

18 Gebäude, viele Gleisanlagen und Bahnsteige mussten damals zur Abwicklung des Massenansturmes der Reichsparteitage beim Bahnhof Dutzendteich gebaut werden. Für die Stromversorgung der Anlagen auf dem Gelände sorgte ein eigenes E-Werk in der Regensburger Straße (heute Restaurant Mc. Donald).

Erwähnenswert ist auch das Nürnberger Fußballstadion, das ab 1933 von den Nationalsozialisten als "Stadion der Hitler-Jugend" verwendet wurde.

Am "Tag der Hitler-Jugend" trafen sich dort alljährlich im Stadion bis zu 60.000 Hitlerjungen, auf der Tribüne saßen ca. 5.000 Mädchen des "Bundes Deutscher Mädchen (BDM). Für sie wurde später in Bamberg ein eigenes Treffen organisiert.

Nach 1945 wurde das Stadion bis 1961 von der US-Army genutzt, von 1987 an stand es als "Frankenstadion" für die Fußballer des 1. FC Nürnberg zur Verfügung.

Das Rifugio Achille Papa auf der Pasubio-Hochfläche (Italien)

Wohl kaum eine Wanderung in den Ostalpen zeigt die Schrecken eines Krieges deutlicher, als die über die 1928 m hohen Hochfläche des Monte Pasubio in den Vizentiner Alpen in Italien. Im Ersten Weltkrieg war der Pasubio, in der Nähe der Stadt Rovereto, von Juni 1916 bis November 1918 Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen italienischen und österreich-ungarischen Truppen.

Mit unserem Freund Richard Bacher aus Wiesen in Südtirol fuhren wir am 27. August 1993 über Bozen und Trient nach Rovereto. In Rovereto machten wir einen kurzen Stadtrundgang und besuchten dort auch die riesige Friedensglocke, die seit 1965 zu Ehren der Gefallenen aller Nationen jeden Abend geläutet wird.

Dann fuhren wir auf der gut ausgebauten Hauptstraße hinauf zum 1162 m hohen Passo Pian delle Fugazze und kamen hier in das im Ersten Weltkrieg (1914 - 1918) so hart umkämpfte Gebiet des Monte Pasubio. Auf einer schmalen Schotterstraße erreichten wir später die Pasubio-Hochfläche und gingen von dort zu Fuß das letzte Wegstück bis zum Felstunnel Porte del Pasubio.

Hier zwischen dem langen Rücken des Monte Zugna und dem Passubio-Massiv standen sich von 1916 bis 1918 etwa 100.000 österreichisch-ungarische Kaiserjäger und italienische Soldaten (Alpinis) gegenüber. Sie errichteten Straßen und Wege, bauten Lastseilbahnen und Wasserleitungen, Barackenlager und sprengten Stollen in den Berg. Bei den Kampfhandlungen starben damals über 10.000 Soldaten.

Durch das sogenannte Pasubio-Tor gelangten wir durch den mehrere hundert Meter langen Tunnel in die sogenannte "Zona Monumentale". Wir gingen noch ein kurzes Wegstück weiter bis zum Rifugio Achille Papa (1957 m). Dieses große und heute viel besuchte Berghaus war damals das Quartier des italienischen Oberkommandos.

Auf dem Weg dorthin folgten wir zum größten Teil den alten Saumpfadern des Ersten Weltkrieges und berührten auf dieser riesigen Karsthochfläche auch einige Plätze, an denen sich die blutigsten Kämpfe dieses Gebirgskrieges abgespielt hatten.

Wir sahen noch viele Schützengräben, Tunnels, Stolleneingänge und Bombenkrater aus der damaligen Zeit.

Beim Rifugio Achille Papa, heute eine beliebte Berghütte des Club Alpino Italiano, bestaunten wir auch die von dort 700 Höhenmeter ins Tal führende "Strada delle 52 Gallerie", eine 6,3 Kilometer lange Tunnelstraße mit 52 aus den Felsen gehauenen Tunnelfenstern. 600 italienische Bauarbeiter und Mineure hatten 1917 den Weg innerhalb von sechs Monaten in die Felsflanken der Bella Laita gesprengt und geschlagen. Dieser Felsenweg sollte eine sichere Nachschublinie garantieren.

Seine Begehung ist heute für die vielen Bergwanderer bei ihrem Abstieg ins Tal zu einem echten Abenteuer geworden.

Nach unserer Einkehr in dem riesigen, aber gemütlichen Schutzhaus, gingen wir noch in die nahe "Zona Sacra", die "Heilige Zone", mit ihren verfallenen Kasernen, dem Friedhof und der Kapelle zur Hl. Maria.

Ein älterer und gut deutsch sprechender Italiener erzählte uns dort von dieser schrecklichen Zeit hier oben. Die Erde hier in der „Zona Sacra“ ist getränkt mit dem Blut von tausenden Soldaten vieler Nationen. Auch sein Bruder sei hier gefallen.

Er zeigte auf zwei Gipfel zwischen denen der sogenannte Eselsrücken liegt. Dort verloren tausende von Gebirgssoldaten ihr Leben. Er wird heute noch von den Einheimischen als „Der Berg der 10.000 Toten“ bezeichnet.

Nachdenklich verließen wir diese Stätten eines sinnlosen Gebirgskrieges in dieser so schönen Bergwelt des Pasubio-Massivs.

Das Rifugio A Papa in der Pasubio-Gruppe



Das Rifugio A Papa auf dem Monte Pasubio (Norditalien).
Darüber das Bivak „Bivaco Invernale Marzotti Sachi“.

Beeindruckendes Veteranentreffen im Dorf Ossana (Italien)

Auf Einladung der Regierung Trentino-Südtirol nahmen wir mit einigen Altdorfer Freunden am 21. August 1994 an einem italienisch-österreichischen Friedenstreffen zum Gedenken an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges in dem Dorf Ossana (früher Sulzberg) im Val di Sole in der Nähe des Tonale-Passes teil.

Der Organisator dieses Friedenstreffens im Trentino war der Ehrenpräsident des mit dem Alpenverein Altdorf befreundeten Trentiner Bergsteigerchores Gardolo und auch der Ehrenkonsul von Österreich, Mario Eichta.

Etwa 5.000 österreichische Kaiserjäger und italienische Alpinis marschierten damals in ihren schmucken Uniformen und mit ihren bunten Fahnen in einem langen Zug zum Festplatz von Ossana. Dort hielten fünf Geistliche, davon drei aus dem österreichischen Stubaital, vor einem riesigen Holzkreuz einen beeindruckenden Gottesdienst. Anschließend weihten sie noch die neue Gedenkstätte für die in den beiden Weltkriegen gefallenen Soldaten beider Nationen ein.

Danach wurde zusammen in einem riesigen Festzelt fröhlich gefeiert.

Es war für uns schon eindrucksvoll dieses friedliche Fest der ehemals verfeindeten Soldaten aus Italien (Alpinis) und Österreich (Kaiserjäger) zu erleben.

Bei den Kriegsstätten von Lavarone und Folgaria (Italien)

Auch die umkämpften Kriegsstätten des Ersten Weltkrieges auf der Hochebene von Lavarone und Folgaria in der italienischen Provinz Trentino haben ihre Geschichte.

Mit unseren Freunden aus Wiesen in Südtirol fuhren wir am 27. August 1995 nach Trient und von dort südlich weiter über den Passo della Fricca (1113 m) hinauf auf die Hochflächen von Lavarone und Folgaria.

Bei der Fahrt sahen wir noch sieben Ruinen der einstigen österreichisch-ungarischen Festungen und erreichten dann auf einer Schotterstraße die heute noch am besten erhaltene, einst mächtige Festung Belvedere/Gschwent (erbaut 1909 bis 1912).

Rund um die Festung entdeckten wir noch viele Schützengräben, Stellungen, Tunnels, Drahtverhaue und alte Barackenlager.

Diese gut erhaltene Festungsanlage wurde 1966 zu einem sehenswerten Museum ausgebaut, in dem man das beschwerliche Leben und den Kriegsalltag der Soldaten von damals noch sehr eindrucksvoll nachvollziehen kann.

Ein alpines Erlebnis war dann auch noch der Aufstieg auf einem alten Kriegspfad hinauf zur 1908 m hohen Cima di Vezzena mit ihren verfallenen Bauten aus der Kriegszeit und der beeindruckenden Aussicht.

Wir fuhren dann weiter zum Dokumentationszentrum in Lusern/Luserna.

Dort spricht man noch die zimbrische Sprache, die auf bayrische Siedler zurückgeht. Sie hatten im 11. Jahrhundert ihre Heimat rund um das Kloster Benediktbeuern verlassen und sich hier zwischen Folgaria und Lusern angesiedelt.

Das Dorf Lusern/Luserna liegt einmalig schön über dem Astico-Tal auf der weiten Hochebene von Lavarone. Am Ortseingang hieß uns ein Schild "Bolkhent atz Lusern" ("Willkommen in Lusern") in ihrer zimbrischen Sprache willkommen.

Nach einem landestypischen Mittagessen in einem der dortigen Gasthöfe, besichtigten wir noch das örtliche Dokumentationszentrum und bei der Weiterfahrt die Festungsanlagen von Fort Luserna und Busa Verle.

Mit der Befahrung der legendären "Kaiserjägerstraße" von der Hochfläche Lavarone hinab in das Suganatal nach Levico Terme und der Rückfahrt nach Wiesen endete dieser eindrucksvolle Ausflug in die Zeit des Ersten Weltkrieges (1914 - 1918).

Die beiden Kriegsberge Monte Piana und Monte Piano (Italien)

Im Ersten Weltkrieg (1914 - 1918) war das Bergplateau zwischen den beiden Bergen Monte Piana und Monte Piano in Italien heftig umkämpft. Dieser Bergrücken liegt in der Nähe des bekannten Misurinasees.

Der Wiesener Leopold Trenkwald, ein Onkel meines Südtiroler Freundes Richard Bacher aus Wiesen bei Sterzing, hatte über seine vierjährige Soldatenzeit im Ersten Weltkrieg und über die anschließende Gefangenschaft ein Tagebuch geschrieben.

Aus diesen Aufzeichnungen war zu ersehen, dass er auch auf der Hochfläche des Monte Piano und der Monte Piana als Gebirgsjäger eingesetzt war.

Das war für uns ein Grund dieses Bergplateau im Höhlensteintal bei Toblach in den Sextener Dolomiten am 26. August 1998 einmal zu besuchen.

Kaum ein anderes Berggebiet vereinigt so viele historische Momente mit dem Bild der gewaltigen Dolomiten-Landschaft, wie diese beiden Berge.

Ihrer strategischen Position wegen, waren der Monte Piano (2301 m) - die österreichische Nordkuppe des Bergmassivs - und die Monte Piana (2324 m) - die italienische Südkuppe - im Dolomitenkrieg von 1915 bis 1917 der Brennpunkt schwerer Kämpfe. Österreich durfte den Monte Piano, den Sperrriegel zum Pustertal, nicht verlieren, Italien musste ihn erobern.

Infolge der Ereignisse an der nahen Isonzo-Front räumten die Italiener allerdings am 3. November 1917 kampflos und in aller Stille den Berg und zogen ab.

Der Dolomitenkrieg war damit am Monte Piano beendet.

Wir erreichten damals über Franzensfeste das breite Pustertal und vorbei an Bruneck und Toblach den Misurinasee. Von dort fuhren wir mit einem Kleinbus auf einer schmalen Schotterstraße etwa fünf Kilometer hinauf zum 2205 m hoch gelegenen Rifugio Monte Piana Angelo Bosi.

Dieses massive Hüttengebäude ist benannt nach dem auf der Südkuppe gefallenen italienischen Kommandanten Major Angelo Bosi.

An der Außenseite der Hütte erinnerten mehrere Gedenktafeln an die am Monte Piana eingesetzten Verbände, im Innern befand sich ein kleines Kriegsmuseum.

Etwas oberhalb der Berghütte stand die 1966 allen Gefallenen geweihte Kapelle Maria Santissima della Fiducia (Heilige Mutter Gottes der Zuversicht). Sie ehrt die gefallenen Soldaten beider Nationen.

Unsere Bergwanderung ging auf den alten Frontwegen über das riesige Bergplateau, vorbei an Schützengräben, Unterständen, aufgelassenen Soldatengräbern und verrosteten Kanonen zur Nord- und Südkuppe. Dieser historische Rundweg wurde von 1977 bis 1982 vom Verein der Dolomitenfreunde angelegt. Bei seiner Begehung erlebten wir in Gedanken die aktive Geschichte, die uns zeigte, welche Leistungen und Opfer von den Soldaten beider Seiten in diesem Hochgebirgskrieg verlangt und auch erbracht wurden.

Wir dachten dabei auch an Richards Onkel, Leopold Trenkwald.

Aber da war auch noch die eindrucksvolle Dolomiten-Landschaft:

Vom 2305 m hohen Toblacher Kreuz hatten wir einen beeindruckenden Tiefblick auf Schluderbach und den Düreensee sowie schöne Fernblicke zur gewaltigen Felswand des Monte Cristallo, hinein in die Cadinigruppe und hinüber zu den bekannten Drei Zinnen und dem Paternkofel.

Wir sahen auch einige Bergsteiger mit großen Rucksäcken, die auf dem Dolomiten-Höhenweg 3 unterwegs waren und dabei auch dieses einstige Kriegsgebiet oberhalb des Misurinasees durchwanderten.

Beim Rifugio Monte Piana Angelo Bosi.



Das Rifugio Monte Piana Angelo Bosi. (2205 m) mit dem schönen Blick hinüber zur gewaltigen Felswand des Monte Cristallo.



Auf dem Soldatenfriedhof im Dorf Máleme auf Kreta

60 Jahre nach dem Kriegsende, am 14. April 2005, besuchten wir die riesige Anlage des deutschen Soldatenfriedhofs Máleme auf der Insel Kreta.

Der Linienbus brachte uns damals, vorbei an der Stadt Chaniá und dem kretischen Ferienort Platanias, zum Dorf Máleme.

Beim Anblick des Friedhofs gingen meine Gedanken wieder zurück an die eigene Kindheit im und nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich dachte auch an meinen in Russland vermissten Vater, an die Zeit der Fliegerangriffe im Raum Nürnberg und an die Schrecken des zurückliegenden Krieges.

Mit sehr nachdenklichen Gefühlen gingen wir dann über den gepflegten Friedhof mit seinem riesigen Mahnkreuz und den am Boden liegenden grauen Granitplatten mit Namen und Lebensdaten der getöteten Fallschirmspringer und Gebirgsjäger.

Hier haben 4.465 deutsche und österreichische Gefallene im Alter von 20 bis 25 Jahren aus den Kriegsjahren 1941 bis 1945 ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Die meisten starben bei der Schlacht um Kreta vom 20. Mai bis zum 1. Juni 1941 als Soldaten der Fallschirmtruppe, der Gebirgsjäger, der Marine und der Luftwaffe.

In der Nähe des Friedhofs von Máleme lag damals die Betonpiste des englischen Militärflughafens, der 1941 eines der Hauptziele des deutschen Überfalles war.

Deutsche Fallschirmjäger landeten am 20. Mai 1941 bei Máleme und an einigen anderen Orten auf Kreta. Es war das militärische Unternehmen „Merkur“.

Nach zehn Tagen blutiger Kämpfe mit britischen und griechischen Truppen - der "Schlacht um Kreta" - eroberte die Soldaten der deutschen Wehrmacht die Insel Kreta, um sie bis 1944 besetzt zu halten.

Während dieser deutschen Besatzung gingen die Kreter wieder einmal - wie so oft in ihrer turbulenten Geschichte - in den Untergrund und führten einen verzweifelten Partisanenkrieg gegen die deutschen Truppen.

Dieser Krieg aus dem Untergrund forderte auch von der kretischen Bevölkerung, vor allem von ihren Männern, einen sehr hohen Tribut.

Mehr als 15.000 Soldaten verloren während des Zweiten Weltkrieges ihr Leben auf dem griechischen Territorium. Die vier Hauptkampfgebiete waren in der näheren Umgebung von Chaniá, Máleme, Réthimnon und Íraklion.

Die Grabstätten der Gefallenen lagen weit verstreut auf dem Festland und auf den nahen kleinen Inseln. Dank des Entgegenkommens der griechischen Regierung konnte die Bergung und die Zusammenbettung der deutschen Gefallenen durch den Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge 1959 und 1960 erfolgen.

Heute noch haben die Inselbewohner diese schweren Jahre nicht vergessen, trotzdem spürten wir von ihnen bei unseren Begegnungen keine Spur von Anfeindungen. Den Kretern ist bewusst, dass die meisten deutschen Soldaten auch damals schon lieber mit dem Ferienjet gekommen wären, als hier zu kämpfen und dabei das Leben zu verlieren.

Der Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge e.V. hat diesen Friedhof in Maléme, ein gewaltiges Mahnmal gegen den Krieg und für den Frieden in der Welt, 1974 mit der griechischen Regierung geschaffen.

Nachdenklich verinnerlichten wir dort auch das an einer Tafel abgedruckte Zitat von Dr. Albert Schweitzer (Theologe und Philosoph, 1875 - 1965):

„Die höchste Erkenntnis, zu der man gelangen kann, ist die Sehnsucht nach Frieden“.

Auch wir Deutsche haben im Krieg viel Leid angerichtet

Es gab nicht nur den Holocaust und die Konzentrationslager (KZ).

Auch durch die deutschen Truppen wurde viel Unheil angerichtet.

Dafür mögen die Städte und Dörfer Warschau (Polen), Petersburg (Russland), Stalingrad /Russland), Oradour sur Glan (Frankreich) Cumiana und Ploesti stehen sowie noch hundert weitere Orte.

Der vor allem rassistisch motivierte Überfall von uns Deutschen auf die Völker Europas, die nicht arisch waren, hat Millionen Menschen das Leben gekostet.

Der Genozid in Osteuropa mit über 40 Millionen Toten muss deshalb genau so oft erwähnt werden und darf auch nicht vergessen werden. Denn auch dort wurden durch deutsche Soldaten Opas und Väter ermordet oder erschossen, Frauen und Mädchen vergewaltigt sowie Kinder entführt und auch niedergeschossen

Auch da stellt sich die Frage: wer gab ihnen das Recht deren Heimat mit ihren Städten und Dörfern anzugreifen und zu zerstören?

Ein Nürnberger Schulkamerad im Gymnasium erzählte mir einmal, dass er mit ansehen musste wie sein Vater in Polen erschossen wurde, er sagte ermordet wurde. Er selbst wurde als Schüler niedergeschossen und liegen gelassen.

Überlebt hat er nur, weil sie meinten er sei tot.

Bilanz eines verheerenden Krieges

Der Zweite Weltkrieg ging am 8. Mai 1945 lediglich in Europa zu Ende. In Fernost wütete er noch bis zum 2. September 1945, dem Tag der japanischen Kapitulation.

Die Bilanz des Zweiten Weltkrieges ist erschütternd: 58 Staaten waren beteiligt.

Sie schickten 110 Millionen Soldaten in die kaum zählbaren Schlachten.

Über 60 Millionen Menschen starben, neben den Gefallenen auch die Opfer des Naziterrors in den Konzentrationslagern, die Toten der Bombenangriffe durch das NS-Regime und durch die Alliierten in Deutschland. Flüchtlinge, Ebenso Gefangene und Zwangsarbeiter, die getötet wurden, oder die Strapazen nicht überlebten.

Mehr als sechs Millionen europäische Jüdinnen und Juden wurden ermordet.

Hunderttausende Sintis und Roma, politisch und weltanschaulich Andersdenkende, Menschen mit Behinderung oder Krankheit, Homosexuelle und weitere Minderheiten wurden verfolgt und getötet.

17 Millionen Menschen waren verschollen, weite Teile Europas zerstört.

Bereits in den letzten Kriegsmonaten begannen Flucht und Vertreibung von rund 14 Millionen Deutschen in den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches.

Die meisten Toten hatte mit 25 Millionen (andere Quellen sprechen von 27) die Sowjetunion zu beklagen. Gefolgt von China mit 15, Deutschland mit sieben und Polen mit sieben Millionen Opfern.

Mehr als die Hälfte der rund 5,7 Millionen Soldaten der Roten Armee (Russland), die im Zweiten Weltkrieg in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten, überlebten die mörderischen Bedingungen nicht.

Nach Zwangsarbeit, Hunger und Krankheit kehrten nur knapp zwei Millionen der 3,2 Millionen deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion nach Deutschland heim, die letzten im Januar 1956. Nach Angaben des Deutschen Roten Kreuzes ist das Schicksal von 1,3 Millionen deutschen Militärangehörigen bis heute ungeklärt.

Auch die Schäden waren immens. Über 1700 Städte, 70.000 Dörfer und sechs Millionen Gebäude waren in Rußland zerstört worden, über 1,6 Millionen Gebäude waren es in Deutschland.

Schreiben des DRK zu Papas Tod in Russland



DRK-Suchdienst München Chiemgaustr. 109 81549 München

Herrn
Konrad Holz
Jahnstr. 2
90518 Altdorf b. Nürnberg



Holz Konrad
Postbetr.Assistent
22.3.06 A
Altdorf/Mfr.
Uffz. 3.44
Sowjetunion

München, den 31.07.2020

**Holz, Konrad, geb. 22.03.1906
in Rasch b. Altdorf b. Nürnberg**

Sehr geehrter Herr Holz,

wir danken für Ihre Anfrage und teilen Ihnen nach Prüfung unserer Unterlagen Folgendes mit:

Der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes hat aus den Archivbeständen der Russischen Föderation Akten deutscher Kriegsgefangener und Internierter erhalten, die auf dem Gebiet der früheren Sowjetunion verstorben sind.

Darunter konnten wir auch Unterlagen für Ihren Vater Konrad Holz feststellen.

Aus der in Russisch abgefassten Gefangenenakte geht hervor, dass Konrad Holz am 06.04.1944 in sowjetische Gefangenschaft kam und am 27.05.1944 im Lager Nr. 100, Abteilung Nr. 1, registriert wurde. Unserer Kenntnis nach befand sich das Lager Nr. 100/1 damals in Saporischschja, Ukraine.

Konrad Holz ist am 26.06.1944 im Spezialhospital an Dystrophie 3. Grades verstorben und wurde auf dem Lagerfriedhof in Kapustjanskaja Balka, ein Stadtteil im Stadtbezirk Chortyzja in Saporischschja, Reihe 2, Grab Nr. 16, bestattet.

Ob sich in/bei Saporischschja heute noch eine Grabstätte befindet, auf der Gräber deutscher Gefangener erhalten und erkennbar sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir empfehlen Ihnen diesbezüglich, eine Anfrage an den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK, Sonnenallee 1, 34266 Niestetal) zu richten, um möglicherweise weitere Informationen zu erhalten.

Generalsekretariat Suchdienst

Standort München
Zentrale Auskunfts- und
Dokumentationsstelle

Chiemgaustraße 109
D-81549 München
Tel. (089) 68 07 73-0
Fax (089) 68 07 45 92
www.drk-suchdienst.de
info@drk-suchdienst.de

Aktenzeichen (bitte immer angeben)

I/6
1100112341

Anlagen

BearbeiterIn

Nataliya Schneider

Durchwahl

-239

Email

nataliya.schneider@drk-
suchdienst.de

Spendenkonto

Postbank München

IBAN:

DE49 7001 0080 0085 1008 05

BIC: PBNKDEFF

Schreiben des DRK zu Papas Tod in Russland

Eine Kopie der Auskunft haben wir an das Bundesarchiv, Abteilung PA (ehem. Deutsche Dienststelle), 13403 Berlin, Eichborndamm 179, übermittelt. Es wird gegebenenfalls die Anzeige des Sterbefalles bei dem zuständigen Standesamt vornehmen, von dem Sie auf Anforderung eine Sterbeurkunde erhalten können.

Seite 2

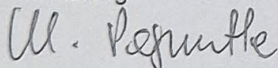
Dem Schreiben legen wir das Foto Ihres Vaters bei. Das Foto haben wir in den 1950-er Jahren von seiner Ehefrau Elisabeth Holz, geb. List, bekommen, um die Daten Ihres Vaters in die Vermisstenbildliste des DRK-Suchdienstes aufzunehmen. Die Bücher mit Vermisstenbildlisten wurden anschließend den Heimkehrern vorgelegt, um mögliche Aussagen zu den Schicksalen von Kriegsvermissten erhalten zu können.

In der Anlage zu diesem Schreiben finden Sie eine Kopie der zitierten Akte. Auf Grund der Menge der Akten, die jetzt zum Versand kommen, können wir leider keine Übersetzung für Sie fertigen. Als Übersetzungshilfe fügen wir Ihnen eine Übersicht über den Aufbau des Fragebogens bei.

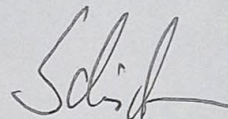
Des Weiteren finden Sie in der Anlage Kartenauszüge zur geografischen Lage des Ortes Chortyzja und Saporischschja, sowie eine Information zu Kriegsgefangenenlagern in Saporischschja, die in Form eines sogenannten „Lagerspiegels“ im Ergebnis von Heimkehrerbefragungen erstellt wurde.

Es war uns wichtig Ihnen diese Gefangenenakte zuzustellen, die ein Zeugnis der letzten Lebensstationen des Gefangenen und zugleich ein letztes persönliches Dokument Ihres Vaters ist, auch wenn vielleicht dadurch nochmals alte Wunden aufgerissen wurden.

Mit freundlichen Grüßen
Im Auftrag



Maria Poguntke
Arbeitsgruppenleiterin



Nataliya Schneider
Sachbearbeiterin

Anlagen



**NIE
WIEDER
KRIEG**

Nachwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

damit enden meine Aufzeichnungen über die ersten 20 Jahre meines Lebens, die hauptsächlich von den Ereignissen der Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit geprägt waren. Sie sind für mich zu einem Stück gelebter Geschichte geworden, auch zu einem Mahnmal für die nachfolgenden Generationen und sie sind auch bis heute die Begleiter meiner Lebensgeschichte geblieben.

Es sind Erinnerungen eines Jungen, der den Krieg nicht gesucht, aber erlebt hat.

Dieses Buch soll auch ein stiller Zeuge sein, das nicht nur erzählt vom Grauen, sondern auch von der Hoffnung, die selbst in dunkelsten Zeiten nicht erlischt.

Für alle, die verstehen wollen - Für alle, die sich erinnern wollen - Für alle, die mahnen wollen.

Ich schrieb diese Zeilen auch, damit meine Kinder und Enkel wissen, was damals alles so geschehen ist. Damit sie auch verstehen, wie kostbar Frieden ist.

Wollen wir heute dafür dankbar sein, dass wir seit dem Kriegsende 1945 in einer Demokratie und in Frieden leben dürfen. Das ist keine Selbstverständlichkeit.

Deshalb muss für uns für alle Zeiten gelten: NIE WIEDER KRIEG!

Konrad Holz, im September 2025

Der Verfasser



**Konrad Holz,
geboren am 30. März 1935,
wohnhaft in Altdorf, Jahnstraße 2.**